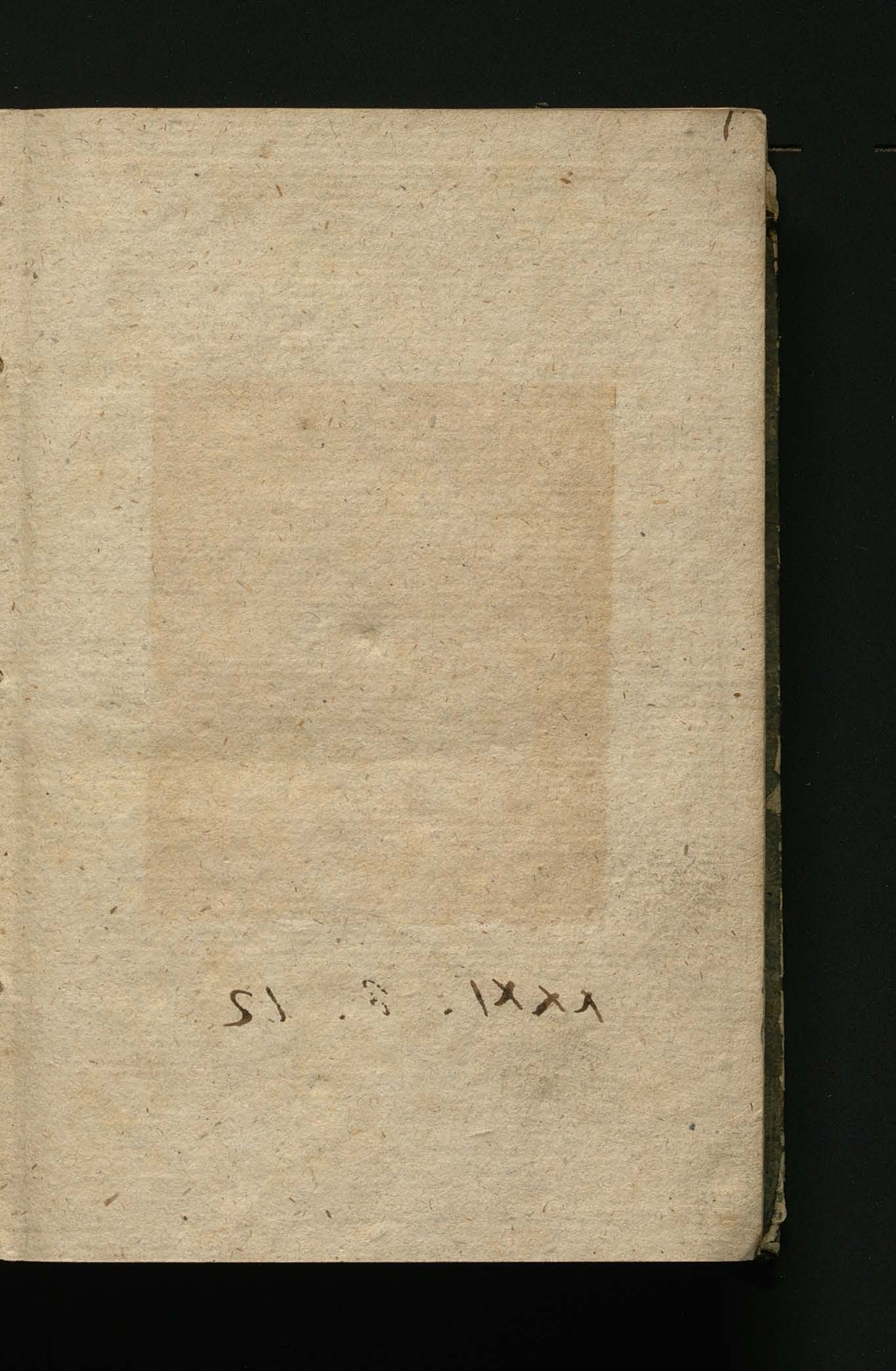

kat.komp.
30277
P

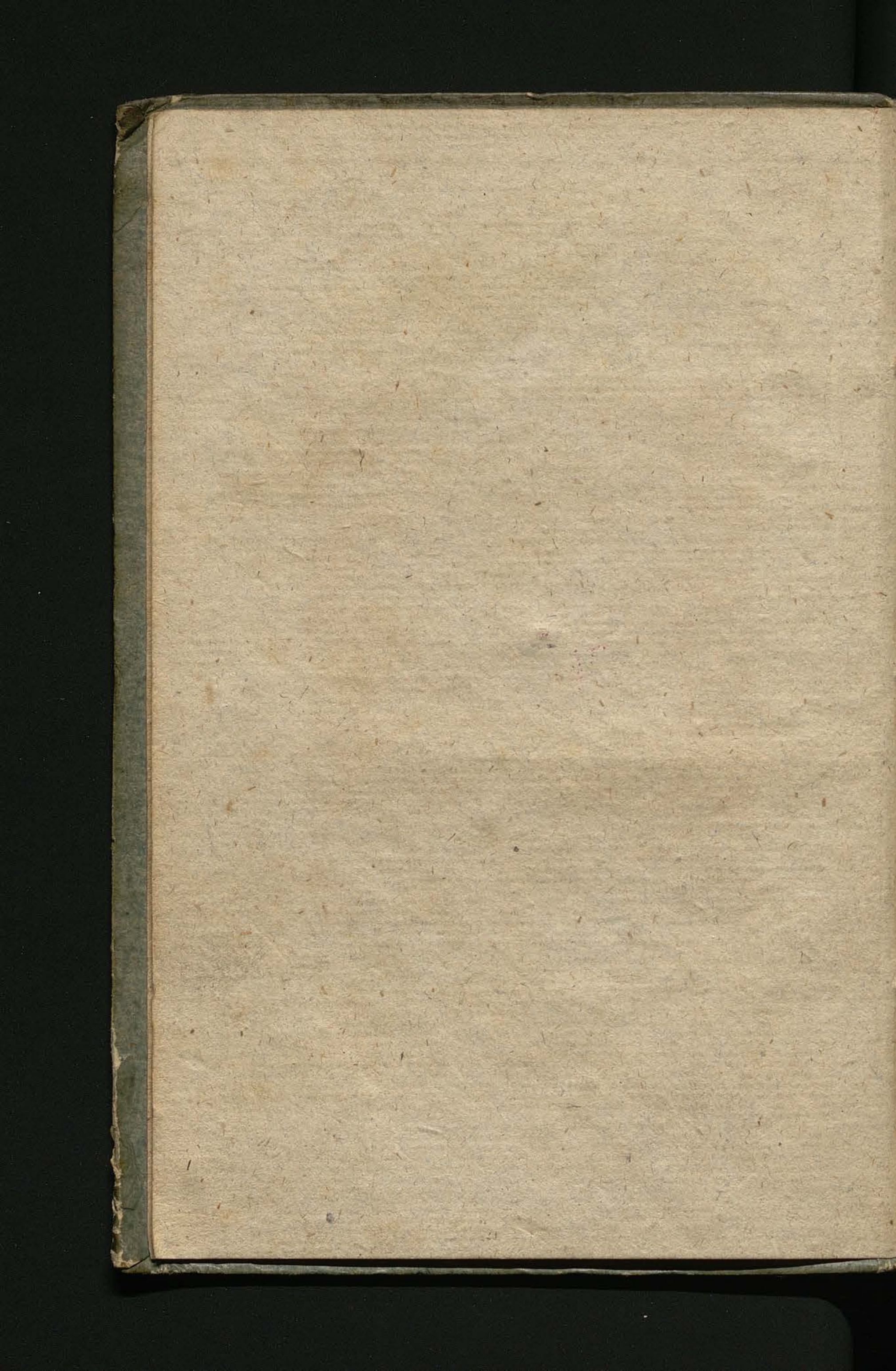
autor: Feyerabend Karl.




XXXI. 3. 12

~~pol. Geogr. 409.~~





# Kosmopolitische Wanderungen

durch

Preußen, Liefland, Kurland, Litthauen, Vollhynien, Podolien, Gallizien und Schlesien,

in den Jahren 1795 bis 1797.


BIBLIOTH. UNIV. JAGELLONICAE

In

Briefen an einen Freund.

---

Erstes Bändchen.

---

Germanien, 1798.

BIBLIOTHECA
VNIV. IAGELL.
CRACOVIENSIS

30277. I.

## Inhalt des ersten Bändchens.

### Erster Brief.



### Zweiter Brief.



### Dritter Brief.

## Siebenter Brief.



## Achter Brief.



## Neunter Brief.

## Zehnter Brief.



## Eilfter Brief.

## Zwölfter Brief.



## Dreizehnter Brief.



## Vierzehnter Brief.

## Funfzehnter Brief.



## Sechszehnter Brief.



## Siebenzehnter Brief.

## Achtzehnter Brief.



## Neunzehnter Brief.

Erster

## Erster Brief.

Danzig, 1795.

Als ich Dich und Berlin verließ, da versprach ich Dir mit einem Handschlage, Dir den ganzen Erfolg meiner abentheuerlichen Reise mitzutheilen. Der Weg, den ich nehmen wollte, war nicht bestimmt, und ist es itzt eben so wenig. »Wohin mich das Schicksal führt!« sagt' ich Dir beim Abschiede, nahm meinen Stab und mein Bündel, und wanderte in Gottes Namen, der Nase nach, zum Thore hinaus. Du kennst mein Schicksal, guter Junge! Von Jugend auf ein Spielball in den Händen jenes wetterwendischen Dinges, das man Glück nennt; von jeher geneckt, gehudelt, gemißdeu-

tet, vielmals gedrängt und oft fast zerdrückt; isolirt in der großen weiten Welt, ohne Eltern, und, fast möcht' ich sagen, auch ohne Vaterland: — so war es wohl am rathsamsten, meinen träumerischen Wünschen und Erwartungen gute Nacht zu sagen, mich unter die Menge zu verstecken, nur der Gegenwart zu leben, und mich um das, was kommen soll, wenig zu bekümmern. Und, ob's nicht besser sey, sorglos durch's Leben zu schlendern, und der Zukunft keine ängstlichen Wünsche zu weihen, — das mag der Philosoph entscheiden, der über Systeme brütet. Mir wenigstens blieb in meiner Lage nichts weiter übrig, als

Meinen Stab gelassen zu ergreifen,
Freund' und Vaterland den Rücken drehn,
mir ein lustig Wanderstück zu pfeifen,
und in Gottes Namen fortzugehn! —

Das habe ich denn auch gethan! — Menschen will ich aufsuchen, wo und wie ich sie finde, im Gallakleide und im Schlafrocke, in der Kutte und in der Alongenperüke. Gegenden will ich besehen, mit deren Beschreibung

man noch nicht dicke Quartanten voll gesudelt hat. Ueber Thorheiten will ich lachen, und der Tugend Weihrauch streuen! Auf die Art soll mir meine Wanderung mehr nützen, als wenn ich eine Menge Reisebeschreibungen lese, deren Verfasser nicht hinter dem Ofen hervorgekommen sind. — Bin ich müde, so lagere ich mich unter Gottes freiem Himmel, oder, wenn es regnet, so krieche ich in die erste beste Strohhütte, wo eine gute Familie wohnt, und träume mich da in die Zeiten seliger patriarchalischer Einfalt zurück, wo man weniger Bedürfnisse kannte als itzt, aber das Leben weiser genoß, wo man freilich von Galanterie und feiner Lebensart weit entfernt war, nicht aber vom wahren, ächten Menschensinn! —

Was mir sonst in Städten und Städtchen, in unbebauten und hochkultivirten Gegenden aufstoßt, das sollst Du, mein Freund, in diesen Briefen finden. Nur erwarte keine vollständige Reisebeschreibung von mir, die diktatorisch sagt: So soll es seyn! Was ich Dir hier geben will, ist Resultat meiner eignen ge-

machten Beobachtungen, verbunden mit dem, was ich über gleiche Gegenstände in authentischen Schriften gelesen, oder im Umgange mit erfahrnen Männern aufgeschnappt habe. Ich hoffe denn doch, daß diese Briefe manches Neue enthalten, und Dir zuweilen eine angenehme Stunde machen werden. Nimm also vorlieb mit dem, was ich Dir hier auftische! Leckerhaft ist die Speise wohl nicht; aber mäßig gewürzt, und also nicht ungesund! —

Von meiner Wanderung bis hierhin sage ich Dir nichts. Du kennst die Oerter und Menschen hier herum besser als ich; warum Dir also hinschreiben, was Du nicht mit Wohlgefallen lesen möchtest? — Der ehrliche Pommer, obgleich in seinen Kenntnissen noch hier und da ein Stockfisch, erregte doch meine ganze Theilnahme. Herzlich wohl ward es mir in der Gesellschaft dieser guten Naturmenschen. Sie reichten mir, was sie besaßen, und das mit einer Gutmüthigkeit, die man, leider! heut' zu Tage nur unter den sogenannten Barbaren findet. Ihr schwarzes Brod, ihre Milch

und ihre Butter behagten meinem Gaumen besser, als sonst die leckerhaftesten Speisen; — denn Geselligkeit würzte die Mahlzeit, und guter Muth saß bei mir zu Tische. Wenige von ihnen sind reich, viele wohlhabend, und alle zufrieden und glücklich. Dies letzte ist ja wohl der Wunsch jedes Sterblichen; — ein Wunsch, den mancher Monarch unbefriedigt hegt! — O, wie lange habe ich auch darnach gestrebt, und immer — — Da bin ich gerade im besten Moralisiren, als mein Lohnbedienter ins Zimmer tritt, und mir anschnarcht: „Gnädiger Herr, die Post geht in einer Stunde nach Berlin ab!" —

(Du mußt wissen, Brüderchen, daß ich hier, meinem Widerstreben zum Trotz, sehr oft „gnädiger Herr" gescholten werde; ein Titel, auf den ich gern Verzicht thue, und den ich vielleicht desto theurer bezahlen muß.)

»In einer Stunde schon?« — frage ich ärgerlich.

»Ei, freilich, mein Gott!« —

»Nu, so wollt' ich denn doch auch — —«

»Aberst, was den Guckguck! Sie können ja künftigen Posttag wieder schreiben!«

»Da hat Er Recht, Franz! Geschwind Pettschaft und Licht!«

Franz geht hinaus, um Licht zu holen. Ich aber unterschreibe unterdessen diesen Brief, mit der Bitte, den magern Inhalt desselben nicht zu verachten, indem ich versichere, daß die künftigen fetter seyn sollen. — Gott befohlen! —

## Zweiter Brief.

Danzig, 1795.

Mit meinem Knotenstocke in der Hand, und meinem Bündel auf dem Rücken, wanderte ich dem majestätischen Hauptthore dieser ehemaligen Reichsstadt entgegen.

»Woher des Weges? Landsmann!« ruft mich die Schildwache beim äußern Schlagbaum an.

»Von Berlin,« ist meine Antwort.

»Und geht?« fuhr er fort.

»In die Stadt.« Er lächelte.

»Wo werden Sie logiren?«

»Das weiß ich noch selbst nicht! Wo mich die Nase hinführen wird.«

»Gehn Sie mit Gott!« sprach er lächelnd, und schlug mich vertraulich auf die Schulter.

Sonderbar, dacht' ich bei mir selbst. Niemand frägt nach meinem Paß? Indeß schwieg ich, und steckte dem ehrlichen Soldaten einige Groschen in die Hand. Aengstlich sah er sich nach allen Seiten um, und fuhr dann mit dem Gelde schnell in die Tasche. — Ich wandere weiter.

»He da!« schreit mir ein vierschrötiger Kerl, mit einer brandrothen Nase, grimmig nach; »he da, guter Freund! was führt Ihr da in dem Packe?«

Das Ihr ärgerte mich doch ein wenig; ein Beweis, daß ich kein Jakobiner bin! — »Was Euch nichts angeht!« gab ich ihm verdrießlich zur Antwort.

»Nicht? das wollen wir sehen! Mich geht alles an, was hier aus- und einpassirt. Ohne

Sperrenzien also! Aufgemacht! Der Deuker, das wäre mir recht!« — Der Bramarbas machte mich lachen. Ich warf mein Bündel ab.

»Da, erhole Er sich,« sagte ich lachend; »daß Er's mir aber ja wieder gut zumacht!« Der Soldat lachte auch.

»Wie kann Er nur glauben« fragte er, »daß in dem kleinen Bündel da etwas Akzisbares stecken sollte? Schäme Er sich! Ueberhaupt ist es nicht des Königs Wille, arme Reisende anzuhalten; aber Ihr Leute übertreibt alles!« —

Der Thorschreiber brummte etwas in den Bart, wühlte meine kleinen Habseligkeiten durch, und warf mir hernach den Bündel wieder zu. »Passirt!« rief er mit gnädigem Majestätstone; »vorher aber ein Trinkgeld.« —

Ich sah ihn starr an, lachte und ging.

Der Kerl schimpfte mir nach. Gelassen kehrt' ich mich noch einmal um: »Er ist ein grober Geselle,« sagte ich; »und wenn alle Preußen sind, wie Er, so« — —

»Halt, halt!« fiel er mir triumphirend ins Wort, »ich bin ein danziger Kind!« *).

So, so, dacht' ich im Gehen vor mir hin, zeichnen sich die danziger Kinder durch Grobheit aus, so genade Gott meiner armen Gesundheit!

Im Anschauen des herrlichen Stadtthors vertieft, das wirklich seines Gleichen sucht, vergaß ich bald den groben Thorschreiber. Ein sehr edles, gothisches Gewölbe, von großen schön ausgehauenen Quadersteinen zusammengesetzt, und mit seltenen vergoldeten Figuren verziert. Es giebt einen erfreuenden Anblick, und giebt eine hohe Idee von der Stadt. Das Wappen der Stadt, zwei Löwen als Schildhalter, prangt vergoldet in der Mitte. Man hat dem alten Gebäude einen modernen Anstrich gegeben, und die Figuren wieder aufgefrischt. Ich weiß nicht, so wohl es auch dem

---

*) Danziger Kind, ein bekannter Stadtausdruck, der ehemals sehr Mode war, und auf den man sich sehr viel zu Gute that.

Auge gefällt, so scheint es mir doch nicht passend, das flüchtige Moderne mit dem ehrwürdigen Antiken zu vereinbaren. Ich wenigstens wünschte von allen altgothischen Gebäuden die Renovata weg.

In dem Gewölbe dieses Thors ist die sogenannte Lärmkanone, deren Mündung nur zu sehen ist, weil der ganze übrige Theil in einem verschlossenen Nebengewölbe steht. Sie hat einen ungeheuern Umfang, und muß eine fürchterliche Explosion machen. Bei der ehemaligen republikanischen, oder, besser zu sagen, aristokratischen Verfassung, ward diese Kanone gebraucht, um die Bürger bei unruhigen Zeiten schnell zu versammeln. Bei dem ersten Ruf derselben, der gewiß in der ganzen Stadt zu hören ist, mußte sich die Bürgerschaft bewaffnet auf die bestimmten Lärmplätze begeben, und daselbst die weitern Verhaltungsbefehle des Magistrats abwarten.

Sobald man aus dem Thore in die Stadt tritt, erblickt man zur linken Seite ein massives Gebäude, mit einem beträchtlich hohen

Thurme. Auf meine Erkundigung sagte man mir, es sey das sogenannte Stockhaus, in welchem eine Menge Verbrecher aufbehalten wären, die zur Straßenreinigung und andern dahin abzweckenden öffentlichen Arbeiten gebraucht würden. So viel ich erfuhr, so werden diese Menschen, so verabscheuungswürdig sie sind, nicht schlecht gehalten; sie haben einen eignen Prediger, der vom Rathe besoldet wird, und ihnen alle Sonntage Religionsvorträge halten muß. Diese lobenswerthe Einrichtung freute mich wirklich, und gab mir eine gute Idee von den Danzigern wieder, die der grobe Thorschreiber in mir sehr heruntergestimmt hatte.

Noch besah ich das Langaßerthor, welches den Eingang in die eigentliche Stadt verschließt. Es ist ebenfalls massiv gebaut, und mit schönen Kolonaden und einem Dockengeländer verziert.

Um indeß weiter zu wandern und zu beschauen, war ich zu hungrig, auch sehnten sich meine Beine nach Ruhe. Auf der Stelle also

erkundige ich mich nach der ersten besten Auberge, und man zeigt mir eine an. Getrost und voll Hoffnung wandere ich darauf los. Ein altes Mütterchen, so ziemlich im Hogarthschen Geschmack, begegnet mir am Eingange.

»Kann ich hier einige Tage logiren?« frage ich mit der Höflichkeit eines Fußgängers.

Madame macht große Augen, begafft mich von Kopf bis zu den Füßen mit vielem Nachdenken, und antwortet endlich mit der Grobheit eines Gastwirths: »Nein!«

»Nicht? Man hat mir's doch gesagt.«

»Gesagt oder nicht gesagt, Mosje! Wir beherbergen keine Handwerksbursche.«

Ha, ha, denk' ich, die Equipage macht den Mann! und ich will fortgehen.

In dem Augenblicke tritt mir ein kleines Kind an, und bettelt. Ich ziehe meinen Geldbeutel, der, wie Du denken kannst, noch ziemlich gespickt war.

Madame reißt ihre Kalbsaugen auf, sieht bald auf mich, bald auf den Geldbeutel, und ihr Mund verzieht sich zu einer affrösen Freund-

lichkeit. »Ach, Herr Jemine!« spricht sie, und schlägt verwundernd die knöchernen Hände in einander; »ach, Herr Jemine, wer hätte das gedacht!«

»Was denn?« frage ich gleichgültig.

»Ach, Herr Jemine, Ew. Gnaden sind ein gnädiger Herr! Wer kann aber das auch denken? Ew. Gnaden haben nur Ihren gnädigen Spaß mit mir treiben wollen. Nu seh' ich wohl meinen Irrthum ein! Vergeben Ew. Gnaden nur so als meine Grobheit, wollt' ich man sagen. Na, Ew. Gnaden werden doch bei uns bleiben? Ist's Ihnen nicht gefällig, hineinzuspazieren? Na, belieben Ew. Gnaden nur! Sie sollen mit allem bedient werden. Ihr Zimmer werd' ich sogleich besorgen. Ih, Herr Jemine, wer hätte das gedacht!« Sie watschelte geschäftig fort, ohne mich zu Worte kommen zu lassen.

Ich hatte große Lust, fortzugehen; allein Hunger und Ermüdung gaben mir die heilsame Lehre: Behandle den Narren nach seiner Weise! und so folgte ich ihr. Kaum

aber war ich eine halbe Stunde allein, als ein Lohnbedienter hereintrat, und mir mit lästigen Komplimenten seine Dienste anbot. So ein Mensch, dacht' ich, ist gut und nicht gut, je nachdem man's nimmt. Indeß ich nahm ihn an, und fand bald, daß mein Herr Franz, den lästigen Komplimententon abgerechnet, der eine Folge seines Gewerbes ist, ein grundehrlicher Kerl war.

Ich war zu müde, um den Tag noch einige Besuche zu geben; ich warf mich daher in meinen Schlafrock, aß und trank, was mir meine geschwätzige Wirthin schickte, und legte mich nachher mit meiner Tabakspfeife ins Fenster. Mein Zimmer hat eine äußerst angenehme Lage. Die Aussicht nach dem mit Kastanienbäumen bepflanzten Stadtwall ist sehr reizend. Dieser Wall ist die Promenade der schönen danziger Welt. Eine Menge Männer, Weiber und Mädchen schweben mir vorüber, und mein Blick verweilt bei manchem hübschen Gesichtchen. Mein Herz hüpft dem holden Geschlechte entgegen, und nie werde ich es ver-

achten lernen, ungeachtet eben ein Mädchen die Ursache meiner Leiden und meiner widrigen Schicksale ward. Es ist doch herzlich schön im Arm eines guten Weibes, und die Engel im Himmel freuen sich gewiß darüber eben so sehr, als über einen Sünder, der Buße thut. Wahrlich! ich müßte Bürger schon lieben, wenn er auch sonst nichts Schöneres gesagt hätte, als da er vom Weibe sang:

Sie küßt des Mannes Thräne auf,
und streut mit Blumen seinen Lauf!

Doch, warum sage ich Dir das; Dir, der Du längst im Arm Deiner Charlotte alle diese Freuden empfunden hast? — Du, ein Praktikus in den Freuden gesetzmäßiger Liebe, und ich? ein theoretischer Träumer! — Freund, für heute kein Wort mehr. Ich muß wieder zum Fenster hinaussehen, und mich erholen. Gehab' Dich wohl!

## Dritter Brief.

Danzig, 1795.

Nach und nach fange ich an, Bekanntschaften und Besuche zu machen; eine Sache, die eben

nicht ganz leicht ist, weil man sich hier meistens in Familien zusammenhält, und mit seinem Zutrauen gegen Fremde äußerst sparsam ist.

Der Erste, den ich allen andern vorzog, war der, als Mensch und Gelehrter sehr verehrungswürdige Doktor und Professor Blech; einer von jenen seltenen Menschen, die den Mann in jedem Kleide ehren, und von Stolz und Eigennutz gleich weit entfernt sind. Schon in meiner Jugend genoß ich das Glück seiner Freundschaft, und ich werde es nie vergessen, was ich ihm schuldig bin. Er empfing mich mit freundschaftlichem Wohlwollen, erkundigte sich angelegentlich nach meinen Schicksalen, und bedauerte sehr, daß mir keiner meiner Plane gelingen wollte. Er ist ein Mann in seinen Mitteljahren, mit einer sanften, einnehmenden Gesichtsbildung, von vieler Herzensgüte und gutmüthigem Karakter. Sein Körper ist schwach und kränklich, indeß kann er bei seiner mäßigen Lebensart hoffentlich alt werden. Beim Abschiede bat mich der freundliche Mann, ja recht oft wiederzukommen, so

lange ich mich hier aufhalten würde. »Wo ich helfen kann,« sprach er, und drückte mir mit Wärme die Hand, »da helfe ich gewiß; und kann ich das nicht, — nun, so entgeht Ihnen doch mein guter Rath nicht!« —

Ich verließ den edlen Mann mit einem frohen Gefühle. Mein Franz merkte meine Gedanken, und fing an, sich in Lobeserhebungen über den biedern Arzt zu ergießen, den ich so eben verlassen hatte. Daß ich ihm nicht zu schweigen gebot, kannst Du leicht denken; denn wer hört nicht gern Karakterzüge eines seltenen Mannes? —

In einigen andern Häusern, wo ich ebenfalls Briefe abzugeben hatte, ward ich fast durchgängig mit zuvorkommender Güte und Freundschaft aufgenommen. Lieber Gott, dacht' ich am Abende, wären alle Bewohner dieser Stadt so, wie die wenigen, die ich heute kennen lernte, welch' ein Paradies würde hier seyn! — Aber auch hier wird wohl manche Außenseite blenden, indeß im Innern ein gefräßiger Wurm wohnt. Bosheit und Güte

leben auch hier wohl, wie überall, zusammen. Das ist nun schon einmal so die Einrichtung der Natur, wodurch sie weise Absichten bezweckt. Auf den Inseln der Südsee und im kultivirten Deutschlande ist hierin wohl die Welt sich gleich. Doch, zur Sache!

In stillen Betrachtungen über mein Schicksal vertieft, wandere ich durch die Straßen, ohne eben sehr auf das Acht zu geben, was um mich herum vorgeht. Ein durchdringender Ausruf weckt mich aus meinen Phantasien; ein paar starke Arme umfassen mich, und mit einem »Bist Du es? Bruder!« stürzt mir eine wohlgekleidete Mannsperson um den Hals. Noch steh' ich und staune; endlich raffe ich meine fünf Sinne zusammen, und, siehe da! ich befinde mich in den Armen meines alten Universitätsfreundes A**. Ist es möglich, — rufe ich so laut, daß die Vorbeigehenden große Augen machen, und sogar stille stehen, — ist es möglich, Brüderchen! Du hier?

»Per tot varios casus!« ist seine Antwort, und eine neue Umarmung sagt mir's, daß ich nicht träume.

»Aber, sag' mir nur um's Himmels willen, wie kommst Du hier her? Ich vermuthete Dich ja in Hannover.«

»Und ich Dich in Berlin! Doch, das läßt sich besser am Abend bei einer Flasche Rheinwein erzählen; hier ist nicht der Ort dazu. Sieh' nur, wie der Janhagel uns neugierig angafft!«

Ich blicke auf, und wirklich stehen eine Menge Menschen um uns herum, die uns anstaunen. Herzensergüsse müssen also hier etwas Seltenes seyn. Ich bin im Begriff, bitter zu werden. Aber über diese Menge weg, was erblicke ich plötzlich! Mein Kopf wird schwindlich; unverwandt faßt mein Auge den einzigen Gegenstand, und konvulsivisch drücke ich die Hand meines wiedergefundenen Freundes. Ein schallendes Gelächter, mit einem »Was träumst Du?« begleitet, bringt mich einigermaßen wieder zu mir selbst.

»Bruder,« frage ich mit gierigem Ungestüm, »wer ist das Mädchen, die dort gegen uns über sich an der Thüre lehnt?«

Er sieht auf; eine schnelle Röthe überzieht sein Gesicht; mit Ungestüm faßt er mich beim Arm, und schleppt mich fort.

»Wohin?« frage ich halb verdrießlich.

»Fort von hier! Du taugst nicht mehr für diese Stelle.«

Ich folge gezwungen; aber unwillkührlich wendet sich mein Auge von Zeit zu Zeit nach dem herrlichen Mädchen. Eine solche Grazien-gestalt glaubt' ich noch nie gesehen zu haben. Venus und Diana schienen schwesterlich in ihr vereinigt; ein Himmel voll Seligkeit lag in dem einzigen Blicke, den sie auf mich warf.

Verdrießlich sagte endlich mein Freund in seinem gewöhnlichen Studententone: »Quid juvat adspectus, si non conceditur usus? — Und, Brüderchen, damit ist's nichts! Eher kannst Du eine Heilige zur Unzucht bewegen, als Jener ein freundliches Lächeln abgewinnen. Sie ist Dir ein armes Bürgermädel; aber ihr Stolz ist ohne Grenzen. Eine Zigeunerin hat ihr einmal einen Grafen zum Manne versprochen. Auf diesen Grafen wartet sie nun schon volle

fünf Jahre, und möchte darüber wahrscheinlich zur alten Jungfer werden. Aber sie glaubt steif und fest, daß er noch kommen müsse, und ihr Vater ist Thor genug, die Tochter in ihren Narrheiten zu bestärken. Wenn ich Dir rathen kann, so siehe nicht mehr nach ihr. Hübsch ist sie, das ist wahr; aber sie hat manchen ehrlichen Kerl zum Narren gemacht. Selbst mich, — kannst Du das glauben? — selbst mich hatte sie in ihren Schlingen. Ich seufzte wie Siegwart, und ward, stelle Dir's vor, sogar ein Dichter aus Liebe! Ihre Haare, ihre Fingerspitzen, ihren Mund, ihre Füße, ihre Augen, selbst ihren Unterrock habe ich besungen, um ein gnädiges Lächeln mir zu erwerben; — umsonst! Sie blieb kalt, und lachte, wenn ich vor Liebe rasend werden wollte. Diese vergebliche Mühe ärgerte mich denn endlich; spottend sagte ich zu mir selbst: »Liebling der göttingischen Schönen, Du seufzest zu den Füßen einer spröden Dirne?« — Dieser Spott bewirkte in mir eine heilsame Scham; als ein reuiger Sünder seufzte ich »pater peccavi!«

und die Liebe glitschte von meinem Herzen herab!« —

Mein Freund schwatzte noch viel, um mir meine aufkeimende Leidenschaft aus dem Sinne zu reden. Allein, hatte mich das Mädchen wirklich so bezaubert, oder hatten mich Madame Venus und ihr buhlerischer Sohn abermals zum Ziel ihrer Rache gewählt, genug, meines Freundes Worte hafteten nicht recht. Ich behielt also den Muth, das Mädchen auf die Probe zu stellen. Zugleich nahm ich mir aber auch vor, im Fall mein Freund Wahrheit gesprochen hätte, mich und mein ganzes Geschlecht auf eine empfindliche Weise an ihr zu rächen. Indeß ließ ich davon meinem Freunde nichts merken, stellte mich gläubig, wie ein junger Kandidat, der beim Ansuchen um eine Pfarre von den altgläubigen Herren Examinatoren um seine Orthodoxie gefragt wird, und ließ ihn fortreden. Endlich standen wir vor meiner Wohnung. A** nahm Abschied, versprach, zum Abende wiederzukommen, und ging. Ich aber, anstatt auf mein Zimmer zu gehen,

wanderte wieder zur Thür hinaus, nahm meinen Weg links, da A** ihn rechts genommen, und vertiefte mich wieder in neue Pläne.

Mein Franz schien aus mir nicht recht klug werden zu können, und brummte einmal über das andre unter'm Bart: »Was soll doch das?« — Ich hörte es, lachte und schwieg. Endlich, nachdem er mir eine gute Viertelstunde gefolgt war, und gestanden hatte, wo ich stehen blieb, schien er seine Zunge nicht mehr in Gehorsam erhalten zu können.

»Aberst, gnädiger Herr, Ihr Gnaden« — fing er in seiner gewöhnlichen Mundart an, — »sind Sie denn gar nicht neuschierig, die Kurjostäten dieser Stadt zu besehen?« — —

»Ih freilich, lieber Franz,« gab ich ihm zur Antwort, voll Unwillen über mich selbst, daß ich schon acht Tage hier war, und noch nichts von dem gesehen hatte, was jeder vernünftige Reisende am ersten beobachtet. Nun konnte ich freilich wohl denken, daß mein Herr Franz eben keine geschmackvolle Auswahl bei den vorzuzeigenden Kuriositäten treffen würde;

indeß konnte ich doch erwarten, daß mir, wo nicht alles, doch wenigstens vieles davon interessiren würde, also überließ ich mich seiner Leitung. Das erste, wohin er mich triumphirend führte, war in den sogenannten Junker- oder Artushof. Dies Gebäude steht auf dem langen Markte, mitten unter andern, zeichnet sich aber schon wegen der äußern Bauart vor den übrigen aus. Es ist mit schönen Kolonaden und vergoldeten Figuren von oben bis unten geziert; ein flaches Dach und das ganze Gebäude fällt schön ins Auge. Vor demselben steht ein schöner Springbrunnen, der sehr gut gearbeitet ist, und auf demselben Neptun, mit seinem Dreizack in der Hand. Um die Mittagszeit wird er geöffnet, und ergötzt sodann die gaffende Menge mit seinen verschiedenen Wasserauswürfen. Der Junkerhof selbst dient itzt den Kaufleuten zur Börse, ist aber eigentlich zu einem Lustsaale für den englischen König Arthur eingerichtet, weshalb er auch seinen Namen führt. Einige breite steinerne Stufen führen hinauf. Sobald man hinein-

tritt, erblickt man in der Mitte die Bildsäule König Augusts des Dritten von Polen von weißem Marmor, sehr schön gearbeitet. Das ganze innere Gebäude ist tempelartig gewölbt, und ruht auf mehreren Pfeilern. Einige vortreffliche Gemälde ergötzen das Auge; dem Kenner aber müssen sie freilich ein noch größeres Vergnügen machen. Den Ritter George, wie er den Lindwurm tödtet; Endymion, der von Dianen in einen Hirsch verwandelt wird; die Geschichte der sogenannten babylonischen Hure: — das und noch mehrere unbedeutendere Dinge findet man hier um und in den Wänden recht gut gearbeitet. Mein Franz wußte mir diese Geschichten mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit zu erzählen; aber seine Erzählung war so verstümmelt und dabei so originell, daß ich an mich halten mußte, um nicht zu lachen.

Nachdem ich alles lange genug begafft hatte, wende ich mich, um hinauszugehen. »Aberst, Ihr Gnaden, gnädiger Herr,« ruft mir mein Franz zu, »belieben Sie doch noch

zu bleiben! Mein Seel', nun kommt das Kurjosementeste! Na, belieben Sie 'nmal da zu schauen!« — — Er zeigte auf einen großen Ofen, der in einer Ecke dieses ungeheuren Saales steht.«

»Nun, ich sehe! Was soll das aber?«

»Aberst nee! Das ist doch gar gewaltigen groß; wenn der 'nmal sollte gehözt werden! — Belieben Ihr Gnaden nur 'nmal näher zu treten! Was menen Ihr Gnaden, künnten Sie wohl den Ofen umspannen?«

»Warum nicht?« — Der Ofen war wohl gewaltig hoch, aber durchaus ohne proporzionirliche Breite. Ich wollte also dem ehrlichen Kerl seinen Willen thun, und breitete meine Arme aus; allein er riß mich zurück.

»Nee, nee, Ihr Gnaden lassen's man bleiben! 's hat gar 'ne kurjosige Bewandtniß mit dem Dings dar! — Sehn Ihr Gnaden, 's ist man um 'nen Fremden zu fuppen; — nehmen's nicht vor übel!«

»Ach, es wird so ein Eulenspiegelstreich seyn!« sagte ich halb verdrießlich.

»Recht, recht, Ihr Gnaden; 's ist Eulenspiegel! Aberst lassen sich Ihr Gnaden nicht wieder fuppen; — hab's Ihnen man sagen wollen! Nehmen's nich für übel.«

Ich war nicht begierig, die weitere Geschichte dieses Eulenspiegels zu hören, und auch Du wirst es eben so wenig seyn. Also darüber kein Wort mehr!

Das Rathhaus steht in eben dieser Gegend, und ist ebenfalls ein sehr sehenswürdiges Gebäude; vorzüglich aber fällt der hohe, spitzig zugebaute Thurm desselben prächtig ins Auge. Dieser Thurm enthält ein Glockenspiel, das durch Walzen in Bewegung gesetzt wird. Jede Stunde vor dem Glockenschlage klimpert es, erbärmlich genug, einen Vers eines geistlichen Liedes. Das Rathhaus soll in seinem Innern einige sehr schöne Zimmer haben, die besonders durch ihre Stukkaturarbeit merkwürdig sind; indeß, da ich sie nicht gesehen, so kann ich das nicht entscheiden. Unter dem Rathhause ist hier ein Gefängniß für kleinere Verbrecher aus der Volksklasse; in der Mitte

und oben sind noch zwei andre für die Bürger; beide unterscheiden sich, wie die Bürger selbst, in die kleine und die große Bürgerstube. Ehemals hätte es für ein Verbrechen gegen alle Gesetze gegolten, wenn man einen Kleinbürger in die große Bürgerstube gesetzt hätte; so groß war der Abstand zwischen den Bürgern selbst in dieser sogenannten freien Reichsstadt! — Der Kaufmann, stolz auf seinen Stand und auf seinen Reichthum, verachtete den Handwerker, und dieser behandelte dagegen die noch geringeren Gewerbsmenschen mit einer unbilligen Geringschätzung. Selbst die kleinern Handelsleute waren das Echo der größern, und demüthigten sich vor ihnen, wie vor ihren Beherrschern. Aber über alle erhaben standen ehemals die Priester. Nirgends waren sie vielleicht so lange Zeit, gleich den Göttern, geehrt, als hier. Wenn sie sich auf der Straße zeigten, so stellten sich die armen Leute in Reihen mit den Mützen in der Hand, und küßten Seiner Ehr-, Wohl- und Hochwohl-Ehrwürden den Zipfel des Kleides,

indeß diese stolzen Diener der edelsten Religion mit triumphirendem Lächeln vorübergingen, und den armen Anbetenden kaum eines gnädigen Blicks würdigten. Doch fand man immer auch in dieser Klasse und in dieser Stadt edle, wohlwollende Menschen; Männer voll erhabenen Gefühls von dem Werthe ihres Standes; Männer, die ganz dem Muster ähnlich waren, dessen schöne Lehren sie predigten; Männer, ohne Vorurtheil und Wahnglauben, voll Muth für die Wahrheit, voll Entschlossenheit, sie zu verkündigen. Ich könnte hier mehrere nennen, deren Namen mir ewig unvergeßlich bleiben werden, die ich innig verehre, und deren große Seelen mir ewig vorschweben; aber meistens mußten sie sich zu Formen bequemen, wie das noch, leider! fast überall der Fall ist, und wehe ihnen, wenn sie die Gedanken ihrer Seele hätten laut werden lassen!

Freund, wann wird sich das ändern? — Wann wird man endlich aufhören, Denk- und Gewissensfreiheit zu verfolgen? Wann wird endlich die edelste Religion nicht mehr in For-

men gedrückt? — Ist es nicht eine Schande unsers sogenannten philosophischen Jahrhunderts, bei dem alten Schlendrian stehen zu bleiben, und für die richtigsten Neuerungen keinen Sinn zu haben, aus dem albernen Grundsatze, weil es Neuerungen sind? Wann wird man endlich den alten Sauerteig ausfegen, der schon dem Apostel Paulus zuwider war? — Freund, es kommt eine Zeit, da sich die verstümmelte Religion an denen rächen wird, die sie verstümmelten. Ob wir diesen Tag der heiligen Rache erleben werden, ist Gott bekannt; aber wann er erscheint, so werden wir ihn gewiß im Himmel mitfeiern. —

Wundere Dich nicht, lieber Junge, daß ich hier so heftig werde, daß ich hier, so zu sagen, die Gelegenheit vom Zaune abbreche, um einem so beliebten Stande Bitterkeiten zu sagen. Ich verachte diesen Stand nicht, deß ist Gott mein Zeuge! und vielleicht fände er nirgends einen redlichern Vertheidiger, als mich, wenn jeder Prediger das wäre, was er

seyn sollte: Lehrer und Vorbild der Religion, die er verkündet. Aber wie viele sind das nicht? Wie viele heucheln und betrügen nach Wüllkühr? — Lies hier ein Beispiel, und betrachte das, was ich bis dahin geschrieben, als Einleitung zur folgenden Erzählung.

Ich gehe mit meinem Franz die lange Gasse hinunter, und habe ihn, um mit ihm zu plaudern, an meine Seite genommen. Auf einmal bleibt er vor einem Hause stehen, und nimmt ehrerbietig den Hut ab. Ich sehe hin. Dicht an der Thür dieses Hauses steht, von außen an die Mauer gelehnt, ein großer, riesenartiger Kerl, aus plumpem Holz gehauen, mit einer allmächtigen Keule in der Hand, und auf seinen Schultern huckt ein kleines Kind mit einer Weltkugel. »Was bedeutet das?« frage ich meinen Franz.

Er sieht mich bedenklich an. »Aberst wissen Ihr Gnaden das wirklich nicht?« —

»Wenn ich's wüßte, so würde ich Ihm nicht fragen.«

»Ei, der unschuldige Herre Gott! Aberst

Ihr Gnaden könnten das doch och wissen; es steht ja in der Bibel!«

»In der Bibel? Ich habe dies Buch doch mehreremale gelesen; aber ich erinnere mich keiner Stelle, wohin dies deuten könnte.«

»Aberst, Du mein Gott, das ist ja der heilige Christoph!«

»Wer war der heilige Christoph?«

»Nu sehe man! Ihr Gnaden, das war ein großer Heiliger, der hat gelebt in Asina. (Er wollte Asia sagen.) Nu, sehn Sie, der geht 'nmal spazieren, und kommt an 'nen großen Fluß, wo å klenes Kind steht, was nicht herüberkommen kann. Das Kind bittet den großen Christoph, er soll ihn doch herübertragen; das thut denn och der gute Mann. Na, was geschieht? So wie sie herüber sind, so verwandelt sich das klene Kind in 'nen Engel, und spricht zum heiligen Christoph: Christoph, sagt es zu ihm, Dir ist große Barmherzigkeit erfahren; denn Du hast den Herrn der Welt auf Deinen Schultern getragen! — Und damit verschwindet der Engel! — Nu sehe man, Ihr

Gnaden,

Gnaden, da ist denn nu der heilige Christoph hier leibhaftig abgekonterfayt, und da ist och das Kind Jesus, das er auf die Schultern trägt!«

»Ja, ich erinnere mich, eine ähnliche Geschichte in einem alten Legendenbuche gelesen zu haben; aber in der Bibel steht das nicht, mein Freund!«

»Nich? Aberst so steht's doch in einem andern Buche, was eben so gut ist, als die Bibel.«

»Wer hat Ihm diese Geschichte erzählt?«

»Wer? Je, Du lieber himmlischer Herr, mein Herr Beichtvater, der Herr Prediger **.«

Er nannte hier einen Namen; — ich nenne ihn nicht wieder. Jeder Legendenträumer mag sich spiegeln!

»Lieber Freund, glaube Er solche Possen nicht; das ist Unsinn!«

Franz schlug die Hände über den Kopf zusammen: »Aberst, mein Gott! Ihr Gnaden sind doch keen Unchrist?«

»Ich bin ein Christ, ein guter Christ; ich

liebe Gott, wie ich soll, und verehre Jesum und seine Lehre! Aber dergleichen Albernheiten hat Jesus niemals gelehrt.«

»Aberst, mein lieber himmlischer Vater! wie kommen Sie mir vor, Ihr Gnaden?«

»Lieber Franz, hier ist der Ort nicht, darüber weitläuftig zu reden; aber wenn wir nach Hause kommen, so will ich Ihn eines Bessern überzeugen.«

»Ueberzeugen? Nee, nee, Ihr Gnaden, ich will nicht überzeugt seyn! Mein Herr Beichtvater sagt, man muß seine Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam des Glaubens.« —

»Sagt er das? O der liebe Herr Beichtvater!«

»Ja wohl, ja wohl, der Liebe! Der weeß enem die Hölle recht heiß zu machen!«

»Weiß er? O, der göttliche Mann!«

Ich schwieg und ärgerte mich, und noch itzt werde ich heftig, wenn ich daran denke. Aber ich will nicht mehr bitter werden; es ist also besser, daß ich heute schließe.

## Vierter Brief.

Danzig, 1795.

Heute besah ich die Dom- oder Marienkirche. Der außerordentlich hohe, oben abgestumpfte Thurm dieses Gotteshauses war mir schon lange verwundernd in die Augen gefallen. Das ganze Gebäude ist ein großes gothisches Gewölbe, worin meine Fußtritte wiederhallten. Die Menge der Altäre fiel mir auf, und ich hätte glauben müssen, in einem katholischen Tempel zu seyn, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er den Protestanten gehöre. Ich mußte also muthmaßen, daß in diesen Altären einige ehrwürdige Denkmähler alter Kunst aufbehalten würden, und daß man tolerant genug gedacht hatte, diese edlen Denkmähler nicht zu zerstören. Wirklich fand ich auch, bei näherer Betrachtung, daß dieser Tempel eine seiner ersten Schönheiten verloren hätte, wenn diese Altäre zerstört worden wären. Ich ließ mir einige dieser Altäre öffnen, und fand darin verschiedene schöne Gewölbe, die mich, ob-

gleich ich, wie gesagt, kein Kenner bin, doch mit einer Art staunender Begeisterung erfüll- ten. Unter diesen Gemälden zeichnet sich, be- sonders eindrucksvoll und schaudernd, die Dar- stellung des jüngsten Gerichts aus. Ein unge- wöhnliches Gefühl ergriff mich; ich konnte meine Augen nicht davon wegwenden, und doch hat der Anblick eben nichts Erfreuliches. Der Ernst des Richters in den Wolken, die gräßliche Verzweifelung der Verdammten, das ängstliche Erwarten der noch Ungerichteten, und endlich das Vorgefühl himmlischer Freude un- ter den bessern Menschen: — das alles macht zusammen einen lebhaften Kontrast aus, und erregt Ideen, die sonst im Gewühle des Le- bens selten sind. Mein Franz, der dies Ge- mälde wohl schon oft in seinem Leben gesehen hatte, verdrehte die Augen, faltete die Hände, und seufzte mit starker Stimme: »Gott, sey mir Sünder gnädig!«

Eine verdorbene astronomische Uhr, die sich in der Nähe der kleinen Orgel befindet, machte mich aufmerksam. Der Beschreibung

nach hat diese Uhr, durch ihren besondern Mechanismus, mit zu den ersten Kunstwerken der Stadt gehört. Dieser Mechanismus war, wie man mir erzählte, folgender:

Unsre beiden Stammältern, Adam, und Frau Eva, naschhaften Andenkens, stehen oben auf beiden Seiten des Zifferblatts, und schlugen ehemals mit einem in der Hand habenden Hammer die Stunden auf einer vor ihnen befindlichen Glocke an. Zwischen ihnen beiden, doch etwas höher als sie, steht der Herr mit Schwanz und Pferdefuß, mit einer Peitsche in der Hand. In der Mitte des Zifferblatts ragt ein Halbzirkel hervor, der von beiden Seiten mit Thüren versehen ist. Mit dem ersten Schlage der 12ten Stunde traten aus der Thüre rechter Hand Christus mit seinen Aposteln heraus, gingen um den Halbzirkel herum, und zur Thüre linker Hand wieder hinein. Aber an Judas, dem Erzschelm, mußte der Teufel sein Müthchen kühlen; ehe jener also die Thüre erreichte, gab ihm dieser von oben herab einen derben Schlag mit seiner

Peitsche. Zum Beweise, daß dies wirklich der ehemalige Mechanismus dieses Kunstwerks gewesen, zeigte man mir auf der kleinen Orgel in einem abgesonderten, zu der Uhr gehörigen, Behältnisse die zwölf Apostel, die noch ein jeder sehen kann. Die Art, wie dies Kunstwerk verdorben, erzählt man eben so, wie in manchen andern Städten. Man soll nämlich dem Künstler, aus Eifersucht, einem andern Orte kein ähnliches Werk zu gönnen, die Augen ausgestochen haben. Dieser habe sich sodann noch einmal zu dem Uhrwerke hinaufführen lassen, habe einen Drath zerrissen, und sogleich sey die ganze Maschine in Stockung gerathen.

Indeß, ist der Mechanismus dieses Werks so gewesen, wie ich es erzählt habe, so nimmt es mich Wunder, daß man in so langer Zeit nicht darauf gedacht hat, ein so seltenes Denkmahl alter Kunst wieder herzustellen. Auch ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß nicht irgend ein unternehmender Mann, deren es doch in dieser Stadt sehr viele giebt, auf dem Gedanken dieser Wiederherstellung sollte gefallen seyn.

Es läßt sich also wohl eher vermuthen, daß diese Wiederherstellung entweder zu große Schwierigkeiten und Kosten erfordere, oder daß sie der Mühe nicht lohne, indem das Ganze vielleicht nicht so kunstvoll ist, als es die Sage macht.

Uebrigens ist diese Kirche von einem majestätischen Ansehen, und nicht ohne Kunst angelegt. Der hohe Altar ist ein Meisterstück seiner Art, sowohl wegen einiger wirklich schönen Gemälde, die ihn zieren, als auch wegen seines Umfanges und seiner vortrefflichen und seltenen Bildhauerarbeit. Er ist sehr reich bekleidet, und beim Ausspenden des Abendmahls erscheinen die Geistlichen in kanonischer Kleidung, und in Meßgewändern, die außerordentlich reich sind, und von dem alten Glanze zeugen, in welchem die ehemaligen katholischen Domherren hier gelebt haben müssen. Woher der Gebrauch der Meßgewänder komme, kann ich nicht mit Gewißheit bestätigen; indeß scheint es mir die Wahrheit dessen zu beweisen, was man hier fast allgemein behauptet. Es soll

nämlich diese Kirche nur pfandweise an die Protestanten gekommen seyn; allein Kapital und Interessen sind itzt durch die Länge der Zeit so gestiegen, daß an die Wiedereinlösung nicht mehr zu denken ist. Dieses halbe Eigenthumsrecht der Katholiken verbindet die Protestanten, daß sowohl ihre Prediger, nach dem Vortrage, in Meßgewändern vor dem hohen Altare erscheinen müssen, als auch, daß sie, ohne Erlaubniß der Katholiken, keine neuen Verbesserungen und Abänderungen in der Kirche selbst machen dürfen.

In der Sakristei zeigte man mir eine Menge Meßgewänder, die außerordenlich reich sind, die aber, da sie so selten gebraucht werden, durch den Zahn der Zeit immer mehr leiden. Verkauft dürfen diese Gewänder nicht werden; denn sonst würde man wahrscheinlich nicht mit den Katholiken gut aus einander kommen.

Bei dieser Kirche sind vier Prediger bestellt, nämlich ein Senior, der zugleich das Haupt der ganzen lutherischen Geistlichkeit in

der Stadt und auf dem Lande ist; ferner, ein Pastor und zwei Diakone. Die Stelle des Seniors ist seit einigen Jahren unbesetzt, seitdem sie durch den Tod des würdigen Doktor Heller erledigt worden ist.

Die beiden Orgeln, von denen die große einen beträchtlichen Umfang hat, die Kanzel, der sogenannte Rathsstuhl und die Beichtstühle sind ein Werk neuerer Zeit. Der Taufstein ist vortrefflich, und mit einer schönen Gallerie von massiv gegossenem Messing eingefaßt. In der Bibliothek zeigt man den neugierigen Fremden an einer kleinen Kette ein versteinertes Brot, und in einem Schranke eine versteinerte Hand. Der Aberglaube erzählt davon ein paar sonderbare Geschichten, die der Wahn der Pfaffen erfand. Mein Herr Franz, ein Meister in Legendenerzählungen, würgte mir auch diese Mährchen ein. Sie haben den vollkommenen Glauben des gemeinen Mannes, sind aber dem Philosophen verächtlich, und machen ihn immer gehässiger gegen Priester und ihre unnatürlichen Betrügereien.

Längs den beiden Seiten dieser Kirche laufen eine Menge kleiner Kapellen hin, die theils einzelnen Familien, theils ganzen Gilden als Erbbegräbnisse gehören. Einige davon haben eine sanfte einfache Ansicht; andre aber beleidigen das Auge durch ihre schlecht angebrachte Schnörkeleien, mit denen man sie verziert hat, und machen einen widerlichen Eindruck. Von der Art ist besonders die Kapelle der Goldarbeitergilde, die man wirklich überladen nennen kann.

Mit einem heiligen Schauder verweilte ich an der Grabstätte Konrad Leczkau's, dieses ehrwürdigen, unglücklichen Helden. Unter einem Steine rechts neben dem hohen Altar liegen seine Gebeine, und dieses Grab bleibt uneröffnet, so lange die Welt steht. Der edle Patriot starb als ein Opfer der Rachsucht der unmenschlichen Ritter, und mit ihm zwei seiner Freunde. Ich konnte mich nicht enthalten, der Asche dieses wackern Mannes eine Thräne zu zollen. Er hatte Dankbarkeit erwartet, und fand Verrath; er hatte die Ritter gerettet, und

ward dafür von ihnen ermordet. Sit tibi terra levis! sagte ich, und eine Thräne fiel auf seinen Stein. Diesen Stein hat vor mehreren Jahren ein herabfahrender Blitz gespalten. Zum Theil ist er in die Erde gesunken; die Umschrift erkennt man fast gar nicht mehr. Konrads Gebeine sind lange vermodert; aber sein Andenken lebt in der Geschichte, lebt in dem Herzen aller gutgesinnten Bürger, welche noch itzt einander zurufen: »Er blutete für unsre Rechte!«

An diesem Grabe fiel es mir ein, wie doch ein merkwürdiger Mann auch seine Zeitgenossen verewigt. Wäre Groß nicht mit seinem Tode vergessen, wenn er nicht Leczkau's Tochter zur Gattin gehabt hätte? — Daß einst ein Mann, wie Groß, im Rathhause von Danzig saß, wüßte niemand mehr, wäre dieser Mann nicht mit Leczkau eines edleren Todes gestorben, als sein Leben werth war. Itzt nennt man wenigstens auch ihn, wenn man den Vater des Vaterlands nennt; sein Tod machte ihn unsterblich, und sein Leben wird

vergessen, da man seinen Tod bemitleiden muß. Auch Groß liegt in eben dieser Kirche unter einem andern Steine begraben, und mit ihm Konrads dritter Unglücksgefährte, der Bürgermeister Hecht.

Die Sage spricht von einem unterirdischen Gange, der ehemals von dieser Kirche an bis nach dem sogenannten alten Schlosse, wo der Kommenthur mit seinen Rittern hausete, unter der Erde fortgegangen seyn soll. Ich weiß nicht, ob diese Sage gegründet ist; wenigstens ist sie nicht unwahrscheinlich, da man weiß, daß in den alten Zeiten dergleichen Gänge nichts Ungewöhnliches waren, und daß hier besonders die Geistlichkeit mit den Rittern in sehr großer Verbindung stand. Diese Verbindung aber konnte nun wohl nicht besser unterhalten werden, als durch ein solches unterirdisches Gewölbe. Man spricht sogar, daß dieser Gang unter dem Wasser fortgegangen seyn soll; wenigstens ist dies der nächste Weg, und es ist gewiß, daß die Schiffe, wenn sie längs der Mottlau in die Stadt hineinfahren,

in der Gegend der ehemaligen Veste auf Stein stoßen, und daher bei kleinem Wasser hier nicht fortkommen können. Ist dies letztere wahr, so wäre auch wohl die Existenz dieses Ganges möglich und wahrscheinlich. Indeß konnte mir niemand den Eingang zu diesem Gewölbe anzeigen, von dem die Fabel so viel Schauderhaftes berichtet; und kein Mensch weiß etwas Näheres davon zu erzählen, als was die allgemeine Sage spricht: ich kann also weder den Grund noch den Ungrund derselben verbürgen.

Zufrieden mit dem, was ich hier gesehen und erfahren hatte, verließ ich diese Kirche, um den Thurm zu besteigen, und daselbst sowohl die herrliche Aussicht zu genießen, als auch die gerühmte große Glocke zu sehen. Der Weg führt anfangs eine ziemlich bequeme steinerne Wendeltreppe hinauf; alsdann aber folgen beschwerlichere Stiegen von Holz. Man steigt entsetzlich lange, ehe man das Behältniß erreicht, wo die Glocken hängen. Die große Glocke hat wirklich einen ungeheuren Umfang, und ihr Ton erschüttert und bewegt das große

massive Gebäude. Sie wird hauptsächlich nur bei großen Festtagen und zur Zeit der Messe geläutet. Eine Menge Menschen haben darin ihre Namen verewigt; meiner Denkungsart nach ein alberner Gebrauch, denn ich erinnere mich dabei gewöhnlich des Sprüchworts: Narren Hände — — — —. Daß ich also meinen Namen uneingeschrieben ließ, kannst Du denken.

Die Glocken werden von Blinden geläutet, deren Anzahl genau bestimmt ist. Sie haben allein das Recht, an den Thüren dieser Kirche zu sitzen, und die Vorübergehenden um eine Gabe anzusprechen. Ein sonderbarer Erwerbszweig! — Was mich wunderte, war die eigne Fertigkeit, mit der sie die steilen, oft äußerst gefahrvollen Stufen im Thurme, ohne Führer, auf- und niederklettern. Von dem Glockenbehältnisse bis zum Dache führen noch eine Menge Stiegen, die immer gefährlicher werden. Allein ich achtete weder Gefahr noch Mühe, kletterte munter hinan, und fand mich bald darauf unaussprechlich belohnt. Das Dach

ist mit einem Geländer eingefaßt, um das Herabstürzen zu verhüten; eine Vorsicht, die bei dieser schwindelnden Höhe sehr nothwendig ist. Die ganze Stadt, mit allen ihren Gebäuden und Thürmen, die mir wie Kinder gegen einen Riesen vorkamen; eine Menge Dörfer, Felder und Wiesen von der einen Seite, und von der andern das unermeßliche Meer, mit allen seinen Seegeln und Schiffen.

Der Mensch auf der Höhe eines Thurms fühlt sich leichter und freier; er athmet ruhiger; er vergißt, was ihn im Weltgedränge drückte; er denkt sich isolirt, näher der Gottheit, unabhängiger von den Würmern, die da unten langsam am Boden kriechen, und sich einander quälen. — O, was sind Welteneroberer, von einer mäßigen Höhe betrachtet? — Fliegen! — Hier hinauf sollten sich oft unsre Despoten hinstellen, sie mögen nun in einem republikanischen oder monarchischen Staate leben, über Millionen gebieten, oder über anderthalb Unterthanen! Von hier herab sollten sie hinsehen auf die Dinger, die ihnen so viel

Unruhe machen, und auf deren Besitz sie so stolz sind: — dann würden sie sich erinnern, daß Menschen Menschen sind, daß Tyrannei die Menschheit entehrt, und daß der Sterbliche, je höher ihn die Vorsicht setzte, auch desto größere Verpflichtungen auf sich habe. Hier würden sie ihre Kleinheit fühlen, sie, die sich so gern über den Unendlichen erheben möchten.

O, könnte ich von hier herab jedem Ohre hörbar werden, wenn mich die gemißhandelten Rechte der Menschheit empören! Könnte ich von hier herab jedem, der seine Macht mißbraucht, mit donnernder Stimme zurufen: »Sey menschlich, oder die Menschheit stößt Dich einmal von sich, wie ein unbrauchbares Kleid!« — Wie ist es möglich, daß es noch in allen Ständen Tyrannen geben kann, da die Edelsten der Menschheit so laut gegen diese Ungeheuer predigen? — Wie ist es möglich, daß man mit Menschenrechten sein Spiel treiben kann, die heilig und unabänderlich sind, wie Gott! — —

»Gott,« fuhr ich in meinen Betrachtungen

fort,

fort, und stieg den Thurm hinab, »Gott, auch Dich machen unsre Priester zum Despoten, und doch zeugen alle Deine Werke von Deiner unaussprechlichen Güte! Wer es nicht fühlt, wie unendlich Du segnest, wie Menschenseligkeit auch Deine Seligkeit ist: — nun, der mag immerhin für Dich zittern; aber ich will Dich lieben, mein Vater, und das forderst Du ja nur!« — —

Unstreitig ist der hiesige Marienthurm einer der höchsten und merkwürdigsten, die ich noch gesehen habe, so wie die große Glocke vielleicht nur von der unbrauchbaren Maschine in Moskau übertroffen wird *).

Ehe ich diese Kirche verlasse, muß ich Dir

*) Diese Glocke ward für die große Kathedralkirche in Moskau bestimmt; sie hat einen ungeheuren Umfang, und zwanzig Personen haben in ihrem Innern bequem Platz. Ihre außerordentliche Schwere aber verursachte, daß sie unbrauchbar ward, indem sie mehremale wieder herabfiel, großen Schaden anrichtete, und itzt tief in die Erde gesunken ist, ohne daß man mehrere Versuche gemacht hat, sie wieder zu erheben.

noch einer ganz eignen Gewohnheit gedenken, die ich bemerkt habe. Alle Tage nämlich, Sonnabend ausgenommen, sind des Vormittags alle Thüren offen; die Blinden sitzen an denselben und betteln, und das Gesinde läuft mit Gemüse, Fleisch, Tragkörben, ja sogar mit Karren unaufhörlich hindurch. Dies geschieht selbst zur Zeit der Frühandacht, wodurch doch die Aufmerksamkeit des Zuhörers ungemein getheilt wird. Das ist denn doch ganz gegen die Vorschrift Christi, der die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu Jerusalem mit Ungestüm hinausjagte. In Wahrheit, es ist höchst unschicklich, daß ein dem höchsten Wesen bestimmtes Gebäude auf solche Art profanirt wird, da es oft Zeuge von Szenen seyn muß, die schon gesittete Menschen heftig beleidigen. Denn gewöhnlich ist hier auch ein Badinierplatz, wo man solus cum sola sich unterhält. — Wenn doch die neue Regierung hierin auf eine Aenderung dächte!

Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Freund auf meiner Stube. Wir erzählten und

rekapitulirten wechselseitig unsre fata juventutis, leerten ein paar Flaschen ziemlich gebrauten Rheinweins, und schieden um 10 Uhr von einander, nachdem mir A** vorher das Versprechen abgenöthigt hatte, meinen Aufenthalt in seinem Hause zu nehmen. So gern ich nun jeder Verbindlichkeit, so viel als möglich, zu entgehen suche, weil ich dadurch zu Gegenverbindlichkeiten gezwungen werde, so war doch das Anerbieten meines Freundes zu aufrichtig, und seine gutgemeinte Absicht mir zu bekannt, als daß ich ihn durch eine abschlägige Antwort hätte kränken sollen. Ich schlug also ein, und Du, mein Lieber, erhältst meinen folgenden Brief aus dem Hause meines Freundes. Vale, faveque mihi!

## Fünfter Brief.

Danzig, 1795.

Danzig hatte bis zum Jahre 1793 eine aristokratisch-republikanische Regierungsform; — aber, guter Gott, auf welchen schwachen Füßen stand dieses Gebäude! — Umgeben von den

Ländern eines mächtigen Nachbars, von allen Seiten beschränkt, sein Handel vermindert, sein Reichthum zertrümmert, — stand dieser kleine Staat, sich selbst überlassen, da, trotzte seinem furchtbaren Nachbar, und stützte sich auf den Schutz anderer Mächte, die, weiß Gott, wo? existirten, und die, wie er sich stolz genug ausdrückte, eine so wichtige Stadt, wie Danzig, nicht könnten fallen lassen.

Vergebliche Hoffnung! — Was kümmern sich die Höfe um den Untergang einer Stadt, die auf dem großen Welttheater einen unbemerkten Punkt ausmacht? — Was macht sich Katharina aus ihrer heilig beschwornen Garantie, wenn sie mit ihren eroberungssüchtigen Planen nicht übereinstimmt? — Ihr gelüstete Polens gänzliche Theilung, und sie opferte Danzig, überließ diese Stadt dem unumschränkten Willen ihres mächtigen Nachbars, und vergaß, was sie den Polen und der Stadt selbst versprochen und beeidigt hatte. O, pfui über den Eidbruch! Pfui über das schändliche Beispiel! —

Mein Herz empört sich, wenn ich sehe, wie Kaiser und Könige, Fürsten und Minister mit ihren Eiden spielen, und es doch bitter bestrafen, wenn sich ein Bürger so etwas einmal bei Kleinigkeiten zu Sinne kommen läßt. — Wahrlich, hier trifft das bekannte Sprüchwort ein, das einem jeden selbst auffallen muß. O Ihr, unsre Regenten, wer Ihr seyd, und wie Ihr Euch auch nennt, wollt Ihr redliche Bürger in Euren Staaten erziehen, wünscht Ihr treue Beobachter Eurer gegebenen Vernunftgesetze: — o, so gebt das erste Beispiel von Redlichkeit! Verbannt das heillose Wort Politik, wenn es mit der Ehrlichkeit in Kollision kommt! Bleibt treu Eurem gegebenen Worte, und fühlt es endlich einmal, daß glückliche Menschen machen besser sey, als Staaten erobern!

Nein, ich mag mich hier nicht darüber einlassen, ob Danzig durch seine Unterwerfung unter Preußens Szepter gewonnen hat, oder nicht. Jeder unparteiische Mann behauptet das erstere, und ich bin geneigt, ihm beizu-

pflichten; aber Katharinens Treulosigkeit empört mich. Ihre abscheuliche Politik hat in einem gesegneten Lande Greuel ohne Maß geschaffen; ihre unbegrenzte Herrschsucht hat dieses Land der despotischen Willkühr unterworfen, und es aus der Reihe der europäischen Staaten vertilgt, wo es doch nur noch vor hundert Jahren eine bedeutende Rolle spielte. Und das habt Ihr gelassen mit angesehen, Ihr Fürsten Europens! — Ein Bund gegen diese furchtbare Eroberin wäre Eurer Politik würdig gewesen; ein allgemeiner Bund, um Polen zu retten, und sie zu schwächen, sie, deren unersättliche Habsucht ganz Europa in Schrecken setzen muß! Aber da habt Ihr gelassen ihrem Unwesen zugesehen, habt Euch um entferntere Staatsverfassungen bekümmert, und mit unter auch wohl selbst eine Hand mit angelegt. Doch, vielleicht bei andrer Gelegenheit davon noch etwas weitläuftiger; itzt nur zur Sache!

Die Konstituzion, auf welche die bisherige Regierungsform dieser Stadt gegründet war,

hatte so wenig Tadelnswerthes an sich, daß sie vielmehr in vielen Stücken musterhaft genannt zu werden verdient hätte. Aber die Ausübung ward oft Händen anvertraut, die sie mißbrauchten. Die vier Bürgermeister waren die eigentlichen Herren der Stadt, und regierten nach Willkühr. Zwar standen sie unter Gesetzen, allein sie wußten sich oft weislich davon unabhängig zu machen. Sie nannten sich die vier Fürsten von Danzig, und ein Bürgermeister dieser Stadt war in seiner Art ein eben so furchtbarer Despot, als es der Kaiser von Marokko nur immer seyn kann. Sultanisch gebot er, und wie selten fand sich der Muth, ihm zu widerstehen! Er konnte viel Gutes wirken, — und viele brave Männer, die an dieser Stelle standen, wirkten es wirklich; — aber er hatte auch Macht genug zum Bösen, und wenn das Regiment in den Händen bösgesinnter Männer war, so mußte der Bürger zittern.

Den Bürgermeistern standen an der Seite vierzehn Rathsherren und zwölf Schöppen

oder Gerichtsherren. Die alte Stadt hatte noch ihre eigne Verfassung, war aber doch ganz von der Regierung der rechten Stadt abhängig, ungeachtet daselbst ebenfalls 6 Rathsherren und 12 Schöppen angesetzt waren. Neben dem Rath nahmen die Hundertmänner, oder die sogenannte dritte Ordnung Platz, die aus den Abgesandten der Bürgerschaft, namentlich der Kaufleute, bestand, und in vier Quartiere abgetheilt war. In jedem Quartiere saßen zwei Handwerker. Der Rath entschied in allen vorkommenden Fällen, wozu die dritte Ordnung beistimmte. Man sollte glauben, daß auf diese Art keine Ungerechtigkeit möglich gewesen wäre, und doch ward sie nur zu oft begangen.

Die Auflagen, die besonders dem ärmsten Theile der Bürgerschaft zur Last fielen, waren zahlreich, und wurden oft nach Willkühr vermehrt, je mehr der Erwerb abnahm. Alle Woche ward etwas abgefordert. An Schonung dachte man nicht oft; so lange jemand etwas hatte, mußte er es hergeben, weil es

der Staat brauchte; selbst Witwen wurden von diesen drückenden Abgaben selten ausgenommen. Deswegen war das Elend unter der geringern Menschenklasse so groß, und ward um so entsetzlicher, je mehr es sich versteckte. Patriotische Menschen haben mir Szenen dieser Art erzählt, die meine ganze Empfindung rege machten.

Danzig hatte treffliche Anstalten zur Linderung des allgemeinen Elendes; unsterbliche Patrioten hatten schon lange darauf gedacht, der unverschuldeten Armuth ihren Weg durchs Leben zu erleichtern; — aber wie oft wurden diese milden Anstalten verkehrt angewandt, ganz gegen den Zweck der menschenfreundlichen Stifter? Wie oft kamen die reichsten Testamentengelder, die für nothleidende Witwen bestimmt waren, an Tagediebe, die damit wucherten, oder an Schwelger, die das Geld der Armuth verpraßten? Wie oft ward das Weib eines ehrlichen Handwerkers, die mit Thränen ihr trockenes Brot aß, und umsonst an die Thüren der manchmal nur zu unempfindlichen

Vertheiler anpochte, in ihr Elend zurückgewiesen, indeß das, was wahre Menschenliebe ihr bestimmt hatte, schlecht angewendet ward? — Sie weinte zu Gott um Auflösung, um Erbarmen; da kam ein Teufel, und zwang sie, ihr letztes Stück Bette zu verkaufen, um eine Abgabe zu bezahlen! Freund, das sind Szenen, die in niedrigen Hütten vorfielen, die selten das Ohr der Großen erreichten. Ich bin gewiß, der Magistrat, der doch aus vielen redlichen Männern bestand, hätte hier manches abgeändert, wenn er alles erfahren hätte; aber die kleinern Bösewichter ließen es nicht dahin kommen.

So ging es oft mit allen Vertheilungen! Die reichen Stipendiengelder, für arme Studirende bestimmt, wurden in doppelten, oft dreifachen Porzionen müßigen Patrizierssöhnen überlassen, die davon schwelgten, indeß der fleißige Bürgerssohn umsonst bettelte, oder auf der Universität unter einer drückenden Schuldenlast seufzte, und Muth und Kraft verlor. Eben so ging es mit den schönen Waisenhäu-

sern, für die beträchtliche Fonds bestimmt waren; auch sie wurden nicht so angewandt, wie sie sollten. Die Vorsteher thaten sich wohl bei ihrem Amte, dachten aber nur wenig auf das Beste der Kinder. Manche hoffnungsvolle Jugend ward auch hier durch falsche Wartung dem Staate entrissen. Wahrscheinlich wird alles dieses unter der bessern Regierung des preußischen Monarchen bald ein besseres Ansehen gewinnen; man wird die bisherigen Ungerechtigkeiten zu verhüten suchen, und Heil dann den guten Bürgern Danzigs!

Die Ländereien der Stadt fanden unter der getheilten Direkzion der vier Bürgermeister, denen einige vom Rath und von den Ordnungen beigesellt waren, die eine Art von Kollegium ausmachten. Indeß war der Bürgermeister der eigentliche Herr, und er trieb hier sein Wesen, je nachdem er gelaunt war. Oft entschieden Geschenke über Recht und Unrecht, und oft hatte der, welcher die größte Gabe brachte, auch das größte Recht. Alle Sonnabend kamen vom Lande alle möglichen Küchen-

bedürfnisse in das Haus des Bürgermeisters wagenvoll an; und, wenn derselbe überflüssig hatte, oder das Geld sehr liebte, so geschah es wohl manchmal, daß alle diese Geschenke dem Bürger um die theuersten Marktpreise wieder verkauft wurden. Und doch saßen manche rechtschaffene Männer im Magistrate der Stadt, die Sinn für das Unrecht hatten, und es nach Kräften zu hintertreiben suchten. Freilich konnten sie das nicht immer: oft wurden sie überschrieen, oder gar nicht angehört; aber wenn es ihnen möglich war, die Stimmenmehrheit auf ihre Seite zu ziehen, so thaten sie es gewiß. Die Ordnungen im Gegentheil waren nur eigentlich dem Namen nach Vorsteher der Bürgerschaft. Viele von ihnen hörten nur den Ruf ihres Eigennutzes, und vergaßen, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um der Bürger willen hier saßen. Viele fürchteten, durch Widerspruch diesen oder jenen der Großen zu erzürnen, und gaben also ihre Stimme, auch wenn sie einsahen, daß sie dadurch Schaden stifteten. Viele waren von Natur zu blödsinnig, um die

Rechte der Bürgerschaft mit standhafter Entschlossenheit zu vertheidigen; diejenigen aber, welche die Seite des Rechts gegen das Unrecht hielten, vereinigten sich mit den patriotischen Mitgliedern des Raths, und hintertrieben, was ihnen möglich war. Ohne den guten Willen dieser Redlichen wäre noch manches schreiende Unrecht verübt worden; aber wenn es zu arg ward, so hatten sie Muth genug, standhaft dem Schwarme zu widerstehen. Diesen Edlen dankt Danzig seine Rettung von manchem projektirten Drucke, und wenn sie nicht alles heben konnten, so lag die Schuld nicht an ihnen. Heil Euch, Ihr braven Biedermänner! Ihr könnt ruhig hinblicken auf den Tadel eines ehrlichen Mannes, und dürft Eure Augen nicht schamvoll zur Erde niederschlagen! An keiner Stelle werdet Ihr Euch getroffen fühlen, als allein an der, wo man Eure Tugend lobt! — —

Aber, kannst Du es glauben, lieber Freund, bei all' dem Drucke, unter dem doch wirklich besonders der ärmere Theil der Bürger sehr

hart seufzte, kannten doch Danzigs Bürger nichts Edleres, als ihre Staatsverwaltung. Freilich lag es an dieser nicht, diese war gut und zweckmäßig genug; aber es lag an denen, welche sie zum Theil verwalteten. Der Danziger sprach immer mit Enthusiasmus von seinem unendlichen Republikanerglück, und zitterte vor der herannahenden Veränderung. Und als sich die Preußen vor den Thoren zeigten, und Einlaß begehrten, so schrie alles: »Wir verlieren unsre Freiheit! Wir werden Sklaven!« — Lieben Bürger, nehmt's einem ehrlichen Mann nicht übel, der so redet, wie sein Herz denkt; Eure gerühmte Freiheit war meistentheils Traum, und Eure erwartete Sklaverei gab Euch Aussichten auf bessere Zeiten!

Freund, es ist mit dem Menschen, wie mit dem gefangenen Bären! Anfangs wohl beißt er in seine Ketten, und sucht sich loszumachen; versteht man ihn aber zu kirren, und das natürliche Gefühl der Freiheit in ihm schlafend zu machen, so lenkt ihn sein Führer,

wohin er will. Freilich muß dies entschlafene Gefühl nicht wieder geweckt werden; immer muß er sich glücklich und frei denken, sonst ist sein Führer verloren. Nun, fiat applicatio auf den Menschen! Gewohnheit macht ihm alles leicht; er weiß es nicht besser; er dünkt sich das freieste Geschöpf unter der Sonne, auch wenn er in Sklaverei schmachtet, und hält seine Kette von Gold, oder fühlt sie nicht einmal. Aber zeigst Du ihm nur von fern, daß er bei der Nase herumgeführt wird, und nicht gehen kann, wohin er will, so reißt er sich los, sobald er es vermag, und wehe dann denen, die ihn lenkten!

Der Rath der Stadt Danzig versammelte sich dreimal in der Woche auf dem Rathhause, und zu ihm gesellte sich die Ordnung. Das Gericht hatte aber ein eignes Versammlungsgebäude neben dem Artushofe, zuweilen auch in demselben. Alle Jahre im Märzmonate ward der Abgang der Magistratspersonen durch neue Mitglieder ersetzt, die von den Alten gewählt wurden. Nur allein die Patri-

zier, das heißt diejenigen, deren Eltern schon im Magistrate gesessen, hatten das Recht der Wahlfähigkeit, und ein Bürger mochte noch so gelehrt oder noch so erfahren seyn, so war er sicher, nie in den Rathsstuhl zu kommen. Nur die Patrizier, wenn sie, oft mit leerem Kopfe und verdorbenem Herzen, von der Universität zurückgekehrt waren, rückten nach einigen Jahren in diejenigen Würden ein, wo sie, als sogenannte Väter der Stadt, ihre Rolle oft erbärmlich genug spielten. Daher bestand wenigstens immer ein Theil dieser ehrwürdigen Versammlung aus solchen Personen, die Iffland in einem seiner Schauspiele das jüngste Gericht nennt.

Eine sehr weise Einschränkung galt indeß doch hier als Gesetz, und ward sehr strenge beobachtet. Seit den ältesten Zeiten nämlich durften die nächsten Anverwandten nie zu einerlei Zeit mit einander im Rathsstuhle sitzen. War der Vater ein Rathsherr, so konnte der Sohn zwar Schöppe werden, allein Rathsherr ward er nicht, sondern man überging ihn

bis zu dem Tode des Vaters. Eben das galt von Bruder und Schwager. — Freund, ich muß Dir's gestehen, dieses wirklich weise Gesetz söhnte mich mit mancher Bocksbeutelei aus, die ich in Danzig angetroffen hatte.

Aber ich kann nicht ein anderes Gesetz entschuldigen, so sehr ich auch sonst die Toleranz der Danziger bewundere. — Jeder Katholik, wenn er noch so ein ehrlicher Mann, noch so ein guter Bürger, noch so angesehen und begütert war, blieb doch, als Katholik, eo ipso, von allem Antheile an der Staatsverwaltung av, immer ausgeschlossen. Ich kann mir die Möglichkeit dieses Gesetzes denken, zu einer Zeit, wo die Protestanten über die Katholiken den Sieg erhielten, und also der Haß der Erstern gegen die Letztern noch ganz frisch war. Aber daß man in unsern toleranten Zeiten noch fast überall so streng auf eine solche unnatürliche Verordnung hält, daß man den Umsturz der ganzen Staatsverfassung befürchtet, wenn man in billigen Fällen davon abweicht: — das kann ich mir hier um so weniger erklären, da

Danzig von jeher wegen seiner nachahmungswürdigen Toleranz bekannt ist, und da hier die Katholiken nicht nur vollkommene Religionsfreiheit genießen, sondern auch mit zu den angesehensten und reichsten Bürgern dieser Stadt gehören. Uebrigens hatten die Reformirten in diesem Betracht nicht viel größere Vortheile, als die Katholiken; doch konnten zu jeder Zeit zwei von ihnen im Rath, und zwei im Gerichte sitzen.

Freund, daß noch itzt Meinungen die Menschheit entzweien, das ist doch wohl der Rüge eines patriotischen Menschenfreundes werth. Aber wer ist Schuld daran, als unsre Priester? — Sie, die so viel von Menschenliebe schwazzen, sind noch immer die größten Verfolger der Menschheit! Glaube mir, Lieber, selbst unsre protestantischen Geistlichen möchten noch mit eben solcher Wollust ihre katholischen Brüder braten lassen, als weiland der fanatische Calvin den armen Servet. — Wie wäre es, wenn einmal alle christliche Religionssekten sich bei einander versammelten, und einer spräche

zum andern mit brüderlichem Vertrauen: »Brüder, von nun an kein Haß mehr unter uns! Wenn es Euch frommt, so esset immer Euren Gott; wir wollen uns daran begnügen, sein Gedächtniß zu feiern. Wenn Ihr es zu Eurem Glücke nöthig haltet, so glaubt an Wunder und Weißagungen, an Heilige und Unheilige; aber verdenkt es uns nicht mehr, daß wir anders glauben. Es ist ein Weg zum Himmel, und den gehen wir alle; es ist ein Gott, der uns segnet, und den glauben wir alle; es ist eine Unsterblichkeit, und auf die hoffen wir alle. Warum also Zank und Verfolgung? Laßt uns von nun an Brüder seyn, so wie Gott Vater von uns allen ist!« — Lieber Bruder, es macht mir eine namenlose Freude, wenn ich daran denke, daß einmal ein Tag kommen könnte, an dem sich so die ganze Menschheit vereinigte; wo nicht mehr Vedan, Talmud oder Bibel die Menschen trennen; wo man nicht mehr darüber streitet, ob man Gott Allah, Jehovah, Wischnu oder Brama nennt, sondern ihn jeder friedlich an-

betet nach seiner Väter Weise; wo kein Inquisizionsgericht mehr die Ketzer verbrennt; wo keine fanatischen Schwärmer mehr zu Kreuzzügen bewegen; wo keine boshaften Missionarien mehr die Ruhe stiller Völker stören, und mit Blut und allen Greueln der Verwüstung das sanfte Christenthum predigen: — kurz, wo es wahr wird, was schon Christus so hoffnungsvoll ahndete und wünschte, daß eine Heerde und ein Hirt werden möchte! — Aber, mein Lieber, dies bleibt wohl ewig ein pium desiderium. Doch, vergieb mir diese Ausschweifung; ich kehre zurück!

Alle Jahre ward aus dem Rathe ein Richter gewählt, der die sogenannten Frevel und Schuldensachen schlichtete. Ueber große Verbrechen aber entschied das gesammte Gerichtspersonale. Noch kleinere Justizsachen, als z. B. Schulden, die nicht über 10 Thaler betrugen, hatte der sogenannte Unterrichter zu seiner Entscheidung, der auch zugleich eine Art von Beisitzer des Richters war, der dieses Amt aber ohne bestimmte Zeit oft lebenslänglich verwaltete.

Einen sehr sonderbaren Unterschied machte man hier unter den Verbrechern selbst. War dieser nämlich eine Person aus dem Bürgerstande, und er ward zum Schwerte verurtheilt, so erhielt er seine Strafe mitten auf der Börse, vor dem großen Gerichtssaale. War der Verbrecher aber aus einem geringern, oder aus dem Bauerstande, so ward er vor dem Stockhause hingerichtet. — So etwas gehört doch wohl zur reichsstädtischen Bocksbeutelei! — —

Außerdem ernannte der König von Polen alle Jahr einen sogenannten Burggrafen, den er aus dem Rathe erwählte. Dieser Titel kostete aber dem Erwählten ein namhaftes Geschenk, das er dem Könige zuschicken mußte. Dafür hatte er denn die Ehre, während seiner jährigen Verwaltung dieser Stelle bei allen Vorfällen obenan zu präsidiren. Alle Polizeisachen, sie mochten groß oder klein seyn, standen unter seiner Verwaltung. Das Amt eines Fiskus hatte jedesmal ein Bürgermeister. Dies war wohl vielleicht das einträglichste Amt in der Republik. Auch hatte die Stadt ihren

Syndikus, mehrere Sekretaire, Advokaten und Kanzellisten. Die Amtsboten gingen in braunen Mänteln, und wußten sich ein eben so wichtiges und ehrenfestes Ansehen zu geben, als ihre Herren.

Ueberhaupt gab die Kleidung dem Magistrat von Danzig ein sehr würdiges und edles Ansehen, wenn auch mehrere von ihnen noch zum jüngsten Gericht gehörten. — Eine schwarze Unterkleidung, weite sammtne Mäntel, handbreite, sehr schön gearbeitete weiße Kragen, nach Art der Priesterkragen, und ungeheure große Alongenperüken, — das alles gab dem danziger Rathe diejenige Würde, die einem so wichtigen Posten angemessen ist. Wenige unter ihnen gingen zu Fuße aufs Rathhaus; die meisten fuhren, und wenn sie auch nur hundert Schritte davon entfernt wohnten. Vor einem Rathsherrn mußte die ganze Wache überall ins Gewehr treten, vor dem Schöppen aber ward nur von der Schildwache scharf geschultert. Doch widerfuhr den Damen nicht gleiche Ehre, wenn sie sich außer der Gesell-

schaft ihrer Männer zeigten; ein Umstand, der mancher stolzen Donna wohl den Kamm schwellend machte, die sich oft nie genug geehrt glaubt. Die Titel theilten übrigens diese Damen mit ihren Herren; aber diese Titel selbst waren oft so lächerlich, und ihre Verschiedenheit so widersinnig, daß ich mich nicht erinnern kann, je etwas Tolleres gehört zu haben.

Bei Gelegenheit der großen Perüken fällt mir hier eine Anekdote bei, die einen merkwürdigen Mann karakterisirt, und die, wie ich glaube, nicht allgemein bekannt geworden ist. Als nämlich der Czar von Rußland, Peter der Große, auf seiner Reise nach Deutschland auch Danzig besuchte, fiel es ihm ein, in der Pfarrkirche eine Predigt anzuhören. Der damalige älteste Bürgermeister führt ihn in den Rathsstuhl, giebt ihm, wie natürlich, die Oberstelle, und setzt sich sodann neben ihm. Peter hört anfangs sehr aufmerksam zu; während der Predigt aber verspürt er eine Kälte auf seinem Kopfe, da er, wie bekannt, eine kahle Platte hatte. Ohne Umstände also nimmt er seinem

Nachbar die Perüke ab, setzt sie auf seinen Kopf, und läßt den erschrockenen Bürgermeister die ganze Predigt über mit der kahlen Glatze sitzen. Erst nach Endigung des Gottesdienstes erhält der Bürgermeister seine Perüke wieder, und muß sich noch mit großen Zeremonien für diese Ehre bedanken! — Brüderchen, wenn Du bei diesem originellkomischen Zuge nicht lachst, wie ich, so ist es die Schuld meiner Erzählung.

Uebrigens muß ich Dir noch sagen, daß hier alle Gerichtsvorfälle im Allgemeinen nach dem alten kulmischen Rechte abgesprochen wurden. Außerdem hatte die Stadt eine eigne sogenannte Willkühr, worin die nach und nach entstandenen Gesetze des Raths selbst nach eignen Rubriken aufgezeichnet waren. Diese Willkühr ward von Zeit zu Zeit neu aufgelegt, und, mit Zusätzen verbessert, von neuem herausgegeben. Man sollte glauben, daß, vermöge dieser allgemein bekannten Verordnungen, wenig Ungerechtigkeiten in den Prozessen vorfallen könnten; allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

Hier hast Du nnn, mein Lieber, einen kleinen Abriß von der alten Staatsverfassung dieser ehemaligen freien Reichsstadt. Jtzt ist das ganz anders. Der König von Preußen, sobald er im Besitz dieser Stadt war, kassirte die alte Regierungsform, und richtete die neue auf den Fuß seiner übrigen Länder ein. Bürgermeister und Rath wurden zwar, dem Namen nach, gelassen, und sie behielten Polizei- und Kirchensachen unter ihrer Aufsicht; allein ihnen wurden preußische Stadträthe an die Seite gesetzt, und aus vier Bürgermeistern wurden zwei. Viele der alten unvermögenden Magistratspersonen wurden mit dem Titel der Geheimenräthe entlassen, und erhielten eine mäßige Pension. Die klügern, thätigern und bessern Mitglieder des alten Raths wurden beibehalten, und, unter dem Namen von Stadträthen, bei den neuen Gerichten angestellt. Allein ihr ehemaliger ungeheurer Gehalt fiel weg, da die preußische Oekonomie weise genug eingerichtet ist, um nicht zu verschwenden, und sie hörten auf, das Fac totum

zu seyn. Indeß, das alles ist leicht zu verschmerzende Kleinigkeit für den Patrioten, der sein Vaterland liebt, und, ohne Rücksicht auf Lohn, thätig für dasselbe arbeitet. Freude genug für ihn, wenn ihm ein wohlüberlegtes Unternehmen gelingt! Segen genug, wenn er seinem Mitbürger Erleichterung schaffen kann!

## Sechster Brief.

Danzig, 1795.

So weit man in der Geschichte dieser Stadt zurückgehen kann, hat dieselbe um die Mitte des neunten Jahrhunderts ihren Ursprung genommen, und zwar auf die Art, daß daselbst einige Fischer sich Hütten erbauten, um ihre Beschäftigung desto bequemer zu treiben. Nach und nach siedelten sich hier mehrere Fremdlinge an. Man fand endlich, daß diese Gegend auch zum Seehandel sehr bequem wäre; mehrere handelnde Familien wählten sie zu ihrem Wohnplatze, bauten sich an, und um's Jahr 1000 war Danzig schon eine sehr nahrhafte Stadt.

In kurzer Zeit ward diese Stadt die Hauptstadt des heutigen Landes Pommerellen, welches damals die danziger Mark genannt ward. Nachdem Herzog Konrad von Masuren die deutschen Ritter zum Schutz gegen die heidnischen Preußen ins Land rief, und ein 52jähriger Krieg diese Ritter endlich zu Herren des Landes Preußen machte, war Pommerellen nicht mit in diese Eroberung eingeschlossen. Pommerellen blieb noch lange nachher ein eignes Herzogthum, und hatte seine besondern Fürsten, die im Schlosse zu Danzig ihren Sitz hatten, unter dem Schutze der Krone Polen standen, und mit den Herzogen von Westpommern eines Stammes gewesen seyn sollen.

Diese Herzoge starben um das Jahr 1292 aus, und das ganze Land erwählte zu seinem Oberherrn Herzog Preczemislow II von Großpolen. Sobald dieser gehuldigt war, schickte der Herzog einen Statthalter ab, der seinen Sitz zu Danzig nahm.

Schon damals machten die Markgrafen von

Brandenburg Anspruch auf Pommerellen, weil sie vom Kaiser und dem deutschen Reiche die Lehnshoheit über dieses Land erhalten hatten. Ohne sich daher weiter an einen diplomatischen Beweis zu kehren, drang Waldemar, gleich nach dem Tode des letztern Herzogs, in Pommerellen ein, eroberte dieses Land, und zwang den Statthalter von Danzig, ihm diese Stadt zu übergeben. Nur allein im Schlosse blieb polnische Besatzung.

Prczemislaw, der damals nicht im Stande war, diese widerrechtliche Handlung mit Nachdruck zu bestrafen, schloß mit dem deutschen Orden einen Vertrag, in welchem festgesetzt ward, daß der Orden gegen baare Bezahlung das Land Pommerellen für den Herzog Prczemislaw zurückerobern sollte. Der Orden hielt auch in so weit sein Wort, daß er den Markgrafen mit seinen Brandenburgern aus dem Lande trieb; allein, statt, dem Vertrage gemäß, das eroberte Land seinem rechtmäßigen Besitzer wieder zuzustellen, behielt er es vielmehr für sich, und trieb auch die polnische Be-

satzung aus dem Schlosse zu Danzig. Um dies sein Verfahren zu rechtfertigen, macht der Orden dem Herzoge von Polen eine ungeheure Berechnung seiner aufgewendeten Kriegskosten, und unterhandelt unterdessen mit dem Markgrafen von Brandenburg, dem er alle seine Ansprüche auf Pommerellen gegen eine Summe von 10,000 Mark Silbers abkauft. Dieser verrätherische Vertrag wird zwischen beiden unterhandelnden Theilen im Jahr 1310 unterzeichnet.

Prezemislaw, damals durch häufige Kriege geschwächt, konnte diese Treulosigkeit nicht mit gewappneter Hand rächen, und sah sich also genöthigt, sich mit seinen wortbrüchigen Freunden in Vorstellungen und Unterhandlungen einzulassen, die erst im Jahre 1343 beendigt wurden. In diesem Jahre nämlich unterzeichnet König Kasimir von Polen, in Verbindung mehrerer polnischen Magnaten, mit dem Orden einen Vertrag, nach welchem das Land Pommerellen, nebst der Stadt und dem Schlosse Danzig, förmlich dem Orden abgetreten wird,

wogegen dieser an Polen das Land Dobrczin und alle Eroberungen in Cujavien wieder zurückgiebt.

Itzt nahm also der Orden vollkommenen Besitz von Danzig, bestätigte der Stadt ihre alten Privilegien, und ertheilte ihr noch einige neue, die für ihren damals schon sehr ausgebreiteten Handel äußerst vortheilhaft waren. Schon damals machte diese Stadt, mitten in der Monarchie, eine Art von Freistaat aus, und erkannte zum Theil nur die Schutzherrlichkeit des Ordens. Das Schloß lag von der Stadt etwas abgesondert; darin wohnte der Kommenthur mit den ihm untergeordneten Ordensbrüdern. Die Stadt selbst hatte, wie noch itzt, ihre eigne Regierung und ihre eignen Magistratspersonen. Schon vor dem Abschlusse des Vertrags mit Polen hatten die Ritter den Bau der neuen oder rechten Stadt angefangen; diesen beendigten sie itzt, und verleibten die neue Stadt der alten ein. Diese wird noch besonders mit Mauern und Thoren umgeben, wovon die Ueberbleibsel noch heut'

zu Tage sichtbar sind, und schöne Privilegien werden ihr geschenkt.

Alle diese ertheilten Privilegien aber werden nicht gehalten. Der Orden, dessen Ueppigkeit und Verschwendung sehr bald die höchste Höhe erreicht, fängt an, willkührliche Abgaben zu erheben, die dem Handel besonders drückend sind; Land und Städte seufzen unter der Despotie des Ordens, und Danzig besonders empfindet die Last seiner Bedrückungen am meisten.

So vergehen hundert Jahre in immerwährenden Klagen von der einen, und Belästigungen von der andern Seite. Um den Anfang des 15ten Jahrhunderts legt der Orden, um die Größe der Stadt Danzig zu schwächen, dicht vor derselben eine neue Stadt, unter dem Namen der Jungstadt, an. Sie erstreckt sich bis an die Weichsel, wird mit großen Privilegien beschenkt, erhält, um Danzig recht zu kränken, eine beträchtliche Zollfreiheit, und erhebt sich bald zu einem vorzüglichen Ansehn. Danzig läßt es nicht an Vor-

stellungen fehlen, die aber von dem Orden verlacht werden. Die Jungstadt vergrößert sich indeß immer mehr, und wird eine gefährliche Rivalin Danzigs.

Endlich kommt (im J. 1445) ein Bund des Adels und der Städte in Preußen zusammen, welcher nicht Empörung, sondern die Aufrechthaltung ihrer gegenseitigen Gerechtsame zum Grunde hat. Der Hochmeister selbst, verbunden mit einem Theile der Ordensritter, bestätigen diesen Bund als rechtmäßig, und geben ihm alle mögliche Gültigkeit. Allein die übrigen Ordensritter sind nicht so friedlich geneigt, als ihr Hochmeister; sie erklären sich als öffentliche Widersacher des Bundes, schelten denselben Landesverrath, und fordern mit Ungestüm die Auflösung desselben. Ein zusammengesetztes Landesgericht wird bei der ersten Versammlung, wegen Halsstarrigkeit dieser Ordensbrüder, zerrissen. Der Hochmeister, Konrad von Ehrlichshausen, hält durch seine Klugheit den Ausbruch des Sturms noch eine Zeitlang auf; allein, schon unter seinem Nach-

folger

folger fängt er an zu wüthen. Der Orden wendet geistliche und weltliche Gewalt an, den Bund zu zerreißen; dieser befestigt sich aber immer mehr, kündigt endlich im Jahre 1454 dem Orden den Gehorsam auf, und begiebt sich in den Schutz des Königs von Polen.

Zu den Infamitäten, die in dieser Zeit vorfallen, und den Fall des Ordens vorbereiten, gehört die schändliche Ermordung des wackern danziger Patrioten, Konrad Leczkau, nebst zwei seiner Gefährten, Hecht und Groß. Die Schlacht bei Tanneberg hatte dem Orden den größten Theil seiner Ritter gekostet; er blutete fürchterlich unter den Streichen der siegenden Polen, und er war auf immer verloren, wenn ihm nicht schleunige Hülfe erschien. Danzig hatte von jeher den Ruf einer außerordentlichen treuen Anhänglichkeit an seine rechtmäßigen Herren, und dachte auch itzt nur darauf, den gänzlichen Verfall des Ordens zu verhindern.

Unter den Patrioten dieser Stadt zeichnete sich besonders der Bürgermeister Konrad

Leczkau aus; ein Mann, der seinen Muth und seine Tapferkeit schon in mehreren Fehden der Stadt gezeigt hatte. Er war es, der sich itzt entschloß, den Orden zu retten, es möchte auch kosten, was es wolle. In unbekannter Kleidung verließ er Danzig, schlich sich, unter unnennbaren Gefahren, durch die siegenden Heere der Feinde, ging nach Deutschland, brachte daselbst auf Kosten seiner Vaterstadt eine Menge Söldner auf die Beine, und führte sie dem Orden zu. Diese unerwartete Hülfe gab dem Orden wieder Muth; die Polen wurden angegriffen und geschlagen, und die Vortheile des Sieges bei Tanneberg gingen verloren.

Diese That, welche die größte Belohnung verdient hatte, ward mit dem schwärzesten Undank vergolten. Der Orden war der Stadt Danzig seine Rettung schuldig, und doch überließ er sie neuen Bedrückungen. Der boshafte Kommenthur, Heinrich von Plauen, der im Schlosse zu Danzig hauste, ergab sich den größten Ausschweifungen, und verübte willkühr-

liche Handlungen, die den beschwornen Rechten der Stadt vollkommen entgegenliefen. Diesen Eingriffen in die Rechte der Bürgerschaft widersetzt sich der patriotische Bürgermeister Leczkau mit Muth und Entschlossenheit, und jahrelange Streitigkeiten sind die Folge davon. Endlich stellt sich der Kommenthur, als sey er des ewigen Streitens müde, und läßt den Bürgermeister Leczkau nebst drei seiner Amtsbrüder zu sich aufs Schloß laden, unter dem Vorwande, sich gütlich mit der Stadt zu vergleichen. Konrad, der keine Gefahr scheut, wo es dem Nutzen des Ganzen frommt, begiebt sich mit dem Bürgermeister Hecht, und seinem Schwiegersohne, dem Rathsherrn Groß, aufs Schloß. Kaum aber sind sie daselbst angekommen, so werden die Zugbrücken hinter ihnen aufgezogen, und, nach einigen bittern Vorwürfen von Seiten der Ritter, wird der Scharfrichter hereingerufen, um sie zu tödten. Dieser Mann, hart und grausam durch sein Gewerbe, und doch menschlicher als seine teuflischen Herren, weigert sich, drei bekannte un

schuldige Männer zu ermorden, und läßt sich weder durch Drohungen noch Versprechungen dazu bewegen. Aber diese heillosen Barbaren, verschlossen für jedes Mitleid, entnervt durch Grausamkeit für jedes menschliche Gefühl, hören nur die Stimme ihrer Leidenschaft, und entschließen sich, den Mord selbst zu verrichten. Die unglücklichen Gefangenen werden in einen großen Saal geführt; die Ritter schließen einen Kreis um sie, tanzen den schrecklichsten Tanz, der vielleicht je getanzt worden ist, und ermorden während desselben den redlichsten Patrioten und seine beiden Unglücksgefährten mit mehreren Dolchstichen.

Der schändliche Mord dieser drei unglücklichen Männer wird von den Rittern mehrere Tage lang geheim gehalten. Endlich erfahren ihn die Danziger. Sie wüthen und toben, und drohen den heillosen Mördern die schrecklichste Rache. Nur durch viel Ueberredung werden sie abgehalten, das Schloß zu stürmen. Aber sie wenden sich an den Hochmeister; dieser hält sie mit leeren Versprechungen hin, und

am Ende bleibt der schändliche Anstifter dieses Mordes so gut als unbestraft. Doch bleibt die That im Gedächtnisse der Bürger, und niemand will mehr diesem bundbrüchigen Orden gehorsamen. Mehrere schlechte Handlungen der Ritter kommen hinzu; der Bund vereinigt sich, der Abfall der Städte und des Adels wird bewirkt, und der Schutz des Königs von Polen angerufen.

Ein dreijähriger Krieg verwüstet nun das ganze Land. Die Danziger treiben den Orden aus der Stadt, erobern das Schloß, und zerstören es so, daß itzt nur noch die Ueberreste dieser ehemals so festen Burg sichtbar sind. — Ein trauriges, belehrendes Bild für den Despoten, der mit der Seligkeit der Menschen sein Spiel treibt! — —

Ein gleiches Schicksal trifft auch die Jungstadt, diese bisher so furchtbare Gegnerin Danzigs. Sie ward geschleift, und der Erde gleich gemacht. In der Gegend, wo dieselbe gestanden hat, sieht man noch heut' zu Tage eine einzelne Kirche mit einem Hospital, zu

allen Gottes Engeln genannt, nebst einer Ziegelbrennerei, die wahrscheinlich neuerlich angelegt ist, und einigen kleinern Häusern, die meistens Schenken sind. Sonst sind keine Ueberbleibsel weiter von dieser ehemals so angesehenen Stadt geblieben.

Der Krieg mit Polen wird endlich (im J. 1467) geendigt. Der Orden verliert darin ganz Westpreußen, welches er an Polen auf ewige Zeiten abtreten muß, und wird nebenbei gezwungen, Ostpreußen nur als Lehn der Krone Polen anzunehmen. — So richtete Tyrannei von jeher die Tyrannen zu Grunde; so war Despotie von jeher die stärkste Geißel für den Despoten selbst! — Warum bedenkt man dies auch noch in unsern Tagen nicht? Warum durchklittert man nicht sorgfältiger die Geschichte, wo man fast auf jeder Seite Spuren antrifft, wie hart sich die Grausamkeit selbst bestraft? Warum lebt man noch immer sorglos in den Tag hinein, verpraßt den sauererworbenen Schweiß der Unterthanen in einem Feuerwerk, und richtet durch unerhörte Verschwen-

dung manche ehrliche Familie zu Grunde? Warum drückt man die Länder mit Monopolen? Warum erhebt man den Bösewicht zu den höchsten Ehrenstellen, wenn er nur seine festgesetzte Anzahl Ahnen zählt, und läßt den ehrlichen Mann von bürgerlicher Abkunft darben? Warum führt man Kriege aus Leidenschaft oder Eroberungssucht, und vergißt, daß das unschuldig vergossene Blut mehrerer tausend arbeitsamer Unterthanen zu Gott um Rache ruft? Warum macht man sich zum Herrn der Gewissen, und unterdrückt freventlich die Freiheit, zu denken, sonst das heiligste Recht des Menschen? Warum sprechen nicht alle Fürsten, wie Friedrich der Weise: »Der König ist des Staats erster Unterthan; das Menschengesetz muß dem Fürsten so heilig und unverbrüchlich seyn, als dem geringsten seiner Bauern?« Warum will der Fürst immer so gern mehr seyn, als die andern Mitbürger des Staats? Warum vergißt er, daß er, isolirt gedacht, bei aller seiner Hoheit keinen Staat bilden könnte? Warum vergißt er, daß seine Macht nur auf

das Ansehen der Gesetze, nur auf den gesammten Willen gegründet ist, und daß er aufhören muß zu wirken, wenn dieser gesammte Wille sich ihm entgegenstellt? Soll und darf denn der Fürst mehr seyn, als Bürger? Soll und darf er schalten mit den Gesetzen der Menschheit nach Willkühr, oder soll er nicht vielmehr strenge auf ihre Befolgung achten, und deshalb das erste Beispiel eines edlen, unverfälschten Bürgersinns geben? — — —

O, daß doch endlich einmal die Stimme des Rechts in die Ohren derjenigen dränge, welche noch itzt in den Ländern dieser Erdkugel despotisch ihre Macht mißbrauchen, und auf den Ruinen von Tausenden ihre eroberungssüchtige Größe bauen! — Katharina, — sie ist es, die zu diesem Gemälde die Farben leiht! Wer verkennt das Gemälde der Wahrheit? — Schmeichler nennen sie die Große, die Unnachahmliche! — Ein ganzes Volk nennt sie seine Unterdrückerin. — Es ist wahr, sie hat sich Ruhm erworben, Rußland ist durch sie an Quadratmeilen vergrößert; aber

Tausende haben dafür geblutet; ihr Name ist das Schrecken von einem großen Theile Europens: — kurz, sie ist die Semiramis unsers Jahrhunderts! — — Aber wie tief steht sie im Schatten gegen Friedrich den Einzigen? wie tief selbst gegen Friedrich Wilhelm, dessen seltene Herzensgüte Freund und Feind bewundert? — — Doch, genug davon! Ich lenke wieder ein.

Danzig stand also von nun an unter polnischem Schutze, behielt aber seine alten Privilegien und seine reichsstädtische Verfassung. Der Handel und der Reichthum dieser Stadt ging ins Unermeßliche. Schon lange vorher hatte sie sich durch ihren Beitritt zu dem berühmten deutschen Hanseebunde mächtig und furchtbar gemacht; ihre Kriegsschiffe gingen in alle Meere, und Dänen und Schweden zitterten vor ihr. Mit der Zerstückelung des Hanseebundes hörte freilich ihre überwiegende äußere Macht nach und nach auf; allein um desto mehr nahm die Stadt an innerer Größe und Festigkeit zu. Von mehreren polnischen

Königen erhielt sie neue Vorrechte, und schon Kasimir ertheilte ihr das Recht, eine eigne Münze zu schlagen. Diese Münzgerechtigkeit hat die Stadt bis zur Besitznahme der Preußen behauptet, und ihre bisherigen Gepräge waren von einem fast bessern Gehalt, als die preußischen, obgleich ihr Kurs viel wohlfeiler war. Noch itzt findet man etwas von dem ehemaligen danziger Gelde, das aber nicht mehr so gut ist, als das alte Gepräge.

Im Jahre 1575 ward Stephan Battori, Fürst von Siebenbürgen, zum Könige von Polen ernannt. Dieser Fürst, in der Weltgeschichte durch seinen Muth und seine Seelengröße merkwürdig, verzögerte im Anfange seiner Regierung, den Danzigern ihre Privilegien zu bestätigen. Die Danziger, eifersüchtig auf ihre Freiheit, und voll Besorgniß, alle ihre bisherigen Vorrechte zu verlieren, versagten ihm die Huldigung. Stephan, als er einige gütliche Mittel versucht hatte, die Bürger auf andre Gesinnungen zu bringen, erklärte endlich die Stadt für rebellisch,

und rüstete sich, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Die Bürger machten sich muthig zur Gegenwehr bereit, und der König von Polen belagerte die Stadt lange Zeit vergebens. Endlich sahen die Danziger aber doch wohl ein, daß sie am Ende den Kürzern ziehen müßten, und suchten sich daher mit dem Könige zu vergleichen. Dies gelang auch wirklich durch auswärtige Vermittlung; Stephan begnügte sich mit der Huldigung der Stadt, und bestätigte alle Privilegien derselben. Unter diesem Könige war schon ein großer Theil der Einwohner Danzigs zur protestantischen Kirche übergetreten, und Stephan dachte tolerant genug, sie nicht nur nicht zu verfolgen, sondern ihnen vielmehr die freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu bestätigen.

Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts trieb Karl der Zwölfte von Schweden, der den Namen des Tollkühnen mit allem Rechte verdient, sein Unwesen im ganzen Norden. Er, dem nichts zu gefahrvoll, nichts zu abentheuerlich war, der an dem großen Peter seine

Kräfte versuchte, und ihn wirklich in der Schlacht bei Narva aufs Haupt schlug, wagte sich auch nach Polen, drang bis nach Warschau, nahm seinem Erbfeinde, dem Könige August II, die Krone ab, und zwang die polnischen Magnaten, dem von ihm erwählten Könige, Stanislaus Lesczinsky, zu huldigen.

Lesczinsky, ein edler, wahrhaft großer Mann, Weiser und Philosoph, dessen Name verehrungswürdiger ist, als der Name eines Eroberers, der, ohne Seelengröße, bei einer günstigen Konstellazion der Umstände, Länder entvölkert: — Lesczinsky, sage ich, sah wohl ein, daß der polnische Thron ihm keine Aussichten auf ruhige Tage verschaffte; aber er war gezwungen, dem Willen des schwedischen Wagehalses nachzugeben, und die ihm dargebotene Krone anzunehmen. Drei Jahre lang regierte Lesczinsky in Polen, von dem furchtbaren Karl geschützt; allein die Schlacht bei Pultawa, wo Karl der Zwölfte eine gänzliche Niederlage von den Russen erlitt, von der er

sich nie mehr erholte, gab den politischen Sachen eine andre Wendung, und störte die ruhigen Tage des königlichen Weisen. August, an der Spitze einer furchtbaren russischen Armee, kam in sein Königreich zurück; fast alle Magnaten fielen ihm zu, Lesczinsky sah sich auf einmal verlassen, und mußte der Krone entsagen.

Nach Augusts des Zweiten Tode fiel die Wahl einiger Magnaten abermals auf den König Stanislaus Lesczinsky. Dieser bestieg also noch einmal den Thron, aber nur, um ihn bald wieder zu verlassen. Ein Theil der Stände, und einige Städte, unter denen sich auch Danzig befand, hatten ihm den Eid der Treue geleistet, indeß die größere Hälfte der Magnaten mit dieser Wahl unzufrieden war, und, als Gegner des Stanislaus, August den Dritten von Sachsen erwählten. August, von den Russen unterstützt, drang in Polen mit gewaffneter Hand ein; der feige polnische Adel unterwarf sich, fast keiner blieb seinem rechtmäßigen Fürsten treu, und in kur-

zer Zeit sah sich Lesczinsky wieder verlassen. August bediente sich seines Siegs über seinen edlen Rival nicht mit derjenigen Mäßigkeit, die der Weise sonst dem gefallenen Bruder schuldig zu seyn glaubt; sein Bestreben ging hauptsächlich dahin, den unglücklichen König in seine Gewalt zu bekommen. Um dies zu verhindern, sah sich Lesczinsky genöthigt, zu entfliehen, und in Danzig Schutz zu suchen. Die treuen Bürger dieser Stadt nahmen ihren unglücklichen Fürsten mit Freuden auf, und versprachen ihm Schutz und Beistand, bis zum letzten Blutstropfen. Umsonst forderten die Russen, im Namen ihrer Kaiserin, die Auslieferung des verfolgten Monarchen; umsonst erklärte August die Stadt für rebellisch, und rüstete sich, sie feindlich anzugreifen. Mit kalter Entschlossenheit rüsteten sich die Bürger zum Widerstande, und trafen die klügsten Anstalten, um das Vordringen der Feinde abzuwehren. Endlich langte im Jahr 1734 eine vereinigte russische und polnische Armee vor den Thoren der Stadt an. Sechs

Monate lang war dieselbe dem verwüstenden Bombardement ausgesetzt, und doch blieben die Bürger ihrem gegebenen Worte treu. Vergebens versuchten die Russen die wüthendsten Anfälle; vergebens wagten sie einen Hauptsturm auf die Stadt; immer wurden sie zurückgeschlagen, und mehrere Tausend von ihnen wurden ein Opfer der erbitterten Bürger.

Das Herz des edlen Lesczinsky blutete, als er sah, daß so viele Tausende um seinetwillen umkamen, und daß auch viele seiner getreuen Anhänger ihr Leben opferten. Mit der innigsten Rührung dankte er den guten Bürgern Danzigs ihre Treue und Ergebenheit; dachte aber auch zugleich auf Mittel, dem Blutvergießen, wenn auch mit Gefahr seines Lebens, ein Ende zu machen. Flucht war das einzige Rettungsmittel; aber diese Flucht war äußerst schwer, ja fast unmöglich. Indeß wagte er sie; in Bauerkleidung verließ er bei Nachtzeit die Stadt, ging glücklich durch's feindliche Lager, und fand endlich, wie bekannt, in Lothringen einen sichern Zufluchts-

ort. Hier erreichte er das Ende seines mühevollen Lebens; denn von nun an brachte er daselbst seine Tage als weiser Privatmann in süßer Unabhängigkeit und Zufriedenheit hin.

Durch Lesczinsky's Entfernung waren nun den Danzigern alle Gründe zur weitern Vertheidigung genommen. Unsinn wäre es von ihnen gewesen, sich noch länger den Schrecken einer wüthenden Belagerung zu überlassen. Sie kapitulirten also, erkannten August den Dritten für ihren rechtmäßigen Herrn, und die Belagerung ward aufgehoben. Der König hingegen bestätigte zur Dankbarkeit den Danzigern ihre alten Privilegien, und in kurzer Zeit hatte sich diese Stadt von ihrem erlittenen Ungemach gänzlich erholt.

So blieb nun Danzig im ruhigen und ungekränkten Besitze ihres Reichthums und ihrer Handelsvortheile bis zu der, für sie so erschütternden, Epoche der ersten Theilung Polens, im Jahre 1772. Der König von Preußen, der in dieser Theilung ganz Westpreußen, Thorn und Danzig ausgenommen, erhielt, zog

sogleich in dem eroberten Lande alle Klostergüter ein. Da nun mehrere Vorstädte Danzigs ebenfalls zu solchen Klostergütern gehörten, so besetzte der König, kraft seines Rechts als Stärkerer, Langenfuhr, Schottland, Schiedlitz, Stolzenberg, und endlich auch den Hafen. Der Verlust des letztern war für Danzig am empfindlichsten; denn nunmehr war der König Herr der Ostsee und der Weichsel, und belegte die nach Danzig handelnden Schiffe und Fahrzeuge mit willkührlichen Zöllen und Abgaben. Zwar ward es den Polen erlaubt, ihre Waaren, besonders Getreide, nach Danzig zu führen; allein sie mußten dem Könige einen Zoll von 12 Prozent bezahlen, da sie sonst, wenn sie ihre Produkte in preußischen Städten absetzten, nur zwei Prozent geben durften.

Auf die Art ward nun diese ehemals so berühmte Stadt von ihrer Glorie herabgestürzt, und verlor immer mehrere wichtige Handelsvortheile. Friedrich der Große, sonst wohl auch edel genug, seinen Widersachern Gutes zu thun, handelte gegen diese Stadt, die ihn

nie beleidigt, nie gekränkt hatte, meistentheils nie ganz gerecht, und suchte geflissentlich alles hervor, um sie zu schwächen. Nicht nur Artikel des Luxus, sondern auch Produkte, die zum Lebensunterhalt nothwendig sind, mußten eine doppelte Akzise erlegen, ehe sie in die Stadt hineinkamen. Daß ein solches Betragen keine Liebe zu ihrem Nachbar in dem Herzen der Bürger von Danzig erwecken konnte, läßt sich leicht begreifen. Daher die sonst unerklärbare Wuth, die den Danziger befiel, sobald der Name Preuße genannt ward; daher der unauslöschliche Haß dieser Menschen gegen eine Nazion, die, wahrlich! auch itzt noch nicht alles thut, was sie thun soll, um diesen verjährten Haß allmählig zu schwächen, von der wenigstens ein Theil es gleich beim Anfange, durch stolzes Betragen, darauf anlegte, sich noch verhaßter zu machen.

Es war im März des Jahrs 1793, als unvermuthet preußische Truppen vor den Thoren der Stadt erschienen, und unter dem ziemlich abgenutzten und lächerlichen Vorwande, die

Jakobiner in der Stadt in Ruhe zu erhalten, dieselbe in Depot zu nehmen forderten. Depot, wirst Du wissen, lieber Freund, ist itzt ein neuerfundenes Wort, dessen sich die Fürsten bedienen, wenn ihnen ein benachbartes Ländchen oder Städtchen in die Augen sticht, dessen Besitznehmung sie gern wünschen, von dem es aber doch nicht heißen soll, daß sie es mit Gewalt genommen haben. — Freilich ist dies Depotnehmen auch zugleich eine ewige Besitznehmung; denn man weiß es wohl hernach so einzurichten, daß an die Zurückgabe nicht mehr zu denken ist. Indeß, klappern gehört zum Handwerke, — und — mundus vult decipi. —

Der Anführer der preußischen Truppen war der Generallieutenant von Raumer, und unter seinem Kommando stand der damalige Generalmajor von Hannstein, ein äußerst menschenfreundlicher und liebenswürdiger Mann. Der danziger Magistrat, der wohl einsah, wie es mit ihnen gemeint sey, deliberirte lange hin und her, wie man sich bei so

gestalten Sachen zu verhalten habe. Indeß wollte der Bürger durchaus nichts von Uebergabe wissen; sein alter, bisher entschlafener Muth erwachte wieder; er schwur, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und der Magistrat traf, um ihn zufrieden zu stellen, scheinbare Anstalten zur Gegenwehr. — Die Kanonen wurden aus den Zeughäusern auf die Wälle geführt und geladen; die Werkzeuge des Todes waren bereit, auf den ersten Wink Verderben um sich zu sprühen; die Lunten brannten; die Bürger waren bewaffnet: — kurz, alles, was man sah, sprach von Vertheidigung.

Noch wüthender, als der Bürger, war der eigentliche plebs, der verschiedemale mit großem Ungestüm Waffen forderte, um auf die Preußen, die ruhig in den Vorstädten einquartiert waren, loszugehen. Dieser Pöbel drohte sogar, Rathhaus und Zeughaus zu stürmen, wenn ihm nicht Waffen ausgeliefert würden; allein das Zureden einiger ihrer würdigsten Magistratspersonen, unter denen sich be-

sonders der allgemein geliebte Rathsherr Gralath auszeichnete, besänftigte sie wieder. Unterdessen schüttelte der übrige Theil des Raths, wie Langbein sagt, die wolkigen Perüken, und wußte nicht recht, wie er sich bei dieser Lage der Dinge nehmen sollte. Indeß pflog man doch mit dem feindlichen General einige Unterhandlungen, die endlich dahin gediehen, daß man sich auf immer der preußischen Monarchie einverleiben wollte, wenn der König der Stadt einige Vorrechte bewilligte.

Der General versprach alles, forderte aber noch vor der gänzlichen Auseinandersetzung dieser Privilegien die Uebergabe der Außenwerke. Nun war dies freilich eine höchst seltene und widerrechtliche Forderung, gestützt, wie bekannt, allein auf das Recht des Stärkern; denn diese Außenwerke liegen höher, als die Stadt, und sind so beschaffen, daß ein Feind, der diese erst in Besitz hat, sich gar nicht um die Stadt bekümmern darf, indem er sie vollkommen in seiner Gewalt hat, und sie beschießen kann, wenn es ihm beliebt. Der Magi-

strat (zur Steuer der Wahrheit sey dieses bekannt!) nahm sich bei diesen Vorfällen äußerst behutsam und klug, und dachte wirklich nur auf das Wohl der Bürgerschaft; aber was vermochten sie gegen äußere Gewalt? Sollten sie ihre Vaterstadt aufs neue dem Schrecken einer Belagerung aussetzen, die doch am Ende über kurz oder lang sich für die Stadt traurig entscheiden mußte? — Was sollte diese kleine unbedeutende Republik gegen einen mächtigen Nachbar wirken, der sie vollkommen in seiner Gewalt hatte? — Man schrieb an den König von Polen, diesem Schattenschutzherrn der Stadt, der unter Rußlands Geißel schmachtete, und sich zum Verderber seines Vaterlands brauchen ließ. Die Antwort war, wie man sie erwarten konnte, voll leerer Entschuldigungen, und Bitten, sich mit dem Könige von Preußen zu vergleichen. Man erinnerte die Kaiserin von Rußland an ihre heilig beschworne Garantie, und bat sie um Beistand. Diese Kaiserin freute sich über das Zutrauen der Danziger, brach aber ohne Umstände ihren Eid und ihr Versprechen.

Was blieb nun dieser verlassenen Stadt anders übrig, als sich der Willkühr ihres furchtbaren Nachbars auf Gnade und Ungnade zu ergeben? — Die Forderung, dem preußischen General die Außenwerke zu übergeben, ward also zugestanden, und Tag und Stunde bestimmt, an dem der Einmarsch der Preußen geschehen sollte. Indeß ward dieses, aus Furcht vor dem wüthenden Pöbel, fast bis auf den letzten Augenblick verheimlicht. Der größte Theil muthmaßte zwar, was geschehen würde; allein in Ungewißheit blieben sie alle.

Endlich erschien der entscheidende Tag, (es war der grüne Donnerstag in der Charwoche,) wo das ängstliche Harren der Kreatur aufhören sollte. Den Abend vorher steckte man stärker die Köpfe zusammen, und munkelte von der morgenden Uebergabe. Die Stadtsoldaten murrten, der Pöbel lärmte und schimpfte, und der Bürger schien in eine kalte Gleichmuth versunken. Der Rath hatte Entschlossenheit genug, sich an nichts zu kehren,

sondern seinen einmal vorgenommenen Weg unerschütterlich fortzuwandern. Er bestellte vor wie nach die Wachtparade auf den folgenden Tag, und ließ alle Wachen in- und außerhalb der Stadt mit der Ga nison besetzen.

Erst am Morgen des bestimmten Tages wußte jeder Einwohner das Schicksal seiner Vaterstadt ganz genau. Um 10 Uhr Vormittags sollte der Einmarsch der Preußen in die Vorfestung geschehen. Alles war in banger Erwartung, und eine Menge Menschen zogen hinaus, um dieses Spektakel mit anzusehn, so weh es ihnen auch that. Mit dem Glockenschlage erschien der General mit seinem Regimente; das Thor ward ihm geöffnet; mit klingendem Spiel zog er ein; die danziger Wache an diesem Thore ließ sich ruhig ablösen, und sogleich wurden Detäschements abgeschickt, um die äußern Festungswerke und die übrigen äußern Thore zu besetzen. In den Augen der meisten Bürger glänzte eine verhaltene Thräne; fast keiner war froh; selbst Weiber und Mädchen beklagten die ihnen so fürchterliche Veränderung ihrer Stadt.

Unterdessen war aber noch nicht alles überwunden; denn in der Stadt selbst hatte sich die Szene mächtig geändert. Eine Menge Gesindels, besonders Soldaten und Matrosen, hatten mit Gewalt eine Seite des innern Walles besetzt, die den heranrückenden Preußen am gefährlichsten war, hatten das dasige Pulvermagazin erbrochen, sich der bereitstehenden Kanonen bemächtigt, und schossen unvermuthet mit aller möglichen Wuth auf die sorglosen Preußen. Daß hier so manche Lücke gemacht ward, ehe die Preußen sich besinnen konnten, kannst Du wohl glauben, da die Kanonen der Stadt mit Kartätschen geladen und die Preußen ohne Schutz waren, und folglich nicht verfehlt werden konnten. Es blieben also wirklich eine beträchtliche Menge Menschen, und nicht, wie die Zeitungen damals lügenhaft genug ausposaunten, von beiden Seiten nur einige Mann. Die angesehensten Bürger haben mir versichert, daß die Preußen bei diesem verrätherischen Anfalle wenigstens einige hundert Mann einbüßten.

Es betrugen sich jedoch auch die Preußen nicht mit derjenigen Mäßigung, die sonst an den Truppen Friedrich Wilhelms des Gütigen unverkennbar war. Sie hauseten hier, wie einige ihrer Brüder am Rhein mit den Klubisten in Frankfurt und Mainz. Die Schande, die dort auf die braven Soldaten Friedrichs des Großen fiel, erndteten sie auch hier im kleinern Maße. Unter mehreren Belegen nur ein einziges.

Die erschrockenen Bürger, welche hinausgegangen waren, um den Einmarsch zu sehen, und die nichts von dem Aufruhr in der Stadt wußten, retteten sich, da sie einige Preußen fallen sahen, in die benachbarten Häuser der Vorstadt. In einigen diesen Häuser aber befanden sich auch einige Soldaten der am Thore abgelös'ten Garnison, welche, angereizt durch das Beispiel ihrer Brüder in der Stadt, aus den Fenstern heraus Feuer auf die herumstehenden Preußen gaben. Diese drangen dagegen wüthend in die Häuser, entwaffneten die Aufrührer, mißhandelten die unschuldigen Bür-

ger, unter denen sich Männer von Ansehn und Gewicht befanden, und führten alles, was sie dort vorfanden, mit sich in die Gefangenschaft. Die Schmähungen, die Kränkungen, die Beschimpfungen, mit welchen selbst Offiziere diese schuldlosen Menschen behandelten, machen den Preußen, wahrlich! keine Ehre. Man warf sie wie das Vieh durch einander, versagte ihnen sogar anfangs Brot und Wasser, verhinderte ihre Zusammenkunft mit ihren Gattinnen und Kindern, nahm ihnen alles ab, was sie bei sich hatten, und schleppte sie dann, unter ewigen Mißhandlungen, gefangen im Lande herum, von einer Gegend zur andern. Wochenlang mußten diese unschuldigen Opfer jeder tröstenden Hand entbehren, bis sie doch endlich, nach vielen Bitten, in Freiheit gesetzt wurden. Aber viele von ihnen brachten den Keim des Todes mit sich zurück.

Nicht wahr, Freund, so etwas empört? — Man wende mir nicht ein, daß eine solche That durch die Wuth des gemeinen Mannes entschuldigt werden kann; so eine Einwendung

ist Beleidigung für die Menschheit! Mag es seyn, daß der preußische Soldat in Wuth gerieth, und sich dadurch zu Unsinn verleiten ließ; konnte der Offizier das nicht steuern? — Wer den strengen Gehorsam der Preußen kennt, wird auch einsehen, daß die Schuld an diesem Unfug nicht Schuld des gemeinen Mannes, sondern Schuld des Offiziers war, der sie dazu anspornte. Gottlob, unsre Preußen sind ja keine wilden Tartarn! — Und, gesetzt, es wäre wirklich so, der Soldat hätte in der ersten Wuth keinen Gehorsam geleistet; gesetzt, die Schuld jener Vorfälle in der danziger Vorstadt, jener Rache an leblosen Dingen, jenes ersten Mißhandelns der unschuldigen Bürger, fiele bloß auf den Soldaten; wer aber entschuldigt das Wegschleppen jener Schuldlosen? wer die unmenschliche Behandlungsart solcher Menschen, deren Unschuld an aller Verrätherei anerkannt und gewiß war? — Warum ließ man diese Unglücklichen so lange in der Ungewißheit ihres Schicksals schmachten? War dies nicht die ausgesuchteste, schadenfroheste

Rache, die sich nur gedenken läßt? — Aber, mag es doch von Seiten der Anführer gewesen seyn, was es will; war es Unbesonnenheit, Leichtsinn oder Bosheit: — genug, unrechtmäßig, ja, sogar schändlich war es immer! — Doch, ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Menschlicher und edler zeigte sich indeß der General selbst gegen die Stadt, wo itzt noch einige Bösewichter den Meister spielten. Er ließ den verrätherischen Anfall auf seine Truppen nicht den unglücklichen Bürger entgelten, von dem er wußte, daß er unschuldig war, sondern er ging schonend und großmüthig zu Werke. Sobald sich die Preußen vom ersten Schreck erholt hatten, setzten sie sich wieder in Bewegung, besetzten unter beständigem Kugelregen die Vorfestung, verschanzten sich daselbst, und kehrten die hier vorgefundenen Kanonen nach der Stadt. So ging das Bombardement auch von ihrer Seite an; aber freilich nicht, um die Stadt zu Grunde zu richten, sondern um die Aufrührer auf dem Walle zu schrecken. Der General befahl ausdrücklich,

daß die Kanonen nur schwach geladen, und nur nach dem Walle gerichtet werden sollten. Dieser Befehl ward pünktlich erfüllt, und daher kam es, daß die Stadt gänzlich verschont blieb, und daß, wenn auch einige kleine Kugeln in die Dächer der benachbarten Häuser fielen, sie doch weiter keinen Schaden verursachten.

Dieses gegenseitige Schießen dauerte bis um 4 Uhr Nachmittags. Indeß hatte der Magistrat einen Theil der Bürger auffordern lassen, die Ruhe wieder herzustellen, und die Aufrührer vom Walle zu vertreiben. Allein diese gehorchten der Aufforderung nicht, sondern widersetzten sich trotzig dem erhaltenen Befehle, mit der Aeußerung, daß, wenn der Magistrat sie nicht vorher um Rath gefragt hätte, sie ihm auch itzt keinen geben könnten. Endlich fanden sich aber denn doch einige muthige Männer in der Stadt, die sich zur Vertreibung der Aufrührer entschlossen, und es ohne großen Widerstand ins Werk richteten.

Das Schießen hörte nun, zur Freude der

Einwohner, auf; deswegen aber war doch noch keine Ruhe in der Stadt. Haufenweise liefen die Aufrührer von Straße zu Straße, und drohten, in der Nacht den Pulverthurm anzustecken, und sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Noch einmal ließ nun der Magistrat die Bürger zur Aufrechthaltung der Ruhe auffordern; diese fanden sich itzt dazu geneigter. Alle vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Endzweck, häufige Patrouillen durchstreiften Tag und Nacht alle Straßen der Stadt, und die Aufrührer wagten es nicht, noch etwas zu unternehmen.

So vergingen nun unter Zittern und Beben die Osterfeiertage, die vielleicht nie trauriger gefeiert worden sind. Die Kirchen waren leer, die Spaziergänge unbesetzt, Musik und Tanz hörte man nirgends. Während dieser Zeit wurden mit dem preußischen General die Uebergabepunkte abgemacht; und man erhielt endlich mit vieler Mühe, und aus übergroßer Gnade, für die Stadt die Kantonsfreiheit auf ewige Zeiten. Zugleich ward versichert, daß

der Handel der Stadt nunmehr in Aufnahme kommen, und die Zölle, jedoch nur verhältnißmäßig, in Rücksicht der großen Handelsvortheile, heruntergesetzt werden sollten. Auch sollte die rechte Stadt von Einquartierung gänzlich verschont bleiben, die alte Stadt aber nur so lange damit belästigt seyn, bis man Anstalten zum Kasernenbau getroffen haben würde. Indeß hat man noch bis itzt an diese Anstalten nicht gedacht.

Dies waren nun die kleinen Vortheile, welche diese Stadt bei ihrer Uebergabe an Preußen erhielt; immer unbedeutend genug gegen den Nutzen, den der Besitz dieser Stadt der preußischen Monarchie zu Wege bringt. — Am Donnerstage nach Ostern rückten zwei Regimenter in stiller Ordnung in die Stadt, und wurden sogleich einquartiert. Alles ging von nun an ruhig ab. Die Huldigung im Maimonat fiel sehr prächtig aus. Tafel, Ball, Illuminazion, alles sollte dieses Fest verherrlichen. Die Illuminazion soll besonders schön gewesen seyn; aber ob es in dem Herzen der

Bürger eben so hell gewesen ist, als in ihren Häusern, das ist eine große Frage. — Gewiß haben sehr wenige den Eid der Treue mit redlichem Herzen gethan. Wenigstens zeigte ihr Betragen bei vorfallenden Gelegenheiten den unauslöschlichen Haß, der noch in ihrem Herzen gegen ihre neuen Beherrscher loderte.

Als Kosciusko, zu kurz für Polens Glück, seine heldenvolle Rolle spielte, und die stolze Katharina zum erstenmale zitterte, da faßte auch Danzig den Schimmer der Hoffnung auf, und sah sich schon im Geist der Gewalt der Preußen entzogen. Ihre damalige Handlungsweise war freilich äußerst unklug, und brachte ihr den größten Nachtheil; allein wer verdenkt das einer Stadt, die in ihren itzigen Besitzern noch immer ihre Feinde sah? — Der General Raumer erhielt die Gnade seines Königs, und ward Gouverneur der Stadt; aber sein Betragen war nicht so, daß er auf die vollkommene Liebe und Achtung seiner Mitbürger Rechnung machen konnte. Freilich beleidigte er selbst niemanden; aber er ließ es doch zu,

daß Andre ihn beleidigten, und zeigte bei vorfallenden Gelegenheiten nicht Geistesgegenwart genug. Die Offiziere betrugen sich lächerlich stolz, trotzten auf ihren Adel und Stand, und vergaßen, daß das wahre Verdienst weder in dem kleinen Wörtchen Von, noch in andern Titeln besteht. Die angesehensten Bürger der Stadt wurden von ihnen mit Verachtung und Stolz behandelt, und einigemal mißhandelte man sogar friedliche Bürger. So etwas aber ließ sich der von Natur stolze Danziger nicht ungestraft bieten; er zog sich zurück, erwiederte Verachtung mit Gegenverachtung, und in kurzer Zeit floh jeder die Gesellschaft der Offiziere. Itzt sehen es diese zu spät ein, welchen falschen Weg sie gegangen sind, und suchen ihn zu verbessern; allein es wird Mühe kosten, da sie einmal in Verdacht sind.

Indeß hoffen doch beide Theile sehr viel von der weisen Mäßigung des General Kalkreuth, der an die Stelle des verabschiedeten General Raumer den Gouverneurposten dieser Stadt erhalten hat. Wenigstens wird es nicht

an diesem bekannt wackern Manne liegen, wenn die Einwohner sich nicht bald in ihr neues, im Ganzen genommen, nicht unerträgliches Schicksal zu finden wissen. Hoffentlich wird dies bald geschehen; denn was wollen sie auch sonst machen? — Kosciusko ist in der Vertheidigung seiner Vaterlands gefallen; itzt athmet er kaum noch, und wahrscheinlich wäre ihm der Tod lieber, als sein itziges Leben! — Polen hat aufgehört zu existiren; es ist ausgestrichen aus der Reihe der Staaten; die Geißel der Despotie hat es verschlungen! — Wer will Danzig befreien? Doch nicht etwa Rußland? — O, bleibt ja unter dem milden Szepter des schwarzen Adlers, wo Gesetze der Menschheit gelten, als daß Ihr Euch der Despotie eines Landes ergebt, wo die Willkühr und Laune einer Einzigen Gesetz ist! — —

## Siebenter Brief.

Danzig, 1795.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe eine kleine Skizze von den Schicksalen einer Stadt gegeben, die einst auf dem Schauplatze der Welt eine ziemlich wichtige und bedeutende Rolle spielte. Was Danzig gewesen ist, kann und wird es nie wieder werden. Mag die neue Regierung anwenden, was sie will, um den alten Flor dieser Stadt wieder herzustellen, nie wird es ihr ganz gelingen! Freilich wird der Handel durch die Verminderung der Zölle wieder blühender werden, die Schiffahrt wird zunehmen, der Erwerb der Bürger, und folglich ihr vermehrter Reichthum, wird steigen, besonders wenn keine unglücklichen Kriege diese Gegenden heimsuchen; aber ihre innere wesentliche Festigkeit, ihre Größe, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit, welche sie ehemals besaß, ist doch für sie auf ewig verloren.

Glaube überhaupt ja nicht, lieber Freund,

daß der Handel dieser Stadt bei der letzten traurigen Bedrückung seines feindlich gesinnten Nachbars gänzlich gestört worden ist. Nichts weniger als das! Einzelne Handlungsbranchen fielen freilich, einen heftigen Stoß bekamen sie alle; aber sie hörten nicht auf. Viele Handelshäuser sanken, viele andre hoben sich aber wieder in die Höhe. Nie, nie wäre es der preußischen Monarchie gelungen, diese Stadt ganz in Nichts zu verwandeln; immer wäre sie, wenn nicht eine vorzüglich reiche, doch eine ansehnliche Handelsstadt geblieben!

Schon ihre äußerst vortreffliche und vortheilhafte Lage hinderte ihren gänzlichen Verfall. In der Nähe eines großen Meers, von dem sie nur eine kleine Meile entfernt liegt; beschenkt von der Natur mit einer Rhede, die fast die sicherste auf der ganzen Ostsee ist; umgeben von großen schiffbaren Flüssen, in einer Gegend, wo die Natur von allen Seiten ihre Schätze öffnet; durch die Weichsel in Verbindung mit einem Lande, das von jeher die Kornkammer von ganz Europa war: — welch'

eine menschliche Macht kann diese Vortheile ganz vertilgen! —

Und das sah man auch noch in den letzten Zeiten! — Die Polen, ungeachtet sie 12 Prozent bezahlen mußten, wenn sie ihre Produkte nach Danzig brachten, und ungeachtet Elbing alles versuchte, um sie an sich zu locken, gingen doch immer lieber nach Danzig. Freilich erhob sich Elbing auf den Ruin von Danzig, freilich war sie schon immer eine furchtbare Gegnerin; aber doch fand noch nie eine gehörige Proporzion statt, zwischen den Fahrzeugen, die nach Elbing, und denen, die nach Danzig gingen. Immer war noch die Anzahl der letztern größer. Holländer, Dänen, Schweden, Engländer, Russen, Spanier und Franzosen liefen in den Hafen von Danzig in Menge ein, und holten von da ihre nöthigen Bedürfnisse. Getreide, Holz, Leder, Pottasche, Wolle, Wachs, Talg, Butter, Lachs und eine Menge Branntweine waren und sind noch die vorzüglichsten Ausfuhrprodukte dieser Stadt. Wem ist der sogenannte danziger Liqueur un-

bekannt? Er geht durch die ganze Welt, und wird allgemein gern getrunken. Allein nach Petersburg gehen jährlich vier Schiffsladungen wenigstens davon hin!

Die Mottlau, welche von der Weichsel dicht bei der Stadt aufgenommen wird, und sieben Meilen auf der entgegengesetzten Seite ihren Ursprung hat, durchströmt die Stadt der Breite nach. Längs derselben sind die Speicher erbaut, und die meisten Schiffe, wenn sie nicht allzutief gehen, können bis hier hineinfahren, und vor den ihnen bestimmten Speichern ihre Waaren auf- und abladen. Ich habe große Dreimaster auf der Mottlau gesehen, die aber doch nur zur Hälfte hier laden, und sodann hinausgehen, um im Hafen die übrige Ladung einzunehmen.

Du kannst Dir das Leben in dieser Gegend der Stadt nicht deutlich genug vorstellen. Ringsum ein fröhliches Gewebe von arbeitenden Menschen, welche bald diese, bald jene Geschäfte verrichten. Lastträger mit ihren großen Säcken; Polen, welche sich am Lande

Frühstück oder Mittag kochen; andre, die schon auf der Erde in einem Kreise sitzen, und ihre abgekochten Erbsen munter und vergnügt verzehren; noch andre, welche auf ihren Gefäßen nach dem Tone einer Violine tanzen, die einer ihrer Brüder oft meisterhaft genug spielt: — überall ein schönes, dem Herzen wohlthuendes Gewimmel, weil es das Symbol der Arbeitsamkeit und des Wohlstandes ist.

Längs der Mottlau geht auf beiden Seiten eine lange und breite Brücke.. Die eine, welche die grüne Brücke genannt wird, ist zum Spazierengehen eingerichtet, und hat mehrere Buden neben einander stehen, wo einige Kleinigkeiten verkauft werden. Für mich ist dies ein herrlicher Zeitvertreib. Da schlendre ich so am Arme meines A** stundenlang auf und ab, bleibe hier und da stehen, begaffe dies und das, und unterhalte mich auf mannichfaltige Weise. Hier sehe ich einen phlegmatischen Holländer, dessen Nazion sich in dem gegenwärtigen Kriege durch ihre Affenneigung berühmt gemacht hat; dort einen lustigen Dänen,

der auf seinen Bernstorf pocht, dessen Weisheit das Land in Frieden erhielt; hier einen melancholischen Engländer, der von liberty spricht, indeß Minister Pitt, ränkevollen Andenkens, ihm die Haut über die Ohren zieht; dort einen Polen, der nur die Gestalt eines Menschen hat, dessen übrige Empfindungen aber dem Thiere nahe kommen.

Freund, das ist für mich eine sehr lehrreiche Stunde; das giebt meiner Menschenkunde großen Zuwachs. Da vergleiche ich die Handlungsweise aller dieser Menschen mit der Denkart eines jeden, spreche bald diesen, bald jenen an, sehe sie hier fast alle im Schlafrock, ohne großen Rückhalt, und erfahre von diesem und jenem oft kleine, sonst unbemerkte, sonderbare Karakterzüge seiner Nazion. Kurz, wenn ich hier gewesen bin, so kehre ich immer in einer frohen Stimmung zurück; mein kleines Mittagsmahl schmeckt mir besser, alles ist mit mir fröhlich, und ich danke Gott recht herzlich, daß ich noch da bin, und mein kleines Theilchen zum Wohl des Ganzen beitragen darf.

Viele der hiesigen Kaufleute haben acht bis zehn eigne Schiffe zur See, die auf allen Meeren Europens gehen. Doch sind die Länder der Ostsee diejenigen, mit denen das vorzüglichste Verkehr getrieben wird. Die Stadt hat vier große Schiffszimmerwerfte, wo man oft sehr fleißig arbeitet.

An Fabriken ist in und um der Stadt kein Mangel. Besonders findet man in derselben eine Menge von Wollen- und Baumwollenmanufakturen, von Korduanleder-, von Vitriol-, Aquavit- und andern Fabriken. Nahe bei Danzig ist eine berühmte große Pottaschenfabrik, von wo eine ungeheure Menge, unter dem Namen des danziger Alkali, nach England verschifft wird. Kalk- und Ziegelbrennereien sind in Menge vorhanden.

Die Einkünfte der Stadt setzte man ehemals auf mehr als 1,000,000 Thaler. Unstreitig aber sind diese Einkünfte gestiegen, seitdem die preußische Akzise eingeführt worden ist. — Sie wurden ehemals aus mehreren kleinen Abgaben gezogen, deren Anzahl aber, wie noch

heute in England, Legion hieß. — Doch fand noch keine Taxe auf Fenster, Hunde und dergleichen statt. — Ein sehr beträchtliches Einkommen schenkte der Stadt die sogenannte große Mühle, welche in der alten Stadt angelegt ist, 18 Gänge hat, und sehr zweckmäßig gearbeitet ist. Man sagt, daß diese Mühle ehemals der Stadt alle Stunde einen Dukaten eingebracht haben soll; eine Summe, die nicht zu verwerfen ist. Ueber diese Mühle ist ein eigner Aufseher, unter dem Namen des Mühlenjunkers, gesetzt, der das Ganze dirigirt, und einen sehr einträglichen Gehalt zieht. Unter ihm stehen die vier Müllermeister, welche die Arbeiten in der Mühle betreiben lassen. Der Fluß Radaune, welcher hier vorbeifließt, treibt die Räder dieses wichtigen Werks.

Die Stadt selbst besteht eigentlich, wie schon oben gesagt, aus zwei Städten, welche die alte und neue Stadt genannt werden, und durch die Radaune, die mitten durch die Stadt läuft, und dieselbe mit Wasser ver-

sorgt, von einander getrennt sind. Dieses Wasser wird durch unterirdische Röhren in alle Brunnen der Stadt geleitet, ist aber nicht sehr trinkbar; wenigstens erregt es Ekel, wenn man die vielen schmutzigen Arbeiten ansieht, die in diesem Flüßchen getrieben werden: des Unraths nicht zu gedenken, der daselbst in großer Menge hineingeworfen wird. Etwas begüterte Einwohner der Stadt trinken auch dieses Wasser gar nicht, sondern man hat bei dem Langaßerthore, in der sogenannten Halle, einen sehr schönen Springbrunnen, der das herrlichste, gesundeste Wasser enthält. Da es aber zu den Bedürfnissen der ganzen Stadt nicht zureichen würde, so ist der Brunnen gemeinhin verschlossen, und das Wasser muß zum Theil erkauft werden. Außerdem findet man zwischen den Thoren, an zwei entgegengesetzten Orten, zwei andre Quellen, die aus der Erde hervorsprudeln, und ebenfalls ein sehr schönes, klares und erquickendes Trinkwasser geben. Brunnen giebt es übrigens in großer Menge in der ganzen Stadt,

deren Unterhaltung aber große Kosten erfordert.

Was die Menschenmenge Danzigs betrifft, so kann man sie, mit Einschluß der Vorstädte und des Militairs, sicher auf 60,000 Seelen ansetzen.

Uebrigens ist diese Stadt noch meistens nach alter Art gebaut, hat große, meistens 3 Stockwerk hohe Häuser, unter denen die neuern nach ziemlich modernem Geschmack gebaut sind. Im Ganzen aber giebt es doch mehr schlechte als gute Häuser, und die meisten haben noch vor den Thüren die sogenannten Beischläge, wodurch die Straßen sehr verengt werden. Im Innern der Häuser ist es meistentheils finster; man findet daselbst enge, halsbrechende Treppen, und, nach Verhältniß der Größe, wenig bewohnbare, oder doch wenigstens bequeme Zimmer. Hauptplätze der Stadt sind: der lange Markt, der eine besonders schöne Ansicht gewährt, der Holzmarkt, der Kohlenmarkt und der vorstädtische Graben. Hauptstraßen giebt es in der rechten Stadt eine beträchtliche An-

zahl, die gerade, und ziemlich breit sind. Die lange Gasse, die heiligen Geiststraße, die Hundegasse, und besonders die breite Straße, geben, wegen ihrer Länge und ihrer geraden, weiten Aussicht, einige angenehme Prospekte. Dagegen giebt es aber auch wieder, besonders auf der alten Stadt, eine Menge von Straßen, die so enge und schmutzig sind, daß man sie mit ewiger Gefahr, den Hals zu brechen, oder im Koth stecken zu bleiben, durchwandern muß. Ich habe schon mehreremale große Umwege machen müssen, um nur solchen Straßen auszuweichen.

Die rechte Stadt ist des Abends stark mit Laternen erleuchtet, die vom ersten August bis Ende April's die ganze Nacht brennend erhalten werden, wozu eigne Wächter angestellt sind, deren Geschäft es ist, die Lampen in gehöriger Ordnung zu erhalten. Diese lobenswürdige Einrichtung fehlt in der alten Stadt aber gänzlich, und wehe dem, der daselbst des Abends weit zu gehen hat! Er riskirt bei der stockdicken Finsterniß, die dort herrscht, entwe-

der von dem Entgegenkommenden umgerannt zu werden, oder über dem elenden Steinpflaster Hals und Bein zu brechen. Man bedient sich deshalb hier der Handlaternen.

Ueberhaupt taugt das Pflaster in der ganzen Stadt nichts, und selbst in den Hauptstraßen nur wenig. So gut auch übrigens die Polizei dieser Stadt in manchen Stücken war, so hatte man doch bisher eine gehörige Straßenpflasterung fast gänzlich verabsäumt, indem man darin jedem Bürger vor seinem Hause thun ließ, was er wollte. Ja, er mußte sogar noch dem Fiskus eine Art von Abgabe bezahlen, wenn er hierin eine Verbesserung vornehmen wollte.

Das Schauspielhaus verdient diesen Namen nicht. Es ist ein elendes, verfallenes, hölzernes Gebäude, mehr einem Pferdestalle ähnlich, als einer Wohnung für die liebenswürdigste der Göttinnen. Man projektirt schon jahrelang auf ein neues, zweckmäßigeres Gebäude; allein bisher ist es noch immer beim Projektiren geblieben: — nur itzt scheint man

eifriger darauf zu denken. Alle Jahre, vom Anfange des Augusts bis zum Ende des November, erscheint hier die Gesellschaft der Geschwister Schuch, die ein Privilegium für Ost- und Westpreußen besitzt, und amüsirt, oder ennuyirt auch zuweilen, je nachdem es kommt, das danziger Publikum mit Schauspielen und Operetten. Ich habe mich sehr gefreut, diese Art von Vergnügungen anzutreffen, die meine Lieblingsunterhaltungen sind; — allein meine Freude ist vereitelt. Die Gesellschaft erscheint dieses Jahr nicht; ein Vorfall, der selten geschehen ist. Was daran Schuld sey? ob Eigensinn von Seiten des Direktors, oder sonstige Laune, das weiß ich nicht. Genug, das Publikum ist über dieses Außenbleiben höchst aufgebracht, und schwört dem Direkteur Untergang und Verderben. Indeß wird sich diese Hitze wohl legen, und wenn die Gesellschaft künftiges Jahr herkommt, wird man sie wahrscheinlich mit offenen Armen empfangen; denn sie soll sehr brave Mitglieder haben. Was mich betrifft, so werde ich sie hoffentlich noch

in diesem Jahre in Königsberg sehen, wo sie den Winter über zubringt, und dann sollst auch Du nähere Nachrichten davon erhalten.

Oeffentliche Anstalten giebt es hier in großer Menge, die sehr weise eingerichtet und fundirt sind. Ich nenne Dir unter andern nur das sogenannte Spendhaus, wo an dreihundert arme Kinder unentgeltlich in den nothwendigsten Wissenschaften des Lebens unterrichtet werden: — das Waisenhaus, wo Findlinge erzogen und unterrichtet werden, die aber meistentheils erst für eine gewisse Summe eingekauft werden müssen; doch nimmt man auch arme Kinder unentgeltlich auf, die alsdann dieselbe Pflege und Wartung mit den übrigen genießen. Es sind hier mehrere Zimmer sehr gut eingerichtet, und für jedes Zimmer sind einige Ammen bestimmt, die zur Wartung der Kinder verpflichtet sind. Ueber dieses Waisenhaus sind vier Vorsteher gesetzt, welche die Ein- und Ausgaben der Anstalt, aber, wie schon oben gesagt, nicht immer mit gehöriger Gewissenhaftigkeit verrichten. — Alle Jahre zweimal

halten diese Kinder aus beiden Anstalten einen allgemeinen Umgang in der Stadt, wo sie dann fast von jedem Einwohner beschenkt werden. Wenn dies vorbei ist, so bringen sie den Rest des Tages im Grünen hin, wo man sie mit kleinen Näschereien bewirthet. Diese Tage sind für die Einwohner Festtage, und fast die halbe Stadt läuft hinaus, um die stille Freude dieser armen Kinder mit anzusehen. Hier äußert sich so ganz die herzliche Gutmüthigkeit der danziger Bürger, die sich wirklich vor vielen andern Städten hierin auszeichnet; denn nächst dem Republikanerstolz ist gewiß Gutmüthigkeit eine Hauptzug in dem Karakter der hiesigen Einwohner.

Das Lazareth ist eine Wohnung für kranke, wahnsinnige und gebrechliche Personen, die nicht mehr arbeiten können, und alsdann unentgeltlich daselbst unterhalten werden. Dieses Gebäude ist sehr gut eingerichtet, und wird vortrefflich unterhalten. Die Stadt besoldet einen eignen Arzt, dessen Geschäft es ist, die dasigen Kranken tagtäglich zu besuchen. Ihm

sind zwei Stadtchirurgen an die Seite gesetzt, die ihn unterstützen. Itzt verwaltet dieses Amt ein Mann, unter dessen edler Wartung und Pflege alles besser gedeiht, der nicht allein für den Leib, sondern auch für den Geist seiner Kranken sorgt, und der unermüdet seinen edlen, menschenfreundlichen Geschäften nachgeht. Darf ich Dir wohl noch hier seinen Namen nennen, da ich ihn Dir schon einmal nannte? Gewiß, Du wirst ihn errathen! Diese Anstalt hat eine eigne Apotheke, die fast die beste in der ganzen Stadt ist. Seitdem jener vortreffliche Arzt die Verwaltung dieser Anstalt über sich genommen hat, werden auch die Kranken mit weiser Milde behandelt, statt daß man ehemals die Wahnsinnigen mit Schlägen zur Vernunft zu bringen suchte; mit Schlägen, unter denen sie oft den Geist aufgaben! — Ach, diese verkehrte Kur herrscht noch, leider! in den meisten Anstalten dieser Art! —

In der Vorstadt Schottland ist ein Barmherzigenbrüderkloster, wo ebenfalls eine sehr edle Anstalt zur Verpflegung der Kranken ein-

gerichtet ist. Diese edlen Klostergeistlichen geben hier ein nachahmungswürdiges Beispiel von einer seltenen, uneigennützigen Menschenliebe. Jeder arme Kranke, von welchem Stande er auch sey, und was für einer Religionssekte er auch anhänge, wird hier mit gleicher Milde und Sorgfalt verpflegt. Und die edle, einfache Art ihrer Wartung; die Reinlichkeit ihrer Krankenstuben; die gesunde Luft, die darin herrscht; die sorgfältige Entfernung jedes Verdrusses von dem Kranken; die zweckmäßige Einrichtung ihrer Speisen und Arzeneien: — alles das giebt das würdigste Beispiel zur Nachahmung.

Außer diesen Anstalten giebt es noch eine Menge Hospitäler für alte abgelebte Personen. Allein der Einkauf in dieselben ist sehr kostbar, indem eine einzelne Person 3 bis 400 Thaler bezahlen muß, wofür sie freie Wohnung, Holz, Licht, Brot, Fleisch, und wöchentlich ein bestimmtes unbedeutendes Geschenk an Gelde erhält. Alle Güter, die der Einkaufende mit ins Hospital bringt, fallen nach seinem Tode

demselben anheim, und die Erben dürfen keinen Anspruch darauf machen. Nur während seines Lebens ist es ihm erlaubt, etwas von seinem Vermögen zu verschenken; doch muß immer ein Theil für das Hospital übrig bleiben. Es giebt in Danzig ein reformirtes und fünf lutherische Hospitäler.

Von Strafanstalten nenne ich Dir das Zuchthaus, für kleinere Verbrecher, das weiter keine Schande mit sich führt; das Stockhaus, für größere, die immer mit Ketten belastet sind, und öffentliche Arbeiten verrichten, und das Raspelhaus, für Verbrecher, die den Tod verdient haben, die nie aus ihren Löchern herauskommen, und mancherlei schwere Arbeiten verrichten müssen. Sie werden sehr streng gehalten, und verdienen es; denn sie sind Feinde der Menschheit. Die meisten von ihnen sind und bleiben, so lange sie leben, in ihrer alten Verstockung, und denken nur auf neue Schandthaten. Viele haben es versucht, trotz der fürchterlichen Mauer, zu entkommen, und es hat ihnen geglückt. Werden sie aber wieder

erwischt, so verschlimmert sich ihr Schicksal. Alle Strafanstalten in Danzig zeigen übrigens, wie furchtbar die Göttin Themis ehemals hier ihr Gericht hielt, und wie grausenvoll sie oft bestrafte.

Was übrigens die Festungswerke der Stadt anbelangt, so sind dieselben nicht nur im besten Zustande, sondern auch von der äußersten Wichtigkeit; nur werden eine Menge Menschen erfordert, um sie gehörig zu besetzen, da ihr Umfang ziemlich beträchtlich ist. Die Werke sind nach verschiedenen Systemen, aber, so viel ich davon urtheilen kann, alle nach den Regeln der Ingenieurkunst angelegt. Von der einen Seite beschützen hohe, stark befestigte Berge, namentlich der Bischofs- und Hagelsberg, die eigentliche innere Festung, um welche sich ein starker Wall und ein breiter Graben herumzieht. Von der andern Seite, wo keine Berge sind, kann die Gegend umher, einige Meilen weit, unter Wasser gesetzt werden, zu welchem Behuf mehrere Schleusen angebracht sind, die sehr wohl unterhalten werden, so daß es also von dieser

Seite fast unmöglich ist, der Stadt beizukommen. Auf den innern und äußern Wällen liegen, der Erzählung nach, über 900 Kanonen, die sehr brauchbar sind, und in den Zeughäusern findet sich wenigstens eine eben so große Anzahl. Diese große Anzahl von Kanonen für eine einzelne Stadt würde Dir unwahrscheinlich vorkommen, wenn ich Dir nicht sagte, daß es schon seit langer Zeit Sitte war, daß jeder neuerwählter Rathsherr der Stadt zwei, und jeder Bürgermeister eine Kanone zum Geschenk machte. Durch diese Sitte nun hat sich freilich sehr leicht diese große Anzahl von Kanonen sammeln können. Pulver, Blei, Bomben, Kugeln, Mörser, Haubitzen, Granaten, kurz, alle Instrumente, die zur Vertheidigung einer Festung nothwendig sind, findet man hier im Ueberflusse. Als Festung betrachtet, ist also Danzig in jedem Betracht für Preußen eine äußerst wichtige Eroberung, und ich glaube, nicht zu irren, wenn ich behaupte, der König würde eher den Besitz von ganz Südpreußen aufgeben, als diese einzige Stadt.

## Achter Brief.

Danzig, 1795.

In einer Stadt, wie diese, wo die Natur alles aufgeboten hat, was nur des Menschen Herz erfreuen kann, muß auch der ärgste Mysantrop seinen Mißmuth, wenigstens zu Zeiten, vergessen. Ich kam her mit einem Herzen voll tiefer Traurigkeit, weil die Unfälle meines Lebens mich erschüttert, weil tausend unverdiente Widerwärtigkeiten mich für jede Freude abgestumpft hatten. Das ist vorüber; ich bin mit meinem Schicksale wieder zum Theil ausgesöhnt, mein finstrer Trübsinn ist weggeschmolzen, wie Schnee an der warmen Frühlingssonne, und — ich hoffe wieder. Diese Aenderung bewirkte die schöne Natur umher. Hier fühlt' ich, was Matthison singt:

> Ich blicke her, ich blicke hin,
> und immer höher schwebt mein Sinn!
> O, Tand sind Gold, und Pracht, und Ruhm,
> Natur, in Deinem Heiligthum!

Von Dir gedrückt an's Mutterherz,
hebt sich die Seele sonnenwärts;
des Himmels Ahndung den umweht,
der Deinen Liebeston versteht!

Wahrlich, Freund, was ist Dein gerühmtes Berlin, mit all' seinen Promenaden und Alleen, im Vergleich mit Gegenden, wie diese, wo die Natur so kunstlos und doch so wunderschön gebaut hat? — Ja, wahrhaftig, wunderschön! Je näher ich mit allen diesen Schönheiten bekannt werde, je heftiger wird in mir der Wunsch, einst meinen Lebensabend hier hinzubringen. Freund, ich habe den ganzen Tag im Vollgenusse der herrlichen Natur verlebt, und ich sollte am Abende dieses schönen Tages nicht froh seyn? sollte mich nicht eine bessere Zukunft träumen, da ein Theil meiner Vergangenheit so traurig dahinfloß? — Laß Dir's erzählen, was ich heute sah und fühlte. — Beschreiben kann ich es freilich nicht.

Schon gestern ward ein Spaziergang zu heute früh zwischen mir und meinem Freunde verabredet, um auf dem Hagelsberge den Auf-

gang der Sonne zu beobachten. Zu dem Ende verließen wir gegen Abend die Stadt, und blieben die Nacht in einem sehr angenehmen Garten der Vorstadt. Ein paar Stunden der Dunkelheit entflohen unter freundschaftlichen Gesprächen, und mit dem ersten Anfange der Morgendämmerung begaben wir uns auf den Weg, und bestiegen munter den Berg. In Kurzem sahen wir uns am Ziel unserer Reise, und wir lagerten uns auf einer Anhöhe.

Noch schwebte die Dämmerung auf der Gegend, und nur nach und nach wurden die Gegenstände lebhafter und sichtbarer. Eine unermeßliche Aussicht eröffnete sich mir. Das unübersehbare Meer, mit seiner glatten Spiegelfläche, zeigte sich meinem Auge. Eine Menge Wälder und bekränzte Hügel lagen zu meiner Seite, wo hin und wieder die Spitze eines kleinen Kirchthurms hervorragte. Vor mir lag die ganze Stadt, mit allen ihren Gebäuden, noch im Dunkel eingehüllt. Hinter derselben weg erblickte ich die fruchtbarsten Ebenen, die trefflichsten Kornfelder und die wohl-

habendsten Dörfer. So ein Anblick, Freund, hebt und erleichtert das Herz; und auch mir ward unaussprechlich wohl. Ich hatte keine Worte, denn ich war im Anschauen verloren; nur unwillkührlich ergriff ich dann und wann die Hand meines mitempfindenden Freundes.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber schon zwitscherte manche Vogelkehle, und sang der Morgenröthe entgegen. In der Stadt lag noch alles im tiefen Schlafe; keine Feueresse rauchte, kein Geräusch ließ sich fern und nahe hören, und alles war still, wie am großen Tage der werdenden Schöpfung.

Endlich stieg die Sonne majestätisch über dem Meere auf; segnend war der Anblick, erfreuend für Geist und Herz. Die ganze Gegend schwamm in Goldfeuer; die Vögel zwitscherten lebhafter; die auf den benachbarten Hügeln weidenden Heerden blöckten der Sonne ihren Morgengruß; die Spiegelfläche des Meers versilberte sich: — alles überließ sich der Freude des werdenden Tages. Rasch ergriff ich die Hand meines Freundes, und drückte sie schweigend an mein Herz.

Immer höher schwamm die Sonne herauf mit ihrer segenbringenden Wärme. Auch mich trafen ihre Stralen; — o, ich werde diesen Anblick nie vergessen! — Noch stand ich und staunte, und konnte keine Sprache finden; — mein Geist verlor sich in höhere Regionen; — ich war nicht mehr in der Welt, ich war über die Welt hinaus, bei denen meiner Lieben, die mir vorangingen in die Wohnungen der ewigen Morgenröthe. Endlich besann ich mich. Meinem Auge entquoll eine Thräne; sie war halb dem Schmerz, halb der Freude geweiht.

»Ja, ja, die Welt ist schön, und Gott ist gut!« sprach ich, und sank im Uebermaße der Empfindung an meines Freundes Busen.

»Ja wohl, ja wohl, lieber Leidender!« antwortete er, indem er mich fest an sich drückte, »fühlst Du das itzt?«

»Sieh' mir ins Auge! Was liesest Du darin?«

»Hoffnung, und Vertrauen zu dem Schöpfer dieses schönen Tages.«

»Du hast recht gelesen! Von heute an will ich nicht mehr ängstlich zweifeln.«

Itzt erst blickte ich auf den Fuß des Berges, auf dessen Höhe wir uns lagerten. Was ich vorhin übersehen hatte, fiel mir nun auf. Ein schöner, mit vielen alten Bäumen besetzter Begräbnißplatz, so recht eingerichtet zu demjenigen Schlummer, woraus uns kein Lebenssturm mehr weckt. Dieser Anblick erregte das Gefühl an meine Verlornen wieder, an Eltern, Brüder und Freunde. Aber es war ein süßes, kein ängstlich zagendes Gefühl.

»Euch ist wohl,« rief ich voll hoher Begeisterung, »wo Ihr itzt auch wandelt, im Uranus, oder im Monde; aber Ihr lebt gewiß, und wir sehen uns einst wieder!« — Hoffnung, Hoffnung, süße, treue Gefährtin der leidenden Menschheit, verlaß uns nie!

Nachdem wir uns lange genug an der himmlischen Aussicht gelabt hatten, verließen wir unsre Stelle, um weiter zu gehen. Die Batterien dieses Berges konnten wir nicht gehörig in Augenschein nehmen, weil es gegen

das Prinzip des preußischen Systems ist, Fremde oder Unbekannte nahe an die Festungswerke zu lassen. Hier war man nun doppelt vorsichtig, weil man Grund hatte, den Danzigern nicht zu trauen. Indeß zeigte mir mein Freund auf diesem Berge einen Platz, auf dem, wie er mir erzählte, vor grauen Zeiten ein Schloß gestanden haben soll, dessen Besitzer Johann Hagel geheißen, und zugleich Herr der ganzen umliegenden Gegend gewesen seyn soll. Die Geschichte verliert sich in die tiefste Dunkelheit der alten Zeit. Doch berichtet die Sage von ihm folgendes:

Johann Hagel war ein harter und grausamer Mann, und behandelte seine Untersassen mit einer viehischen Tyrannei. Wenn er sich gütlich thun wollte, so ließ er einen Theil von ihnen aufs Schloß bringen, zechte und tanzte mit ihnen, und ließ sie dann im Rausche ihrer Freuden jämmerlich ermorden. Die Kaufleute der dortigen Gegend hatten vor ihm keine Ruhe; er belauerte sie am Wege, und raubte ihre Waaren, oder er drang auch in ihre Woh-

nungen, und nahm sich von ihren beweglichen Gütern, was ihm beliebte. So trieb er es viele Jahre, und lebte in Saus und Braus, eine Geißel seiner Unterthanen, ein Schrecken der benachbarten Einwohner. Endlich erwachte bei diesen so gemißhandelten Menschen das Gefühl ihrer gekränkten Rechte; sie vereinigten sich mit einander, und schwuren den Untergang des Tyrannen. Hagel ahndete nichts von dem, was ihm bevorstand, und trieb seinen Unfug nach wie vor. Unvermuthet kam der zur Rache bestimmte Tag herbei. Die Verschwornen hielten sich bis gegen die Nacht ruhig; Hagel hatte den Tag über geschwärmt, und war, wie gewöhnlich, trunken in sein Bette getaumelt. Still und entschlossen rückten nun die Verschwornen an, erkletterten mit großer Mühe die Veste, ermordeten die im Vorhofe schlafenden Knechte, drangen in das Schlafgemach ihres Herrn, und tödteten ihn mit vielen Dolchstichen. Das Schloß des Tyrannen ward darauf geschleift, und itzt zeigt hier kein Merkmahl die Stätte mehr, wo es gestanden hat.

Sicher ist's indeß, daß hier ehemals eine Veste gewesen. Denn, zu geschweigen, daß man diese Erzählung in allen preußischen Kroniken findet, so hat man hier auch schon vor mehr als hundert Jahren ein ganz verschüttetes Erbbegräbniß entdeckt, in welchem man mehrere Urnen vorgefunden hat, die auf Säulen ruhten. Ein Beweis, daß die Geschichte dieser Veste noch in die Zeiten des Heidenthums fällt.

Mir fiel hier Matthison's Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses ein, und ich wiederholte traurig die Worte:

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
so entweicht das Traumbild eitler Macht! —

Von hier zeigte mir mein Freund eine Stelle außerhalb dem Thore, die seit der Belagerung von 1734 merkwürdig geworden ist. Von dieser Seite nämlich war es, wo die Russen einen Hauptsturm auf die Stadt wagten, wo sie aber so tapfer empfangen wurden, daß sie sich mit einem Verluste von einigen tausend Streitern fruchtlos zurückziehen mußten. Die

unglück-

unglücklichen Todten wurden nach aufgehobener Belagerung aufgesucht, und in ein großes gemeinschaftliches Grab geworfen. Von dieser Begebenheit heißt die ganze Gegend umher das russische Grab.

Nunmehr verließen wir den Hagelsberg, um seinen Nachbar, den Bischofsberg, zu besteigen. Dieser ist noch höher als der erste, und gewährt von der rechten Seite eine treffliche Uebersicht über einen großen Theil des platten Landes. Alle die schönen Dörfer auf der sogenannten Höhe, die Stadt Dirschau, und bei ganz heiterm Wetter auch die Stadt Marienburg, werden dem Auge sichtbar. Dieser Berg ist ganz bewohnt, und die Einwohner genießen einiger Privilegien; besonders haben unzunftmäßige Handwerker, die in der Stadt nicht gelitten werden, die Freiheit, hier ihr Gewerbe zu treiben, ohne daß sie von den Bürgern der Stadt daran verhindert werden können. Doch durften sie keine Arbeit in die Stadt bringen; denn wenn sie am Thore angehalten und untersucht wurden, so

wurden ihre bei sich habenden Waaren konfiszirt.

Auf der höchsten Spitze dieses Berges hat die hiesige astronomische Gesellschaft ein vortreffliches Observatorium, dessen Stifter der vor ungefähr 15 Jahren verstorbene bekannte Doktor **Wolf** ist. Es besitzt vortreffliche und sehenswürdige Instrumente, die der Stifter mit großen Kosten aus England hat herüberkommen lassen. Unter dem Observatorio befindet sich ein Gewölbe, worin der Körper des Stifters begraben liegt. Nicht weit davon ist ihm ein edles, einfaches Denkmahl errichtet, das von der Dankbarkeit seiner guten Mitbürger Zeuge ist.

Es war beinahe Mittag, als wir zurückkehrten; da aber das Wetter so reizend war, beschlossen wir, den so schön angefangenen Tag mit einem eben so schön vollbrachten Abende zu beschließen. Gleich nach dem Mittagsessen wanderten wir wieder zum Thore hinaus, nach dem sogenannten Geschkenthale hin, das etwa eine kleine halbe Meile von der Stadt entfernt

liegt. Der Weg dahin ist äußerst angenehm; die größte Hälfte führt durch eine lange, kunstmäßig angelegte Allee, die einen äußerst reizenden Spaziergang bildet. Ein danziger Bürgermeister, dessen Namen ich nicht weiß, hat sich durch die Anlage dieses Spazierganges einen ewigen Ruhm gemacht. Vier Reihen holländischer Linden führen einen schnurgeraden Weg, dessen Ende man nicht absehen kann. In der Mitte ist ein breiter Platz für die Fahrenden, beide Seiten aber sind nur zu Promenaden für die Fußgänger eingerichtet. Die Bäume sind schön ausgewachsen, werden aber immer beschnitten, und stoßen so dicht mit einander zusammen, daß man unter einer beständigen grünen Decke fortgeht. Für den Regen ist man unter diesen Bäumen wenigstens eine ziemliche Zeitlang gesichert. Eine Menge Ruhebänke laden den Wanderer zu sich ein; auch findet man hier einige Erfrischungen. Diese Allee ist die Lieblingspromenade der danziger Bürger; alles versammelt sich hier gegen Abend in großer Anzahl, um den Segen der Natur

einzuathmen. Jeder sitzt, steht, geht oder badinirt mit einander, je nachdem es ihm beliebt. Das einzige Unangenehme dieses herrlichen Ortes ist der häufige Staub, den man hier von den Vorbeifahrenden einschlucken muß, wenn der Wind vom Abende oder Morgen herweht, da die Gegend umher sehr sandig ist.

Am Ende dieser Allee kommt man auf die äußerste Vorstadt Langenfuhr, wo die vornehmsten Einwohner der Stadt ihre Landhäuser und Gärten haben, von denen einige sehr reizend und geschmackvoll erbaut sind. Hier bringt ein großer Theil der Stadt die Sommermonate hin, und kehrt erst mit dem Oktober zurück. Ueberhaupt scheinen die danziger Bürger sehr viel Geschmack an den Reizen der Natur zu finden; ein Karakterzug, der mich ganz für sie einnimmt. Wer die Natur liebt, der liebt auch die Menschen, und nur selten findet das Gegentheil statt.

Gleich hinter Langenfuhr wendet man sich links, und kommt nicht weit davon in einen angenehmen Wald, welcher das Geschken-

thal heißt. Hier sind einige Aubergen, wo für den hungrigen und durstigen Wanderer mit vieler Bequemlichkeit gesorgt ist. Indeß ergötzt sich hier nicht allein der Mund, sondern alle andre Sinne finden eine gleiche herrliche Nahrung. In diesem Wäldchen giebt es reizende Spaziergänge, und die ringsum mit buntem Gesträuch gekrönten Hügel geben dem Auge einen entzückenden Reiz. Nimm nun noch hinzu, daß man hier immer Menschen antrifft, und darunter manches schöne Mädchen, mit dem Grazienblick der Unschuld, oder mit dem alles durchdringenden Feuerblick: — und dann frag', ob für Auge und Gefühl hier nicht satter Genuß ist? — Suchst Du etwas fürs Gehör? Auch das findest Du. Ueberall ertönt Dir Musik; freilich nur von Juden, aber doch Musik. Musik, diese Seele des Lebens, die jeden wohlwollenden Menschen begeistert, jedes Herz der sanftesten Freude aufschließt! Freund, wer Musik, wenn sie auch wirklich nur mittelmäßig ist, in einem schönen romantischen Thale, in der Gesellschaft geistreicher Männer und

scherzender Mädchen, ohne Gefühl hören kann, der sage nicht, daß er Mensch sey. Ich behaupte schlechterdings, ihm mangelt das erste Ingredienz des Lebens, das uns über uns selbst hebt, das unsre Freuden veredelt, und unsre Leiden weniger schmerzhaft macht: — die Empfindung.

Ach nie, nie werde ich dieses schönen Nachmittages vergessen, den ich in diesem stillen, herrlichen Thale genoß! Alles ladet hier zur Freude ein. Die ganze Natur will hier nur Wonne schaffen und Wonne geben. Das Plätschern des Baches; das Rauschen der Bäume; das Zwitschern der Vögel; das Brüllen der Heerden; das Quaken der Frösche: — alles, alles spricht »Mensch, komm' und genieße!«

»Gott,« dacht' ich im Zurückkehren für mich, »unendlich groß sind Deine Werke! — Aus Systemen lernt man Dich nicht kennen, wohl aber aus dem, was Du machtest! — Mögen sie sich doch unter einander verketzern, die es nicht besser wollen! — Mögen sie sich doch zanken um Deinen Namen! — Wie man

Dich auch nennt, ob man Dich im Symbol der Sonne oder der Meerzwiebel anbetet, das ist gleich; — aber Du bist, der Du warst, und wirst seyn, der Du bist!« — —

## Neunter Brief.

Danzig, 1795.

Je näher ich mit den Bewohnern dieser Stadt bekannt werde, um desto liebenswürdiger kommen sie mir im Ganzen vor. Die meisten von ihnen zeigen gewisse Züge von Edelmuth und seltener Biederkeit, die ganz für sie einnehmen. — So ein herzliches Zuvorkommen, so eine ganz uneigennützige Anhänglichkeit an diejenigen, die sie einmal als ihre Freunde kennen, findet man selten. In allen Ständen trifft man hier die edelsten, wohlwollendesten Menschen an, und zwar in keiner geringen Anzahl. Anfangs hält es freilich für einen Fremden schwer, hier Zutritt zu erhalten, da man hier nur familienweise lebt, und äußerst zurückhaltend ist. Dies kommt wohl von den

traurigen Erfahrungen her, welche die meisten gemacht haben; auch mag vielleicht die ehemalige steife Erziehung der mehresten daran Schuld seyn. Allein schon seit mehreren Jahren hat man hierin eine beträchtliche Veränderung getroffen, und die ehemalige lästige Pedanterie und Entfernung von einander hat meistentheils schon ganz aufgehört. Die Stände fangen an, sich immer mehr einander zu nähern; man giebt von beiden Seiten nach; man fühlt es, daß weder Stand noch Reichthum viel zum guten brauchbaren Staatsbürger beitragen, daß jeder Stand seinen Werth hat, und folglich auf allgemeine Achtung Anspruch machen darf. Der Kaufmann ist nicht mehr so stolz auf Güter, die ihm der Zufall gab, und begegnet nicht mehr den kleinern Bürger mit erniedrigender Geringschätzung. Er sucht vielmehr seinen größern Werth in solchen Handlungen, welche ihm allgemeine Achtung und Liebe gewinnen. Die edelsten Beispiele dieser Art haben die Begebenheiten der letztern Jahre geliefert. Der Gelehrte wird weniger Pedant, und mehr Mensch;

er studirt die Welt nicht mehr in Büchern, sondern aus Erfahrung; er wird liebenswürdiger, weil er weniger Anspruch auf den Ruf eines hohen Gelehrten macht. Die meisten Prediger sind itzt edle, denkende Männer, ohne Vorurtheil und Fanatismus, würdige Muster der hohen Lehre, die sie verkündigen, deren Leben und Wandel die vollkommene Achtung und Verehrung jedes Biedermannes verdient. Der alte Schlendrian ist meistentheils abgelegt. Die wenigen Saalbader, die ihm noch anhängen, unter denen der Herr Beichtvater meines Franz die erste Rolle spielt, sind wenig geachtet, und suchen sich also durch Verketzerungen rechtschaffener Männer schadlos zu halten. Unter den vielen braven Mitgliedern dieses Standes, die itzt die öffentlichen Lehrstühle dieser Stadt zieren, nenne ich Dir nur den edlen Dragheim und den wackern Linde; zwei Männer, die ich persönlich kennen gelernt, und deren treffliche Kanzelreden ich mit bleibender Aufmerksamkeit angehört habe. Der erste predigt erhaben und herzeindringend,

der zweite einfach und rührend. Nach ihrem Muster bilden sich die meisten jungen Kandidaten, deren es hier eine Menge giebt.

Wundre Dich nicht, mein Freund, daß ich hier einem meiner erstern Briefe zu widersprechen scheine. Wahrheit ist das erste, höchste Idol eines Schriftstellers, und darum läugne ich nicht, daß ich damals zu oberflächlich urtheilte. Erfahrung und nähere Bekanntschaft hat es mich gelehrt, daß das, was ich Dir neulich schrieb, freilich von einer ältern Zeit sehr wahr ist, daß aber itzt, und schon seit mehreren Jahren, eine treffliche Abänderung geschehen, und daß die würdigsten Männer, die ehemals unterdrückt waren, mit Muth und Entschlossenheit sich wieder emporgearbeitet, und ihren Nachfolgern einen edlern Weg gebahnt haben. Freilich giebt es hier auch noch manches reudige Schaf, wie zum Beispiel der schon mehrmals genannte Beichtvater; allein ihre tobende Stimme verhallt, gottlob! schon in der Wüste. Indeß haben diese Schreier doch unter dem gemeinen Mann noch den mei-

sten Anhang, worauf sie pochen und stolz thun. Könnten sie, wie sie wollten, sie würden noch ungemein viel Unheil stiften; aber da die Anzahl der braven Männer stärker ist, als sie, da diese mit Muth und Entschlossenheit ihren Weg fortgehen, ohne sich an die Steine zu kehren, die jene ihnen in den Weg werfen, so wird ihre Unterdrückung wohl nie geschehen, besonders, da sie itzt unter einer Regierung leben, wo jedermann denken, reden und schreiben (?) kann, was ihm beliebt.

Ueberhaupt muß man es den Danzigern zum höchsten Ruhme nachsagen, daß sie von jeher die äußerste Toleranz gegen ihre anders denkende Brüder gezeigt haben. Wenn ich das schon einmal gerügte unbesonnene Gesetz ausnehme, daß nämlich kein Katholik ein Staatsamt bekleiden durfte, (ein Gesetz, das man ja, leider! auch bei den aufgeklärtesten Regierungen findet, und von dem selbst England ein Beispiel giebt); so ist übrigens den Danzigern, in Ansehung ihrer Toleranz, nicht das geringste vorzuwerfen. Die Katholiken genossen von

jeher der freiesten Religionsübung; sie besitzen vier Kirchen und drei Klöster in der Stadt, und fast eben so viele in den Vorstädten. Die Reichthümer, welche besonders die Dominikaner besitzen, sind sehr beträchtlich; nie aber ist man auf den Einfall gekommen, dieselben mit ihnen zu theilen, oder ihre Einkünfte zu schmälern. Kein Katholik ward, seiner Religion wegen, verachtet, gehaßt oder verfolgt; er genoß mit den übrigen Bürgern gleiche ungetheilte Rechte, trieb einen Erwerb, welcher ihm beliebte, und unterschied sich durchaus in gar nichts von den andern Einwohnern der Stadt. Infamien oder Beleidigungen, die in katholischen Kirchen verübt wurden, bestrafte man auf das strengste, sie mochten herrühren, von wo sie wollten. Fast gleiche Rechte hatten die Reformirten, die Mennoniten, und andre Religionssekten. Nur die Juden wurden etwas streng gehalten; eine Sache, über deren Recht und Unrecht man noch nicht gehörig ins Reine kommen kann. Wahr ist es, diese Menschen sind fast überall äußerst bedrückt; aber eben so wahr

ist es auch, daß dieselben, sobald sie einige Freiheit erhalten, die stolzesten, übermüthigsten Leute werden, die den Christen, wenn er ihnen unterwürfig werden sollte, gewiß noch grausamer behandeln würden. Gewiß ist es, daß die Juden, als bürgerliche Personen, alle Zweige des Erwerbs an sich reißen, und ihre unersättliche Habsucht nie genug erhalten würde. Ich halte es daher immer nicht für unrechtmäßig, daß man Menschen, deren falschen, treulosen Nazionalkarakter man kennt, auf eine billige Weise beschränkt, versteht sich von selbst, ohne sie ihrer ursprünglichen Menschenrechte zu berauben; denn diese müssen ihnen bleiben, da sie unveräußerlich sind. Zeigen sie sich als treue Staatsbürger, geben sie ihren verjährten Haß gegen die Christen auf, entschlagen sie sich nach und nach ihres Stolzes und ihres Geldgeizes: — nun, dann ist es immer noch Zeit, ihnen allmählig mehrere Rechte zuzugestehen, und sie so nach und nach den übrigen Staatsbürgern gleich zu machen. Aber dann müßten die Kinder dieser Nazion mit

ganz andern Grundsätzen, als bisher, erzogen werden, um endlich einmal des Glücks theilhaft zu werden, nicht mehr als ein isolirtes, allgemein gehaßtes Volk betrachtet zu seyn. — Hier in Danzig bezahlten die Juden eine wöchentliche Abgabe, die ihnen oft sehr schwer zu erschwingen ward, daher sie wohl gar oft aus Noth Betrüger werden mußten. Kaufleute durften sie durchaus nicht seyn. Ward es ausgekundschaftet, daß ein Jude mit neuen Waaren geheimen Handel trieb, so war gleich der Fiskus bei der Hand, und konfiszirte, was vorgefunden ward. Wollte ein Jude zum Thore hinaus, so mußte er einen besondern Erlaubnißschein, unter dem Namen eines Geleits, einlösen, und zur bestimmten Stunde wieder in der Stadt seyn. — Die neue Regierung hat einigen Juden die Freiheit gegeben, gegen starke Abgaben, einen beschränkten Handel zu treiben; darüber lärmt aber der kleinere Kaufmann außerordentlich, und hält dies für einen Eingriff in seine Rechte. Indeß hat er bis itzt wohl keine große Ursache zu klagen.

Eine ungeheuchelte Frömmigkeit ist ein edler Nazionalzug der Einwohner von Danzig. Man hat die höchste Ehrfurcht für die Gottheit und ihre Tempel; daher wurden auch die Diener derselben von jeher mit außerordentlicher Achtung behandelt. Sie sprechen gern von der Religion, zanken sich aber nie, und lassen jeden denken, was er will. Die Zeremonien ihres Gottesdienstes sind ihnen heilig. Die großen Festtage werden von ihnen mit einer Stille und Feierlichkeit begangen, die man selten in großen Städten findet. Die Vorschriften ihrer Kirche üben sie mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Sie prahlen nicht mit ihrer Gottesfurcht; aber sie zeigen durch Handlungen, daß sie wirklich fromm sind. Sie sind weder Tuckmäuser noch Heuchler; sie verachten keine Vergnügungen des Lebens, aber sie wissen sie gehörig zu mäßigen. — Geräusch lieben sie nicht sehr. Eben so wenig halten sie von Windbeuteleien; aber eine stille, ernsthafte Unterhaltung ist ihnen sehr angenehm. Sie verstehen es, Scherz mit Ernst zu rechter Zeit

abwechseln zu lassen. Sie haben eine ziemlich hohe Idee von ihrem eignen innern Werthe; daher kommt es, daß sie ein Fremder anfangs für stolz halten muß. Ueberdem sind sie, wie schon gesagt, zurückhaltend und scheu; aber wer einmal einen Freund unter ihnen hat, der kann sich ihm ohne Rückhalt anvertrauen, und er ist sicher, daß er von ihm in keiner Gefahr verlassen wird. Im Umgange sind sie lieb-reich, gefällig, sanftmüthig und zuvorkommend. Geselligkeit lieben sie, aber sie sind sehr vor-sichtig in der Wahl ihres Umgangs. Im Gan-zen haben sie Neigung zur Wohlthätigkeit, und werden nicht leicht einen Nothleidenden von ihrer Thüre weisen; aber sie wenden oft ihre Wohlthaten nicht mit gehöriger Vorsicht an. Der gemeine Mann hat eine gewisse Grob-heit, welche abschreckt; allein wer ihn genauer kennt, findet, daß diese abschreckende Außen-seite manches edle Herz verbirgt. Seine Spra-che ist rauh und voll unangenehmer Ausdrücke; sie kommt im Ganzen der pommerschen ziemlich nahe, nur wird sie zuweilen noch unverständ-

licher als jene. Hingegen hat der gesittetere Theil der Einwohner seine Sprache seit einiger Zeit sehr gebildet, und wohlklingend gemacht. Die Wuth zur französischen Sprache ist hier nur noch sehr wenig eingerissen; in den reichen Handelshäusern sieht man mehr auf Englisch und Polnisch. Der Luxus war von jeher hier außerordentlich stark. Auf Kleidung, Equipage und Bedienung hat man immer sehr viel gewandt, und die Folge davon war, daß kleinere Personen es den größern nachthun wollten, und darüber in Schulden und Verderben geriethen. Daher sieht man noch itzt Dienstmädchen in großen Florhauben, und zuweilen in seidenen Röcken, die Straßen kehren; ein Anblick, der den Fremden sehr auffällt. Durch diesen unerhörten Luxus sind manche sehr reiche Familien so heruntergekommen, daß sie hernach einer fremden Unterstützung bedurften, um sich kümmerlich durchzuhelfen. Manche Frau hat schon ihren Mann durch ihre übertriebene Neigung zur Größe an den Bettelstab, oder gar ins Gefängniß gebracht. Ueberhaupt ist hier

das weibliche Geschlecht weit mehr zur Pracht geneigt, und folglich weit stolzer, als die Männer, die fast durchgängig nicht den geringsten Stolz besitzen. Die nothwendigsten Kenntnisse des Lebens, als Rechnen, Schreiben und Lesen, versteht fast ein jeder. Die meisten Bürger bringen ihre Ruhestunden mit Lesen nützlicher Bücher zu, woraus sie Geist und Herz bilden. Kannengießerei lieben sie alle, und Politik ist ihr Steckenpferd. Die Zeitungen werden fast verschlungen, und dann setzt man sich bei einander, und macht seine gegenseitigen Glossen. Frankreichs System hat hier viele Anhänger; aber ich glaube nicht, daß sie je darauf denken werden, der preußischen Regierung untreu zu werden, wenn diese es sich angelegen seyn läßt, sie mit Mäßigung und Milde zu beherrschen. Für Musik haben sie ein sehr veredeltes Gefühl; aber sie lieben darin mehr das Sanfte, als das Rauschende. Kurz, Danzigs Bewohner gehören mit zu den besten Menschen, die ich kenne.

## Zehnter Brief.

Danzig, 1795.

Das danziger Zeughaus ist in jedem Betracht ein äußerst sehenswürdiges Gebäude, nicht sowohl wegen seiner edlen Bauart, die schon von außen sehr gut ins Auge fällt, als vielmehr wegen der Schönheiten in seinem Innern, und seiner vortrefflichen Einrichtung. Ich sage nicht zu viel, wenn ich es mit dem berliner Arsenal in Parallele stelle, und behaupte, daß es in manchen Stücken dasselbe noch übertrifft. Es ist drei Stockwerk hoch.

Gleich beim Eintritte erblickt man einen hölzernen Soldaten in der alten danziger Militairtracht, der den Hahn seines Gewehrs spannt, und es zur Begrüßung der Ankommenden losdrückt. Das ganze untere Stockwerk ist ein massives Gewölbe, wo man verschiedene Merkwürdigkeiten findet. Die Kanonen stehen daselbst in gehöriger Ordnung, unter denen man einige von Leder findet, die, trotz ihrer Größe, doch so leicht sind, daß man

sie mit ein paar Fingern, ohne die mindeste Anstrengung, fortziehen kann.

Einige der hiesigen metallenen Kanonen sind sehr groß, und werfen Kugeln von 48 Pfunden. Es giebt hier Bomben, welche über 1500 Pf. schwer sind. Zu diesen Bomben hatte man ehemals eben so ungeheure Mörser, die aber itzt eingeschmolzen, und in Haubitzen verwandelt sind.

In einem Nebenkabinet des untersten Stockwerks befand sich ehemals ein schönes marmornes Denkmahl, welches König Sigismund der Dritte von Polen für seinen Vater, Johann den Dritten von Schweden, in Italien verfertigen ließ. Das Schiff, worauf es nach Schweden geschafft werden sollte, scheiterte an der preußischen Küste; die Danziger retteten dies Denkmahl, und Sigismund machte ihnen im Jahr 1593 ein Geschenk damit. Hier ward es im Zeughause aufgestellt, und blieb daselbst bis vor einigen Jahren, wo König Gustav der Dritte den Wunsch äußerte, dies Denkmahl eines seiner Vorfahren

zu besitzen. Aus Gefälligkeit gegen den schwedischen König, und auch vielleicht in der Hoffnung, einmal für die Stadt wesentliche Vortheile dafür zu ziehen, kam der danziger Magistrat den Wünschen Gustav's zuvor, beraubte seinem Arsenal eins seiner edelsten Zierden, und überschickte es dem Könige zum Geschenke. Gustav seiner Seits vergalt diese Aufopferung der Danziger, wie große Herren gewöhnlich vergelten: mit — Gnadenversicherungen. Immer Schade ist es, daß die Stadt sich dieses herrlichen Denkmahls beraubte; es soll ein Kleinod für ihr Arsenal gewesen seyn. Jtzt ist diese Stelle leer.

In einer andern Gegend dieses Zeughauses findet man die Bildsäule des heiligen Adelbert's, des ersten christlichen Lehrers, der die Bekehrung der Preußen übernahm, und dafür den Märtyrertod sterben mußte. Diese Bildsäule ward von einer benachbarten Kirche bestellt; als sie aber fertig war, und es derselben an Geld fehlte, so verpfändete sie die Bildsäule an Danzig, und hat nachher nicht mehr an die Einlösung gedacht.

Von hier wird man weiter in die sogenannte Apotheke eingeführt, welche deshalb ihren Namen hat, weil hier Kartätschen und andres gehacktes Blei in kleinen Apothekerbüchsen aufbewahrt wird. Der Anblick hat wirklich etwas frappantes, und das Ganze sieht einer Apotheke äußerst ähnlich.

Das zweite Stockwerk ist das schönste und sehenswürdigste im ganzen Gebäude. Es ist in vier Säle abgetheilt, die aber nur durch eine Wand geschieden werden. Die kleinern Gewehre, als Pistolen und Flinten, liegen hier in der äußersten Symmetrie bei einander, bilden gewisse Figuren, und geben einen auffallend schönen Anblick. Man sagt, daß in diesem Zeughause an 60,000 Stück solcher kleinen Gewehre aufbehalten werden. Die Sorgfalt der Danziger, die sie auf ihr Arsenal verwandt haben, ist äußerst bewundernswerth. Man hat keine Kosten gescheut, um hier alles in einem so glänzenden als prachtvollen Zustande zu erhalten. Immerwährend wurden hier 8 Männer, mit nicht unbeträchtlichen Kosten, unter-

halten, welche Tag für Tag in diesem Zeughause arbeiten, und genau darauf sehen mußten, daß nicht irgendwo die Ordnung und Reinlichkeit gestört ward.

Vier Bürgermeister haben sich durch die Stiftung dieses Arsenals der Nachwelt verewiget. Ihre Bildsäulen stehen zu Pferde, vollkommen geharnischt, als wenn sie zur Schlacht reiten wollten, an jeder der vier Hauptecken des zweiten Stockwerks. Ihre Namen habe ich nicht erfahren.

Als eine Seltenheit zeigt man hier den Dolch, mit dem der gute König von Frankreich, Heinrich der Vierte, von dem fanatischen Ravaillac ermordet worden ist. Dem äußern Ansehen nach unterscheidet er sich von einem gewöhnlichen Dolche durch nichts, als höchstens durch seine etwas beträchtlichere Länge. Sobald man aber an eine verborgene Feder drückt, so fahren drei Dolche mit einemmale in die Wunde, und machen dieselbe unheilbar.

Auch zeigt man hier eine Menge von

Schlachtschwerten, Speeren und anderm Waffengeräthe der alten Ritter, von denen einige so schwer sind, daß man sie nur mit Mühe mit beiden Händen erheben kann.

Ein sehr schönes, mechanisches Kunstwerk befindet sich noch in diesem Saale. Schon vor dem Eintritte in denselben wird die Aufmerksamkeit des Fremden durch eine entfernte, wohlklingende Musik gereizt. Sobald man eingetreten ist, so erblickt man sich gegenüber den Gott Mars, vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet, und sitzend auf einem glänzenden Thron, der von schön geschliffenen Degenklingen zusammengesetzt ist. Ihm zu Füßen liegen die Insignien seiner Gottheit. Um ihn herum stehen einige Krieger in der alten danziger Uniform, und blasen verschiedene sanfte Instrumente. Nach einer Pause steht der Gott mit Majestät auf, verbeugt sich gegen die Versammlung, und setzt sich dann mit einer stolzen Miene wieder hin. Dieses schöne Kunstwerk wird durch ein einziges Uhrgetriebe in Bewegung gesetzt, das unter dem Boden angebracht ist.

Das dritte Stockwerk ist finster, und erregt einen etwas schaudervollen Anblick. Man sieht nichts, als eine Menge schwarz geharnischter Knappen, die, mit ihren Hellebarden bewaffnet, in Reihen stehen, und den Ankommenden anzugrinzen scheinen. Sonst findet man noch in diesem Stockwerke alte Fahnen, Schilde, Waffen, Harnische, Helme, und mehrere andre Streitwerkzeuge, die itzt nicht mehr gebraucht werden.

Dieses Gebäude hat an beiden Seiten zwei kleine hervorragende Thürme, in welche sehr bequeme steinerne Treppen nach den obersten Stockwerken hinaufführen. Eine derselben ist wegen ihrer schönen Schlangenförmigkeit zu merken, so daß man, wenn man unten steht, die ganze Windung der Treppe hinaufsehen kann.

Unter diesem Gebäude befindet sich ein großer gewölbter Keller, der dem ersten Weinhändler der Stadt zur Niederlage seines großen Waarenlagers dient, und wofür er einen beträchtlichen Miethzins bezahlen muß.

Durch die Güte des Herrn Doktor Blech bekam ich das sogenannte grüne Thor zu sehen, in dessen schön eingerichteten Zimmern sich die physikalische Gesellschaft versammelt. Diese Gesellschaft ist schon lange eine der ersten in Europa, und ihre Entdekkungen und Bemerkungen, mit denen sie die Naturgeschichte bereichert haben, sind ungemein wichtig. Viele ausländische Gelehrte sind Mitglieder derselben, und die einheimischen sind zugleich Beisitzer andrer Sozietäten der Art. Die meisten ihrer Werke sind durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, und ihr unermüdetes, edles Bestreben geht noch immer dahin, dem Forscher ein neues Feld für sein Nachdenken zu eröffnen. Es ist ein erfreuender Anblick, hier die ersten Gelehrten der Stadt in edler Eintracht beisammen zu sehen, alle vereint hinwirkend zu dem großen Zwecke, die Wunder der Gottheit dem Menschen zu offenbaren. — Unermüdet arbeiten diese Männer; aber ihr Lohn liegt in dem Bewußtseyn des Guten, liegt in der zunehmenden Erkenntniß, womit sie sich selbst bereichern!

In diesem Gebäude sind verschiedene abgetheilte Zimmer, von denen jedes an sich seine besondern Merkwürdigkeiten hat. Das Vorzüglichste davon ist das eigentliche Naturalienkabinet. Hier findet man fast alle Merkwürdigkeiten der Natur in der schönsten Ordnung und in der größten Mannichfaltigkeit bei einander. Als Seltenheit nenne ich Dir eine Sammlung Schnabeln und Füße von 200 Arten der in Preußen einheimischen Vögel, nebst ihren Eiern. Ferner fand ich eine prächtige Sammlung der seltensten Mineralien und Fossilien aus Sibirien, und andern tief im Norden liegenden Gegenden. Auch zeigte man mir an 3000 verschiedene Versteinerungen, und 4000 Muschelarten, von denen die meisten schön und selten sind.

Ein andres Zimmer heißt das Schefflersche Kuriositätenkabinet, weil es von einem gewissen Scheffler, einem Lieblinge der Natur, gesammelt, und nach seinem Tode der physikalischen Gesellschaft vererbt ist. Hier findet man unter andern an 4000 Stücke Bern-

stein, von verschiedener Größe und Schönheit. Der Bernstein wird hier an einigen Orten der sogenannten Höhe in der Erde gegraben, ist aber daselbst nicht sehr gut. Schöner und häufiger findet man ihn an den Küsten der Ostsee, wo er auf eine ganz eigne Art gefischt wird.

An zweckmäßigen Schulanstalten hat Danzig schon von jeher keinen Mangel gehabt. Die ausgepfiffenen Normalschulen sind hier nie in Aufnahme gewesen. Immer hat der Magistrat der Stadt mit wahrer väterlicher Sorgfalt für eine weise Ausbildung der jugendlichen Verstandeskräfte gesorgt. Es giebt eine Menge Armenschulen, in denen die Kinder den nöthigsten Unterricht bekommen, und wenn sie Kopf zeigen, so ist auch dafür gesorgt, daß ihrer Neigung keine Gewalt angethan werde, sondern sie können, wenn sie nur einigermaßen Freunde besitzen, in den höheren Klassen ihre Begriffe unentgeltlich vervollkommnen; denn der Gehalt der Lehrer ist so eingerichtet, daß es ihnen wenig schadet, wenn auch in jeder Klasse ein paar arme Kinder den Schulunterricht umsonst genießen.

Mit wahrer, nachahmungswürdiger Weisheit hat man von jeher auf taugliche Subjekte gesehen, die weder Kopf noch Herz der Kinder verderben, sondern sie mit Milde und Beispiel zur Tugend, und zu nützlichen Staatsbürgern bilden. Hier war es, wo weder Einfluß der Familien, noch Bestechung statt fand, sondern bloß die Kenntnisse des Kandidaten entschieden. Dagegen haben auch die Lehrer nicht Ursache, ängstlich für ihr Auskommen zu sorgen; sie haben einen bestimmten, nicht knapp zugeschnittenen Gehalt, und überdem mehrere ansehnliche Vortheile. An den vornehmsten Schulen findet man einen Rektor, einen Konrektor, einen Kantor und vier Unterlehrer. Die vier erstern müssen durchaus studirt haben, weil bis in die dritte Klasse hinein schon die Anfangsgründe der eigentlichen Wissenschaften gelehrt werden.

Alle Jahre ist ein öffentliches, feierliches Examen in Gegenwart des ganzen Schulkollegiums, wo die Kinder schriftliche und mündliche Beweise ihres Fleißes geben müssen, und, nach Bewandniß der Umstände, gelobt oder getadelt werden.

Ist ein Jüngling alle Klassen der untern Schulen durchgegangen, und er fühlt Trieb bei sich, weiter zu studiren, so kommt er in das eigentliche Gymnasium zum grauen Kloster. Hier wird er zuerst vom Rektor in den ersten Vorwissenschaften insgeheim examinirt, und wenn ihn dieser tüchtig befindet, so wird er öffentlich als Mitglied der jungen Studirenden eingeführt. Er kommt alsdann in die sogenannte große zweite Klasse, wo er noch ein paar Jahre dem Zwange ausgesetzt ist, indem er angehalten wird, die Stunden ununterbrochen zu besuchen, und mit Fleiß und Ordnung zu studiren. Alle Vierteljahre wird ein öffentlicher Zensurtag angesetzt, wo die gesammten Lehrer ihre Meinungen über den Fleiß und die Aufführung der studirenden jungen Leute zusammentragen, und daraus ein Ganzes bilden. Ist dies geschehen, so werden die Jünglinge herbeigerufen, und erhalten ihre Zensuren, die oft auch in Ermahnungen, oder wohl gar in Strafen bestehen. Ueberdem müssen die Mitglieder dieser Klasse noch alle Jahr

ein öffentliches Examen ausstehen, bei dem sie oft ängstlich genug schwitzen.

Einige Jahre dauert dieser Zwang; dann aber hört er mit einemmale vollkommen wieder auf. Der junge Studirende wird nun in die erste Klasse unter die sich so nennenden Studenten versetzt, und ist von nun an sich ganz überlassen. Itzt mag er die Kollegia besuchen, oder nicht, niemand hört und sieht mehr darnach. Handeln kann er itzt, wie es ihm einfällt, wenn er nur nicht Streiche macht, über welche geklagt wird. Dann bekommt er freilich eine Weisung, oder, nach Verhältniß des Vergehens, auch eine Strafe. So kommt der Jüngling aus einem drückenden Zwange in eine ungebundene Freiheit, die er nicht zu gebrauchen versteht. Sind seine Grundsätze nun nicht bestimmt und fest genug, und er hat das Unglück, in die Hände lüderlicher Konsorten zu fallen, so ist es um ihn geschehen, ehe er es sich versieht, und so wird oft in kurzer Zeit aus einem Jünglinge mit den besten, edelsten Anlagen ein verdorbener Mensch.

Das ist unstreitig ein großer Fehler solcher Anstalten, um so mehr, wenn die Lehrer, wie es oft geschieht, nicht duldsam genug, fortdauernd Güte zu versuchen, sondern immer gleich wild mit dem Schwerte hineinschlagen. Mancher Jüngling, der, wenn man ihn zu lenken verstanden hätte, der beste Mensch geworden wäre, ist oft durch übelangebrachte Strenge verderbt worden; denn wer den Menschen überhaupt kennt, wird wissen, daß unzeitige Härte oft mehr Schaden als Nutzen stiftet. Mit Güte will der Jüngling gelenkt seyn, sonst wird er versteckt, und verbirgt seines Herzens Tücke unter einem angenommenen guten Schein. Niemand ist von Natur so böse, daß er nicht durch die gutmüthige Vorstellung eines Mannes, den er hochzuschätzen verpflichtet ist, von manchem Irrwege abzulenken wäre!

Indeß trifft doch dieser Vorwurf das danziger Gymnasium am wenigsten, obgleich es hierin nicht ganz ohne Fehler ist. Hier sind von jeher treffliche Köpfe gebildet worden, die zum Theil noch itzt als Menschen und Gelehrte

schätzbar sind. Daher kommt es, daß ein junger Mann, der in Danzig studirt hat, fast auf allen Universitäten den ersten Rang hat. Es ist fast allgemein angenommen, daß man auf dem danziger Gymnasium große Fortschritte macht; und wirklich kann man das, wenn man will, oder wenn Verführung und Neid es nicht hindern. Deswegen ließen sich ehemals eine Menge Ausländer zu Mitgliedern dieser Anstalt machen, und oft stieg hier die Anzahl der jungen Studirenden auf mehr als zweihundert Personen.

Was die innere Einrichtung dieses Gymnasiums betrifft, so ist sie gewiß so zweckmäßig als möglich, und zeugt von der Weisheit ihrer Stifter. Die Lehrer, welche Professores heißen, bekommen einen festgesetzten Gehalt, und sind dafür verpflichtet, täglich eine Stunde unentgeltlich zu lesen. Außerdem können sie Privatvorlesungen halten, so viel sie wollen, die jedoch sehr billig bezahlt werden. Die Professoren selbst sind sehr geschickte, kluge und untadelhafte Männer, die, so viel an ihnen liegt,

das Ihrige zur zweckmäßigen Bildung der jungen Leute beitragen. Ihrer sind sieben an der Zahl, und außerdem ist noch ein sogenannter Lektor der polnischen Sprache angestellt. Die Namen und die Wissenschaften, die diese Männer lehren, sind folgende.

Der Rektor des Gymnasiums, der zugleich Pastor an der Kirche des grauen Klosters, und der zweite Geistliche der Stadt ist, war bis dahin der verehrungswürdige und wakkere Greis Verpoorten, ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und von dem edelsten Karakter, der die allgemeine Liebe seiner Zöglinge besaß. Er hatte in beiden Klassen die theologischen Vorlesungen, und trieb dieselben mit einem unermüdeten Eifer; starb aber vor einiger Zeit zum Leidwesen seiner Freunde und Bekannten. Seine Stelle ist bis itzt noch unbesetzt

Der Professor Gralath hält Vorlesungen über die Geschichte und über die ersten Anfangsgründe der Jurisprudenz, und weiß seinen jungen Freunden die trockensten Vor-

träge mit solcher Laune zu würzen, daß sie ihm immer gern und mit Eifer zuhören. Dieser Mann, der sich als Geschichtsforscher in seinem Vaterlande einen unsterblichen Ruhm erworben hat, und dessen Namen man auch im Auslande mit Hochachtung nennt, ist auch, als Gesellschafter betrachtet, der liebenswürdigste, angenehmste Mann, der sich nur gedenken läßt. Seine Unterhaltung ist äußerst interessant, und er weiß auch einer unbedeutenden Erzählung einen solchen Anstrich von komischer Laune zu geben, daß ich den Mysantropen sehen möchte, der darüber nicht lachen sollte. Schade, daß sein äußerst schwächlicher Körper und seine lästige Hypochondrie ihn oft Tagelang auf sein Studirzimmer bannt, und ihn für jede Unterhaltung unbrauchbar macht. Er liebt die Musik leidenschaftlich, und entreprenirt selbst zuweilen kleine Konzerte. Für den jungen Studirenden ist er mit Enthusiasmus eingenommen; nie schmält er über jugendliche Verirrungen; nie ist er strenge, selbst bei fortdauernder Verschlimmerung. Seine edle Gelassenheit hat

schon manchen wilden Burschen von dem Wege des Verderbens auf den Weg der Pflicht zurückgeleitet. Seine Privatvorlesungen läßt er sich so wohlfeil als möglich bezahlen, und oft zahlt auch diese Kleinigkeit nur die Hälfte seiner Zuhörer. Er giebt gern frei, und unterstützt gern, wo er Kopf und Thätigkeit findet.

Der Professor Cosak lies't über lateinische Sprache und über deutschen Styl. Er ist ein grundgelehrter Mann, voll der trefflichsten Kenntnisse; aber seine, seit vielen Jahren anhaltende, schwache Gesundheit, die ihn oft wochenlang aufs Lager wirft, macht ihn mürrisch und mißlaunig. Daher handelt er oft mit einiger Strenge und Härte, die manchen jungen Mann von dem edlen Kranken wegscheucht. Sein Herz ist nicht böse; aber er fordert zu viel, und mit zu großem Ungestüm. Daher kommt es, daß man ihn fast allgemein als einen harten, unerbittlichen Mann betrachtet, der jeden Abfall von der rechten Straße mit strenger Bitterkeit bestraft.

Der Professor Blech, Lehrer der Phy-

sik, der Naturgeschichte und der Anfangsgründe über Chirurgie und Medizin, ein Mann, von dessen edlem, großem Herzen ich Dir schon einmal gesagt habe, und den ich wie meinen Vater verehre. Seine unermüdete Thätigkeit ist ohne Gränzen; keinen Augenblick ist er müßig. Nicht nur, daß er eine große Anzahl Kranken mit gehörigem Fleiße und Aufmerksamkeit abwartet, so hält er noch überdem eine Menge Vorlesungen, nicht zu seinem Nutzen, — denn er kennt keinen Eigennutz, und lies't fast umsonst, — sondern bloß zum Vortheile seiner jungen werdenden Mitbürger. Seine Vorlesungen haben das Gepräge der möglichsten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Seine Apparate, besonders zur Physik, sind vortrefflich und kostbar, und er läßt sich keine Mühe verdrießen, sie vorzuzeigen, und ihren Gebrauch zu bestimmen.

Der Professor Trendelenburg hält Vorlesungen über die griechische und hebräische Sprache. Er ist ein großer Orientalist, voll Enthusiasmus für seine Wissenschaft,

und ein als Mensch und Gelehrter sehr schätzbarer Mann.

Der Professor Everbeck lehrt Philosophie, hauptsächlich Logik. Er ist ein junger Mann, voll ausgebreiteter philosophischer Kenntnisse; weiter kann ich nichts von ihm sagen, da ich ihn nicht genauer kennen gelernt habe. Er verwaltet itzt, in Ermangelung des siebenten Professors, dessen Stelle seit dem Tode des bekannten Bartholdi unbesetzt ist, auch das Amt eines Lehrers der Mathematik, und, ungeachtet er diese selbst erst nach seinen Universitätsjahren studirt haben soll, doch, wie es heißt, mit glücklichem Erfolg.

Der Lektor der polnischen Sprache ist auch zugleich Prediger an der evangelisch-polnischen Kirche zu sankt Annen, die dicht an das graue Kloster stößt. Diese Stelle verwaltete bisher ein gewisser Prediger Lehmann, der aber unlängst gestorben, und dessen Stelle noch vakant ist.

Uebrigens hat dieses Gymnasium eine vortreffliche, sehenswürdige Bibliothek, die in

acht Sälen aufbewahrt wird, und aus 27,000 Bänden besteht. Man findet darunter mehrere seltene und merkwürdige Bücher und Manuskripte, von denen einige besonders für die Danziger von großem Werthe sind. Um die Einrichtung und Vermehrung dieser Bibliothek hat sich vorzüglich ein gewisser Rathsherr, Adrian Engelke, sehr verdient gemacht, der auch einen gewissen Fond dazu bestimmt hat. Der Professor Gralath hat die Inspekzion darüber, und der Professor Everbeck ist Bibliothekar.

Da das Gebäude dieses Gymnasiums ehemals ein Kloster der grauen Mönche gewesen ist, so findet man auch noch oben auf den Gängen alle die ehemaligen alten Zellen, die itzt zu Zimmern für arme Studirende eingerichtet sind, welche gewöhnlich zwei und zwei bei einander wohnen, und eine kleine Miethe bezahlen, die fast nicht den Namen verdient. In dem besten dieser Zimmer wohnt der sogenannte Famulus, der die Dienste eines Ministerialen auf den Universitäten verrichtet. Er

ist ein Student, wie die übrigen, und wird vom Schulkollegio, auf Vorschlag der Professoren, zu dieser Stelle ernannt. Er muß dieselbe drei Jahre lang verwalten, und hat, außer freier Wohnung, Holz und Licht, noch überdem ein so beträchtliches Einkommen, daß er, wenn er Oekonom genug dazu ist, eine ansehnliche Summe ersparen kann. Wenn seine drei Jahre geendigt sind, so muß er sein Amt niederlegen, darf aber, wenn er will, noch im Gymnasio bleiben, ohne auf die Universität zu gehen. Sein Amt ist hier übrigens mit keiner solchen Verachtung verbunden, wie das Amt der Ministerialen auf der Universität. Er ist vielmehr der erste unter den Studirenden, und wird mit Achtung von denselben begegnet, weil er gewöhnlich der Liebling der Professoren ist.

Innerhalb den Mauern der Stadt findet man acht lutherische, vier katholische, zwei reformirte, eine französische und eine englische Kirche. Die beiden letztern haben keine Thürme. Die Mennoniten haben ihre zwei Bethäuser auf der Vorstadt. Die Judensynagoge

in der Stadt verdient den Namen eines Tempels; besser ist die in der Vorstadt Altschottland. Ueberhaupt giebt es in den Vorstädten noch eine Menge andrer Kirchen, von denen die Jesuitenkirche in Altschottland, wegen ihrer schönen und edlen Bauart, die merkwürdigste ist.

Was die lutherischen Kirchen in der Stadt selbst betrifft, so verdient nach der Domkirche noch besonders die Katharinenkirche bemerkt zu werden. Nicht aber wegen ihrer Schönheit, denn die möchte wohl wenig in Betracht kommen, da sie alt, sehr winkelig und finster erbaut ist; sondern weil sie einige andre Merkwürdigkeiten besitzt, die den Fremden interessiren. In dieser Kirche nämlich liegt Hevelius begraben, dieser berühmte Astronom, der in der Geschichte der Sternkunde Epoche macht, und der mit seinen Gedanken mehr in den Sternen als auf der Erde lebte. Sein Grab habe ich mit stiller Rührung betrachtet, und ich sang mit Klaudius:

Ach, hier haben
sie den guten, frommen Mann begraben!

Eine zweite Merkwürdigkeit dieser Kirche ist ihr hoher, schön gebauter Thurm mit einem vortrefflichen Glockenspiel, das in seiner Art ein Meisterstück ist. Es giebt darin kleine und große Glocken, die alle nach der besten Harmonie gestimmt sind. Alle Viertelstunden spielt es eine Strophe, alle halbe Stunden einen ganzen Vers, und alle Stunden zwei Verse eines geistlichen Kirchenliedes. Dieses wird durch Walzen bewirkt, welche die Klöppel in den Glocken in gehörige Bewegung setzen. Außerdem sind aber noch außerhalb den Glokken kleine Hämmer angebracht. Um diese zum Anschlagen zu bringen, muß es ordentlich klaviermäßig gespielt werden. Zu dem Ende befindet sich ein eignes Behältniß in dem obern Thurme, wo der dazu bestimmte Organist das Ganze dirigirt, indem er auf großen hölzernen Klaves spielt. Dies geschieht alle Tage eine halbe Stunde, nämlich von 11 bis halb 12 Uhr Vormittags, und überdem des Sonntags Nach-

mittags von 5 bis halb 6. Es ist ein merklicher Unterschied zwischen dem Klavier- und dem Walzenspiel. Das Harmonienreiche, Angenehme und Sanfte des erstern geht über alle Beschreibung. Ganze kleine Konzertstücke hört man in der gemeldeten Zeit mit den Glocken spielen. Zu dieser Arbeit werden zwei musikverständige Männer besoldet, die sowohl die Walzen ordnen, als auch das Klavier spielen müssen.

In der reformirten Kirche zu Petri und Pauli ist die Orgel zu bemerken, die einen vortrefflichen Ton hat, und von einem großen Künstler sehr meisterhaft gespielt wird. Der Thurm dieser Kirche ist schon seit mehreren Jahren fast mitten durch gespalten.

Klöster findet man in der Stadt drei, nämlich das Dominikaner-, das Bernhardiner- und das Nonnenkloster vom Orden der heiligen Brigitta. Dieses letztere ist besonders sehr arm, seitdem der König von Preußen ihm seine auswärtigen Besitzungen entrissen hat. Die Dominikaner haben

eine sehr schöne Kirche, und sind überhaupt die reichsten Mönche in der Stadt. Wenn ihr Hochaltar vollkommen erleuchtet ist, so giebt es einen pomphaften, überraschenden Anblick. Die Musik in dieser Kirche, besonders an hohen Festtagen, übertrifft alle andern in den übrigen Kirchen der Stadt.

Außer diesen drei Klöstern haben die Katholiken noch eine kleine Pfarrkirche, die weiter nicht merkwürdig ist. Hier sind drei Weltgeistliche angestellt, welche das katholische Konsistorium ausmachen, und Kirchensachen entscheiden, Dispensazionen ertheilen, und Ehescheidungen abmachen. Die Gewalt dieses Konsistoriums war ehemals, und noch vor Kurzem, sehr groß; da sie aber sehr oft zum Nachtheile der Bürger angewendet ward, so war der Magistrat so weise, und schränkte sie auf gewisse Art ein, so daß sie itzt festgesetzte Schranken hat, die sie nicht überschreiten darf.

---

## Eilfter Brief.

Danzig, 1795.

Gestern machte ich, in Gesellschaft einiger liebenswürdigen Familien, eine kleine Ausflucht nach dem berühmten Kloster Oliva, das eine starke Meile von der Stadt entfernt ist. Der Weg dahin ist nur zur Hälfte angenehm; denn er führt durch die schöne Allee, die ich Dir schon einmal genannt habe, und man fährt ihn bis dahin mit vielem Vergnügen. Sobald man aber über Langenfuhr hinaus ist, kommt man auf einen unerträglichen Sand, der sich bis nach Oliva hinzieht, und den Weg dem von Neugier geplagten Reisenden äußerst langweilig macht.

Was diese Langeweile noch zum Theil vermindert, ist die reizende Ansicht von sieben schönen Gartenhäusern, die den reichsten Familien der Stadt gehören. Diese haben eine sehr interessante Lage, indem sie links meistens an kleinen Aubergen liegen, und sich an ein dickes, wildes Gebüsch stützen. Ihre Fronte

genießt einer trefflichen Aussicht ins Land und nach der Ostsee. Die Gärten sind schön, und auf holländische Art angelegt. Das Kloster und die Kirche von Oliva sieht man schon auf der Hälfte des Weges in einem reizenden Prospekt vor sich liegen.

Dieses Kloster soll, der allgemeinen Sage nach, von einem Herzoge von Pommern, Namens Sobislaw, angelegt worden seyn. Dieser Sobislaw war unter den pommerschen Herzogen der erste, welcher sich zum christlichen Glauben bekannte, und, um seinen Unterthanen, wie auch seinen heidnischen Nachbaren, ein Beispiel zur Nachfolge zu geben, und ihnen zugleich ihre Bekehrung zu erleichtern, so erbaute er im Jahre 1170 dieses Kloster, und besetzte es mit Cisterziensermönchen.

Als sich die Herzoge von Pommern nachher mit dem deutschen Orden zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke verbanden, die heidnischen Preußen mit Gewalt der Waffen zur Bekehrung zu zwingen, und darüber ein 52jähriger Krieg das Land verwüstete, so ward das

Kloster Oliva in dieser Zeit dreimal in die Asche gelegt. Dies schreckliche Schicksal verjagte die Mönche, die sich eine Zeitlang in der Irre herumtrieben, und dann erst den ruhigen Besitz ihres Klosters wieder erhielten, nachdem der Orden, als vollkommener Herr des Landes, es von neuem aufgebaut hatte. Diese Ruhe der Mönche des Klosters zu Oliva dauerte fort bis auf die unglücklichen Kriege des Ordens mit den Polen, in der größern Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Während dieser Kriege drangen böhmische Soldaten, die in polnischem Solde standen, in diese Gegend, und waren Barbaren genug, das ganze Land umher zu verwüsten, und das unglückliche Kloster abermals in einen Schutthaufen zu verwandeln. Von den Polen ward es bald darauf noch einmal erbaut, und es blieb bis zur zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unangetastet. Damals aber fingen die Danziger mit dem Könige von Polen, Stephan Battori, einen Krieg an, weil sie ihm, aus Eifersucht über ihre Freiheit, die Huldigung ver-

sagten. In diesem Kriege waren die Danziger selbst so grausam, aus Rache gegen die Polen das Kloster noch einmal zu verbrennen. Allein in dem bald darauf erfolgten Frieden erboten sie sich auch von selbst zum Ersatz, und gaben zum neuen Aufbau des Klosters eine Summe von 20,000 Gulden. Seit dieser Zeit endigte sich die für das Kloster Oliva so traurige Epoche der Verheerungen. Im Jahre 1772 kam es durch die Theilung Polens mit den umliegenden Gegenden an Preußen, und verlor, dem Systeme des preußischen Hofs gemäß, fast alle seine liegenden Güter, die der König zu Domainen umwandelte.

Dieses Kloster ist in der Weltgeschichte durch den, im Jahre 1660 zwischen Polen und Schweden geschlossenen, Frieden merkwürdig geworden. — Da Du Dich vielleicht nicht im Augenblick der Geschichte dieses Krieges erinnerst, und der Ort hier diese Erzählung erlaubt, so wirst Du es hoffentlich nicht ungern sehen, daß ich sie Dir hersetze.

Johann Kasimir, ein schwacher, unbesonnener

sonnener und ehrgeiziger Fürst, kam zur Regierung des polnischen Staats gerade zu einer Zeit, als dieses Reich eben von mehreren Feinden bedroht ward. Die Kosaken waren von Polen abgefallen, hatten sich unter russischen Schutz begeben, und verwüsteten nun einen Theil der polnischen Länder. Rußland selbst, theils, um seine neuen Unterthanen zu unterstützen, theils, um mehrere Ansprüche auf einige polnische Besitzungen zu machen, rüstete sich zum Kriege.

Johann Kasimir, so von allen Seiten bedroht, überließ sich einer fast gänzlichen Unthätigkeit, und, anstatt seinen heranrückenden Feinden mit Macht und Nachdruck sich entgegenzusetzen, dachte er itzt vielmehr auf eine neue Erweiterung seiner Staaten, und wiederholte zu sehr ungelegener Zeit die alten Ansprüche seines Hauses auf die Krone von Schweden.

Karl Gustav, der damals über Schweden regierte, war ein tapferer, stolzer, thätiger und gewandter Fürst, der gerade alle die

Eigenschaften besaß, die seinem Gegner mangelten. Ohne sich also viel in Unterhandlungen einzulassen, rückte er vielmehr unvermuthet in Polen ein, fand daselbst wenig Widerstand, und eroberte in kurzer Zeit Großpolen, Litthauen und Polnischpreußen. Johann Kasimir mußte nach Schlesien flüchten, um sein Reich seinem siegenden Feinde zu überlassen.

Als Karl Gustav in Krakau einrückte, ließ er sich von einem dasigen Domherrn die Merkwürdigkeiten der Kathedralkirche zeigen. Bei der Grabstätte Wladislaw's des Ersten blieb der Domherr mit dem Könige stehen, und sagte zu ihm, indem er auf das Grab zeigte: »Dieser Fürst hat sein Reich dreimal verloren, und es dreimal wieder erhalten!« Der stolze schwedische Ueberwinder wandte sich hohnlächelnd zum Domherrn, und antwortete übermüthig genug: »Euer Kasimir hat es itzt verloren, und wird es nie wieder erhalten!« — »Wer weiß?« versetzte der Domherr, und zuckte bedeutend die Achseln; »Gott ist allmächtig, und das Glück wendet sich oft im nächsten Augenblicke!« Und

der Domherr hatte Recht. Gustav's Glück wendete sich fast in dem nämlichen Augenblicke. Wäre er in seinen Siegen fortgefahren, und hätte nicht eine höhere Hand das Ziel ihm gesteckt, so wäre wahrscheinlich Polen schon damals das geworden, was es itzt, anderthalb Jahrhunderte nachher, geworden ist. Aber Vorsicht und Glück wandten sich diesmal auf die Seite des unterdrückten Landes.

Die Polen, die anfangs durch die Entweichung ihres Königs allen Muth zum Widerstande verloren hatten, ermannten sich plötzlich, und fingen an, sich dem Vordringen des siegenden Feindes mit Entschlossenheit zu widersetzen. Die Kosaken, bisher ihre Feinde, vereinigten sich wieder mit ihnen, und gaben ihnen Hülfsvölker gegen die Schweden. Selbst die Russen gingen einen Waffenstillstand mit den Polen ein, und griffen die Schweden von einer andern Seite an. So sah sich Karl Gustav wider sein Erwarten von mehreren Feinden bedroht. Klugheit gebot ihm also den Frieden mit Polen, und dieser kam auch bald dar-

auf zu Stande, und ward im Kloster Oliva, mit allen Formalitäten, von beiden Theilen unterzeichnet und beschworen. Polen that in diesem Frieden auf alle Ansprüche Verzicht, die es noch auf Liefland und Ehstland hatte; dagegen gab Schweden alle in Polen eroberte Provinzen wieder zurück. Auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg erhielt in diesem Frieden das Herzogthum Preußen, welches er bisher von Polen zur Lehn hatte, als ein völlig unabhängiges Land.

Das ist nun der Friede, durch den das Kloster Oliva für den Norden Europens berühmt geworden ist. Dicht beim Eingange des Kreuzganges in die Kirche sieht man eine marmorne Tafel, in welcher die hier geschlossenen Bedingungen des Friedens verewigt worden sind. Auch zeigt man dem neugierigen Fremden noch den Tisch, auf welchem dieser Friede unterzeichnet ist.

Dieses Kloster ist vortrefflich eingerichtet. Die Zellen sind reinlich und nett, und haben das Gepräge einer edlen Simplizität. Die

Mönche, deren Anzahl ich nicht bestimmen kann, sind gute, jovialische Leute, die für die Freuden des Lebens durch die Einsamkeit nicht unempfindlich geworden sind. Ungeachtet ihnen durch die Veränderungen des Königs von Preußen viel von ihren Einkünften benommen ist, so leben sie doch, dem Anschein nach, sehr zufrieden und glücklich. Für das schöne Geschlecht scheinen einige von ihnen ziemlich stark zu empfinden; ein Beweis, daß die menschliche Natur keine unsinnige Entsagung billigt, sondern oft mit Gewalt ihre Fesseln zerbricht. Sie sind gesellig, gastfrei und frohen Muthes. Ihr Orden ist nicht sehr strenge; sie leben wie Menschen, schlafen in Betten, und haben keine übertriebene Fasten. Schwatzen können sie so viel sie wollen, und niemand hindert sie daran. Ein Gespräch mit einem dieser Geistlichen wird mir ewig unvergeßlich seyn.

Ich hatte mich, ohne es gerade zu wollen, von der übrigen Gesellschaft entfernt, und überließ mich in dem einsamen langen Kreuzgange meinen besondern Ideen. Auf einmal

höre ich in der Entfernung einige Stimmen. Ich blicke auf; kann aber niemanden gewahr werden, und schleiche mich deshalb der Gegend etwas näher, wo mir der Ton herzukommen schien. In einem abgelegenen Winkel sitzt ein alter Klosterbruder, den Kopf auf seinen Arm gestützt, und vor ihm steht ein kleiner Junge, dessen Kleidung und Aussehn die äußerste Dürftigkeit verräth. Ich drücke mich an die Mauer, um nicht gesehen zu werden, und horche.

»Aber, lieber Junge, in Wahrheit, ich kann Dir itzt nichts geben!« spricht der Greis.

»Wai, Herr Pater, aber mai Mutter hüngert!« versetzt der Knabe. Seine Sprache ließ mich vermuthen, daß es ein Jude sey, und das machte mich um so neugieriger.

Der Greis nahm den Knaben bei der Hand, schüttelte sie, und trocknete sich eine Thräne ab. »Quäle mich nicht, lieber Innge,« fuhr er bewegt fort; »Du weißt, wenn ich habe, gebe ich ohne Dein Bitten! Deine Mutter geht mir nahe, das weiß Gott; aber ich habe itzt selbst nichts! Geh' hin, mein

Sohn, da ist große Gesellschaft aus der Stadt angekommen; sie scheinen reich zu seyn! Vielleicht erhältst Du da so viel, daß Du Deiner armen Mutter eine Suppe, oder auch wohl noch etwas Besseres machen kannst.«

Der Knabe weinte und schwieg.

»Warum stehst Du da, und weinst? Warum gehst Du nicht?« fragte der Greis mit mitleidigem Tone.

»Ach, Herre, ich bin á Jüde, und do stößt man mich weg!«

Der alte Klosterbruder blickte bewegt gen Himmel; eine Thräne perlte seine Wangen herab; in diesem Blicke und in dieser Thräne offenbarte sich seine ganze himmlische Seele. — »Ja, ja,« rief er innigst bewegt aus, »Du hast Recht; die Menschen sind Barbaren!«

»Herre,« fuhr itzt der Knabe weinend fort, »Ihr seyd immer mai Vater gewesen; jo, soll mer Gott helfen, Ihr hobt mehr gethan, als mai Vater! Das wird Euch Gott vergelten! Aber erbarmt Euch itzt! Gebt mer, was Ihr hobt, daß mai arme Mutter nit verhüngert!«

Der Greis blickte schweigend auf den Boden; er schien mit einem großen Entschlusse zu kämpfen. Dann hob er Hände und Auge gen Himmel. Sein Blick ward feierlicher, sein Auge beredter. Schweigend nahm er eine kleine goldene Denkmünze, die er an seiner bloßen Brust verborgen hatte, blickte bald auf das Gold, bald auf den Knaben, ließ eine Thräne darauf fallen, und sprach dann im wehmüthig feierlichen Tone:

»Gott, Du siehst es; ich kann nicht anders! — Vergieb mir, Karoline,« fuhr er nach einer kleinen Weile fort, »es ist Dein Denkmahl, und ich schwur, mich nie davon zu trennen! Aber ich kann einen Menschen damit retten, und so ist es ja gut angewandt! Lebt Dein Denkmahl doch ewig in meinem Busen!« — —

Er küßte es noch einmal; dann drückte er es dem Knaben schnell in die Hand. »Lauf hin, Junge,« sagte er mit rascher Eile, »beim ersten besten Juden laß Dir dies zu Gelde machen! Lauf hin, und rette Deine Mutter!«

Der Knabe sah bald den Greis, bald das Gold an. »Herre,« brach er endlich verwundernd aus, »Herre, das ist jo Gold!«

Der Greis schob ihn sanft von sich. »Lauf hin, Junge, Deine Mutter bedarfs! Deine kranke Mutter verhungert! Geh', lauf hin, mein Sohn!«

»Ach Gott, ja!« — Und mit einem Sprunge war der Junge fort.

»O, Du edler, barmherziger Samariter!« rief ich, voll überströmender Empfindung, laut aus.

Der Greis sah erschrocken auf. Eine schnelle Röthe überflog sein Gesicht. Beschämt, bei einer edlen That behorcht zu seyn, schlug er seine Augen auf den Boden. Ich näherte mich ihm ehrerbietig, und faßte schweigend seine Hand. Er sah mich lange und forschend an.

»Sie haben mich behorcht?« fragte er endlich gelassen.

»Ja, lieber Bruder! Horchen ist sonst wohl Unrecht; aber heute hat es mir einen schönen Augenblick geschenkt.«

»Wie so?« erwiederte er.

»Lieber Bruder, verstellen Sie sich nicht! Ich sah Ihren Kampf, und Ihren schönen Sieg! Ihre Wohlthat kostete Ihnen ein großes Opfer!«

»Nein, o nein!« antwortete er in großer Bewegung.

»Wer war dieser Knabe, der eben von Ihnen ging?«

»Ein armer Judenjunge, dessen Vater entlaufen ist, und dessen Mutter schon fünf Jahre lang krank und hülflos schmachtet.«

»Ein Judenjunge? Wie? ist es möglich?«

»Warum erstaunen Sie?«

»Weil ich es nicht vermuthen, meinen Augen nicht trauen konnte! Ein Judenjunge? Und Sie — ein Christ, — ein Mönch? — Und doch sein Wohlthäter?« —

»Lieber Herr, sind wir nicht alle Brüder?«

»Das wohl; aber doch — —«

»Herr, Gott hält nichts von meiner Kutte, noch von meinem Gelübde; er achtet es nicht, wenn ich den Rosenkranz des Tages

auch hundertmal durchbete! Wenn hier ein falsches Herz schlägt, so macht mich das alles gewiß nicht besser. Wenn aber der Jude ein ehrlicher Kerl ist, so hat er ja wohl eben so gut, als ich, ein Plätzchen in Gottes großem Freudenhimmel!«

»Ich erstaune! Diese edlen, lautern Gesinnungen bei einem — —«

»Halten Sie nicht ein, mein Herr! Sagen Sie heraus, was Sie sagen wollten! — Bei einem Pfaffen! — Nicht wahr, so sollte es doch heißen? — Ja, die Welt traut den Pfaffen wenig Gutes zu, und sie mag zum Theil wohl Recht haben. Leider! haben sich Viele unsres Standes um das schöne Vorrecht gebracht, Mensch zu seyn. Aber, Herr, es giebt auch noch gute Menschen unter ihnen!«

»Das seh' ich, das seh' ich, edler Mann; und, bei Gott, Sie sind einer der besten!«

»Sprechen Sie nicht so voreilig, mein Herr! Weil Sie mich einmal eine unbedeutende gute Handlung haben verrichten sehen, so heben Sie mich sogleich über die Welt hin-

aus. Das ist Unrecht, mein Herr! Glauben Sie mir, es giebt noch weit bessere Menschen! Ach, ich trage nur sehr langsam dem großen Zinsherrn meine Schuld ab! Wenn er nicht so viel Geduld hätte!« —

»Mann, Sie entzücken mich! Gott, warum sind nicht alle Menschen so? Wie schön würde es sich auf der Welt leben lassen!«

»Nicht doch! das sind Träume eines guten Herzens! Gute und Böse müssen durch einander seyn; das hat der da oben schon so weislich geordnet!«

»Aber ist es recht, daß so mancher Redliche leidet?« —

»Recht, sehr recht! Bleibt uns allen doch die Aussicht auf ein besseres, vollkommneres Leben!«

»Alles wahr! Aber wenn der Rechtschaffene sich mühsam durch die Welt plackt; wenn er überall Steine findet, die ihm böse Menschen in den Weg werfen; wenn er sich durch Kabale, Mißgunst und Neid durchwinden muß, und am Ende doch keine Stätte findet, wo der

Mühsame sein Haupt hinlegen kann, was bleibt ihm dann für Trost?«

»Bewußtseyn und Hoffnung.«

»Ach, Hoffnung ist ein Zauberlicht, das uns in Labyrinthe führt, und dann verlischt!«

»Nicht doch, nicht doch! Hoffnung ist die Fackel, die uns durch's Leben leitet!«

»Wie oft täuscht sie!«

»Niemals, niemals, wenn sie mit Vertrauen gepaart ist! Herr, glauben Sie meinen grauen Haaren! Ich habe viel gelitten, mehr, als Sie vielleicht Ihr ganzes Leben hindurch leiden! Aber immer hat mir doch die Hoffnung noch einen segnenden Stral gelassen; an ihrer Hand bin ich durch so manche Dunkelheit gewandert; an ihrer Hand hoffe ich auch den kleinen Abgrund zu überspringen, der Welt und Ewigkeit von einander scheidet!«

»Lieber, guter Mann, lehren Sie mich leben und dulden, wie Sie!«

»Wirf Dein Vertrauen auf den Herrn! — das ist die erste Lebensregel! — Kann ich dies Vertrauen in Ihnen heute

lebendig machen, so habe ich einen schönen Tag verlebt!«

»Sie haben es lebendig gemacht, edler Greis! Gott lohne es Ihnen!«

»So leben Sie wohl! Die Stunde des Gebets ruft mich.«

»Noch eins! Das Goldstück, das Sie dem Knaben schenkten, war?« —

Der Greis fuhr mit der flachen Hand über die Augen; eine Thräne schien er gewaltsam zurückzupressen; sanft bewegt sprach er: »Lassen wir das!«

»Nein, ich bin Ihr Freund! Lassen Sie dem Freunde Theil nehmen an dem Kummer Ihrer Seele!«

»Wohl, es sey! aber nur in wenig Worten! Ich war nicht zum Klosterstande bestimmt. Meine Jugend floß mir anmuthsvoll dahin! — Ich hatte ein Mädchen; sie war mit mir aufgewachsen; ein Herz und eine Seele waren wir! Die Stunde, wo Karoline mein werden sollte, war bestimmt! Aber in dem Augenblicke des Entzückens ward sie mir auf ewig

geraubt! »Lassen Sie uns einen Vorhang ziehen über die Art, wie dieses geschah! Ewig dunkel bleibe dieser Theil meiner Geschichte! — In dem letzten Augenblicke des Scheidens gab mir Karoline ihr letztes, übrig gebliebenes Kleinod: dies kleine Goldstück. »Denke mein, so oft Du es ansiehst!« sprach sie, und verschwand. Bald darauf starb sie, und ich ließ mich einkleiden. Ihr Denkmahl habe ich heilig bewahrt, bis auf diese Stunde! Itzt ist es fort! Aber Karoline wird mir verzeihen; denn sie war edel und gut!« — Er bog den Kopf in die hohle Hand, und verbarg einige Thränen.

»Armer, armer Mann!« — Ich nahm einige Dukaten aus der Tasche, die ich zu verschiedenen, nicht nothwendigen Ausgaben bestimmt hatte, und steckte sie ihm in die Hand. »Da, kaufen Sie Ihr Heiligthum zurück, und das übrige geben Sie dem armen Knaben!«

»Mein Herr, das geschieht nicht! Wenn ich dies Geld behalte, so erhält der Knabe alles; für mich nehme ich nichts. Wollen Sie so?«

»Aber das Denkmahl Ihrer Karoline?«

»Lebt in meinem Herzen und in meinen Thränen! — Glauben Sie, daß Karolinens Geist nicht traurig auf mich herabsehen würde, wenn ich mir eine gute That abkaufen ließe? — Mein Herr, wollen Sie, daß der Knabe alles erhalte, so nehme ich dies Geld, und werde es gewissenhaft einsenden.«

»Guter, edler Greis, machen Sie damit, was Sie wollen!«

»So danke ich Ihnen im Namen der Armuth! Doch, itzt muß ich Sie wirklich verlassen! Nur noch einmal will ich Ihnen ins Auge sehen! — So! — Itzt kenne ich Sie! Wenn wir uns in jener Welt wieder begegnen, so werde ich Ihnen meine Karoline zeigen. — Bis dahin leben Sie wohl!«

Er drückte mir sanft die Hand, und ging.

Mit innigster Wehmuth sah ich dem Redlichen nach, bis er meinem Auge entschwunden war.

Freund, ich überlasse Dir die weitern Reflexionen dieser kleinen Geschichte; mir wird

sie

sie ewig im Andenken bleiben! — Ich bin so bewegt, daß ich nicht weiter schreiben kann. Ich muß aufstehen, und freie Luft schöpfen!

Einige Stunden darauf.

Die Kirche dieses Klosters ist sowohl von innen als außen ungemein schön, und verdient die Aufmerksamkeit der Reisenden. Sie ist groß, und mit schönen Stukkaturarbeiten, Vergoldungen und Gemälden geschmückt. Der hohe Altar und die Kanzel fallen wegen ihrer edlen Bauart ungemein reizend ins Auge. Es befinden sich in dieser Kirche 40 Altäre, von denen einige von Marmor, andre aber wegen ihrer schönen Arbeit und ihrer vortrefflichen Malerei merkwürdig sind. Es giebt hier eine Menge Kapellen, von denen fast eine jede ihre besondern Schönheiten hat; doch sind zwei derselben ganz vorzüglich zu bemerken. Die eine ist die Kapelle der Mutter Gottes, die nicht nur außerordentlich schön und prächtig, sondern auch im edelsten Geschmack angelegt ist. Die andre ist die Kapelle des Abts Rybinsky, welche

die Figur eines runden antiken Tempels hat. Im Chor zeigt man unter einem einfachen Grabsteine von Marmor die Gebeine des Herzogs Sobislaw und seiner Söhne, dessen Frömmigkeit dieses Kloster seine Entstehung verdankt. Auch zeigt man hier unter einem großen Grabsteine von schwarzem Marmor, der auf vier Kugeln ruht, die Gruft der Aebte dieses Klosters. Die neue Orgel ist ein Meisterstück der Kunst. Man hat 20 Jahre lang daran gearbeitet, und erst vor kurzer Zeit ist sie vollkommen fertig geworden, worauf sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht ward. Sie hat einen vortrefflichen Ton, ahmt fast alle Instrumente nach, und wenn ihre ganze Force gebraucht wird, so erschüttert sie das furchtbare Gewölbe.

Der Abt dieses Klosters ist für itzt unstreitig einer der reichsten Prälaten in der ganzen preußischen Monarchie. Nicht allein, daß die Einkünfte dieser Abtei schon an sich so beträchtlich sind, daß ein Mann, wie der Abt, davon vollkommen standesmäßig leben kann,

so genießt auch der itzige noch überdem, als Bischof von Ermeland und Kulm, eines Einkommens, das ihn gewiß zum reichsten Manne macht. Er heißt **Karl von Hohenzollern**, und ist ein naher Verwandter des regierenden königlich preußischen Hauses. Er ist ein Mann von höchstens 60 Jahren, munter und gesprächig, und soll sich als Philosoph sehr vortheilhaft auszeichnen.

Der Pallast hat sehr schöne und prächtige Zimmer; besonders hat der itzige Abt sein großes Einkommen zur Verbesserung und Verschönerung des Pallastes und des Gartens angewandt. Der Garten ist der schönste in hiesiger Gegend, und besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine auf englische, die andre auf holländische Art angelegt ist. Die erste Abtheilung enthält vorzüglich viele geschmackvolle Veränderungen, und man findet fast alles dasjenige darin, was man sonst in größern Gärten der Art antrifft: Einsiedeleien, japanische Tempel, chinesische Pagoden, Tartarus, Elysium, und was sonst das Auge durch Abwechselung

vergnügt. Doch ist das Terrain zu klein, und deshalb alles zu sehr auf einander gedrängt.

Die Danziger halten diesen Garten für eine der ersten Schönheiten ihrer Gegend, und sie haben zum Theil Recht; denn wenn er auch mit den königlichen Gärten zu Sanssouci und Potsdam nicht zu vergleichen ist, so wird man doch gewiß selten einen Privatgarten finden, wo die mannichfaltigsten Schönheiten der Natur und der Kunst so vereinigt sind, als hier. Eins zeichnet denselben besonders vor vielen andern seiner Gegner aus, die mit ihm wetteifern wollen. Es ist folgendes:

Der Garten mag ungefähr eine Viertelmeile vom Meere entfernt seyn. Nicht weit davon, zwischen diesem Garten und dem Meere, befindet sich ein dichter Wald, der bis an die See fortgeht. Dieser Wald liegt etwas höher als der Garten und das zwischen dem Garten liegende Feld. Der Abt wünschte lange von seinem Garten aus, eine ungebundene freie Aussicht aufs Meer. Er ließ daher im Walde, gerade dem Hauptgange des Gartens gegen-

über, eine breite, bis an die See laufende Allee aushauen, und bewirkte dadurch zugleich eine schöne optische Täuschung. Indem man nämlich mitten im Garten spazieren geht, sieht man wegen des etwas höher liegenden Waldes das, zwischen dem Garten und dem Walde gelegene Stück Feld nicht, und es kommt dem Fremden so vor, als wenn eine schöne Baumallee sich von hier aus bis an das Meer erstrecke. Diese Täuschung dauert lange, und ist äußerst angenehm.

Wir brachten einen großen Theil des Tages in Gesellschaft der guten Mönche hin; sie zeigten uns ihre Apotheke, und lebten mit uns fröhlich in unsrer Herberge. Einige von ihnen badinirten mit unsern Damen comme il faut, scherzten und lachten, und brachten Gesundheiten vor, die fast für diese Kahlköpfe zu lustig waren. Ein paar von ihnen ließen sich unsern Wein zu wohl schmecken, und wurden nun ganz Laien. Nur mein ehrlicher alter Klosterbruder saß still und ernsthaft da, trank nur wenig, und dachte wohl an seine Karoline.

Die übrigen Mönche schienen wenig auf ihn zu achten, ja, sie spotteten zuweilen über seinen Ernst; aber seine trockenen, bedeutenden Antworten brachten sie bald zum Schweigen.

Vergnügt fuhren wir wieder ab, und nahmen unsern Weg nach dem sogenannten Hochwasser, eine kleine Viertelmeile hinter Oliva. Dies ist ein im Walde gelegenes einzelnes Gebäude, das eigentlich eine Auberge ist, das aber seine itzige geschmackvolle Einrichtung einigen Freunden der Natur unter den reichen danziger Bürgern verdankt. Diese kommen hier zuweilen zusammen, und genießen gemeinschaftlich die reizenden Schönheiten dieser Gegend. Es liegt in einem anmuthigen, sehr reizenden Thale. Mehrere, sehr bequeme Terrassen bringen den Wanderer nach und nach zu der Spitze eines ziemlich hohen Berges, wo man ein sehr schön eingerichtetes Belvedere antrifft, das einige herrliche Perspektive besitzt. Schon mit bloßem Auge hat man von hier aus eine unermeßliche Aussicht über das Meer und die Stadt; aber wie unendlich ver-

vielfältigt sich diese Aussicht nicht, wenn man sich der schönen Perspektive bedient, die man hier vorfindet, und deren Gebrauch keinem Manne von Erziehung verweigert wird!

An der Hand eines jungen liebenswürdigen Mädchens erstieg ich diese Anhöhe. Das Mädchen stand und gaffte; ihr Auge schwamm im stillen Entzücken; sie hatte dies alles schon oft gesehen, und doch schien es ihr so neu und so reizend zu seyn. Mich entzückte die herrliche Aussicht und das schuldlose, unbefangene Geschöpf, das neben mir stand. Lange noch waren wir beide sprachlos. Endlich ermannte sie sich, und wiederholte halb für sich des liebenswürdigen Hölty schöne Verse:

„Ja, wunderschön ist Gottes Erde,
und werth, darauf vergnügt zu seyn;
drum will ich, bis ich Asche werde,
mich dieser schönen Erde freun!“ —

Ich konnte mich nicht enthalten, die letzten Worte mitzusprechen. Sie sah mir freundlich ins Auge. Ihre Hand ruhte in der meinigen. —

»Sie, guter Mensch!« sagte sie, und drückte sanft meine Hand. »Ja,« fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, »ja, Sie haben heute eine schöne That gethan!«

»Wie so? liebes Mädchen!« fragte ich stutzend.

»Sie haben in Ihrer Freude die leidende Menschheit nicht vergessen! Das war edel!« —

»Ich wüßte nicht!«

»Warum verstellen Sie sich? — Lieber Freund, Sie behorchten den Klosterbruder, und ich behorchte Sie! Ich weiß alles!«

»Gewiß, liebes Mädchen, Sie irren sich!«

»Pfui, pfui, die Lüge kleidet Sie nicht schön! Sehen Sie doch um sich! Die ganze Natur spricht Wahrheit, und Sie?« —

»Aber, meine Liebe« — —

Sie nahm sanft meine Hand, und sah mir gerührt ins Auge. — »Warum verbergen Sie mir Ihre That? Oder bin ich so unempfindlich für die Gefühle einer schönen Seele?«

»Liebes Mädchen! diese Kleinigkeit — — Wenn Sie sie wissen, so« — —

»Kleinigkeit? — O Gott, thäten alle Menschen nur so viel für das Elend ihrer leidenden Brüder! Aber die meisten schwatzen viel, und handeln wenig!«

»Das sind keine Menschen, das sind Barbaren!«

»Aber Sie, mein Freund, Sie haben die Natur nachgeahmt im Segnen und Beglücken! Sie sind so gut, — gewiß sind Sie auch glücklich!«

»Ach Gott!« seufzte ich aus gepreßter Brust, indem mir eben die Last meines ganzen Schicksals beifiel.

»Sind Sie nicht glücklich?« fragte sie theilnehmend, und eine Thräne trat in ihr holdes, blaues Auge.

Ich umfaßte sie mit meinen Armen, und zog sie sanft an mich. Ohne es zu wollen, sank sie auf meinen Schooß, und sah mich schweigend und traurig an, als wenn sie meine Antwort erwarten wollte. Hätte mich damals einer jener Teufel gesehen, die so gern ehrliche Namen schänden, wie würde er gejubelt haben!

Und doch war dieser Augenblick so rein, so überirdisch süß, — der Engel des Weltgerichts hätte keine Flecken daran gefunden!

Noch ein paar Sekunden saß das holde Mädchen so da; dann drückte sie meine Hand stärker, und wiederholte mit theilnehmender Rührung:

»Sie sind nicht glücklich? Was fehlt Ihnen, guter Mann?« —

»Ach Gott, ich habe ja weder Vater noch Vaterland!«

»Lieber Gott, das ist traurig, und Sie sind doch so gut!«

»O, das wollen die Menschen nicht!« rief ich mit einiger Bitterkeit.

»Pfui, pfui über die garstigen Menschen! Aber trösten Sie sich! Ihnen bleiben ja Freunde!«

»Muß ich diese nicht auch bald verlassen?«

»Verlassen?« Sie ließ meine Hand sinken, und blickte starr auf den Boden.

»O Schicksal, Schicksal!« rief ich, sprang auf, und machte einige rasche Gänge durch

das kleine Gemach. Dann stellte ich mich vor dem Mädchen hin.

»Juliane! liebe Juliane!« sagte ich sanfter, und faßte ihre Hand wieder.

Sie hob ihr Auge in die Höhe; es war von Thränen naß. »Können Sie nicht bleiben?« fragte sie mit bewegter Stimme.

»Nein, ach Gott, nein! Mein unglückliches Verhängniß treibt mich unstät und flüchtig umher; aber ich bin kein Verbrecher!«

»Das ist sehr traurig!« erwiederte sie, und weinte heftiger.

»O Juliane, fließen mir diese Thränen?«

»Wem denn sonst? — Der leidenden Menschheit flossen sie schon oft; der leidenden Freundschaft nur selten!«

»Gutes, natürliches Mädchen!« sprach ich, und umfaßte sie heftig. »Werden Sie meiner gedenken, wenn ich fort bin?«

»Ewig, ewig!«

»Wird dies himmlische Auge auch dem Freunde eine Thräne nachweinen?«

»O Gott, viele, sehr viele!« Sie sank

weinend an meinen Busen. Ihr Herz schlug an dem meinigen. Ich hörte das Klopfen dieses edlen Herzens; ich faßte ihre Hand; drückte sie an mein Herz; drückte den heißesten Kuß auf ihren Mund. Es war der Kuß der innigsten Freundschaft; wer den tadelt, der ist es nicht werth, eine Szene, wie diese, zu fühlen!

Aber itzt war es auch Zeit, einer Gefahr zu entfliehen, die immer näher auf mich heranrückte. Juliane hatte Regungen in mir erweckt, die eine Zeitlang bei mir entschlafen waren. Ich fühlte, daß die Liebe dieses Mädchens mir die Hölle zum Paradiese umschaffen würde; aber ich bedachte meine Lage, mein grenzenloses Unglück, meine wenige Aussicht zu einer einstigen häuslichen Glückseligkeit. — Ich mußte sie fliehen, um nicht auch noch das Leiden eines schuldlosen Geschöpfs zu befördern.

»Juliane,« sprach ich mit aller möglichen Fassung, »der Freund wird dieser Szene denken, bis sich sein Auge auf ewig schließt! — Und Sie, wenn Sie einst glücklich sind im

Arm eines Gatten, der dies edle Herz zu schäzzen weiß, dann treten Sie hierher, und denken Sie dieses Augenblicks, und wo ich auch weile, wird Sie mein Geist umschweben! — Doch, wir machen uns ohne Noth weichherzig! Kommen Sie, lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren.«

Juliane nahm schweigend meine Hand, trocknete sich die Thränen ab, und wir gingen.

Nach einigen frohen Stunden, die wir in dieser für mich ewig unvergeßlichen Gegend zugebracht hatten, machten wir uns auf den Rückweg. Geschwinder, als ich vermuthete, schwand mir die Heimreise; denn ich saß an der Seite meiner gefühlvollen Freundin, und ihr edles, großes Herz deckte sich mir immer mehr auf. Ueberwältigt von dem Drange der mancherlei Empfindungen, die mir diesen Tag so merkwürdig gemacht hatten, warf ich mich auf mein Bette, schlief bald ein, und träumte eine selige Zukunft.

---

# Zwölfter Brief.

Danzig, 1795.

Dies ist nun der letzte Brief, lieber Freund, den Du von mir aus dieser mir ewig theuren Gegend erhältst. In wenig Tagen verlasse ich eine Stadt, die mir um tausend Gegenstände willen so lieb geworden ist, wo ich so viele edle, vortreffliche Menschen kennen lernte, und wo ich drei Monate lang so unaussprechlich glücklich war. Das alles verlasse ich, und — vielleicht auf ewig! Hier war es, wo nach langen, trüben Tagen mir einmal wieder die Sonne der Hoffnung anlächelte; hier war es, wo ich Freunde fand, herzliche, theilnehmende Freunde, die mein Schicksal bedauerten, und alles anwandten, es mir wenigstens auf eine Zeitlang vergessend zu machen; hier war es, wo mich zum erstenmale das süße Verlangen beseelte, allem Herumschwärmen zu entsagen, und meine übrige Lebenszeit in den paradiesischen Gefilden dieser Stadt, am Arm eines Weibes, wie Juliane, hinzubringen! Doch,

umsonst, umsonst dieser herrliche Wunsch, umsonst dies innige Verlangen! Mein Verhängniß stößt mich wieder hinaus in das tobende Meer, wo vielleicht noch manche Sandbank, noch manche Klippe meiner erwartet! Doch, Voß hat Recht, wenn er, so schön als wahr, singt:

„Der aller Dinge Maaß und Ziel
zum Heil geordnet hat,
Durchschaust Du seines Thuns Gewühl?
Warst Du in seinem Rath? —
Der Sonn' und Mond im Gleis' erhält,
der weiß, wo jeder Tropfen fällt!"

So will ich denn meinen Weg fortgehen, und das Ende ruhig abwarten! Waltet doch auch über mein Schicksal diejenige Hand, die Sonn' und Mond im Gleis' erhält! Aber denken werde ich immer an die guten, biedern Menschen, die ich hier kennen lernte; mit süßer Wehmuth werde ich mich immer an Julianen erinnern, deren reine, schuldlose Seele mir ewig vorschweben wird! Wäre ich, was ich nicht bin; könnte ich mir eine Gefähr-

tin für mein künftiges Leben wählen: — keine andre, als sie! Doch, eine undurchdringliche Kluft liegt dazwischen, und mir fehlt es an Muth und Kraft, sie zu überspringen. Hinweg denn mit diesem Gedanken! Er macht mich untauglich für jede andre Empfindung meines Lebens!

Um doch alles Merkwürdige in und bei der Stadt zu besehen, beredete mich gestern mein Freund, nach der sogenannten Festung Weichselmünde zu fahren, und ich war gern dazu entschlossen. Man muß anfangs eine kleine Strecke, bis an die Weichsel hinaus, zu Fuße gehen; alsdann aber setzt man sich auf die sogenannte Trekschuyte, die mit den holländischen Aehnlichkeit haben soll, und von einem Pferde gezogen wird. Sie ist verdeckt, hat auf beiden Seiten Bänke, und in der Mitte einen niedrigen Tisch, der aber ebenfalls zum Sitzen gebraucht wird, und kann doch wohl 50 Menschen fassen. Solcher Trekschuyten giebt es hier zwei, von denen immer eine den Kanal hinauf, die andre ihn herunterfährt,

führt, so daß man zu jeder Stunde des Tages nach Belieben hin- und zurückfahren kann. Man bezahlt daselbst eine höchst unbedeutende Kleinigkeit, und genießt doch ein sehr anmuthiges Vergnügen, indem nicht allein die Wasserfahrt an sich schon viele Reize hat, sondern auch der Beobachter besonders für seinen Forschungsgeist manche auffallende Karakterzüge antrifft, die ihn sehr unterhalten. Ich wenigstens erlebte hier eine Szene, die vielleicht einzig in ihrer Art ist.

Es war ein heiterer, schöner Tag, und wir machten uns um die zweite Stunde Nachmittags auf den Weg. Die Schuyte war schon ziemlich besetzt, als wir dahin kamen. Es war ein Gewimmel von allerlei Menschen. Schiffer, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Soldaten, Chapeaubasherren, Damen und Nymphen, alles saß hier durch einander, wie weiland in der Arche Noah's abentheuerlichen Andenkens. Nur fehlten noch Löwen, Tyger, Bären, und was Herr Noah sonst noch in seinem Schiffchen zu bändigen

verstand, daß sie ihm nicht den Garaus machten.

A** erhielt sogleich einen Sitz; ich aber stand, und sah mich nach einem Plätzchen um, als eine junge, ziemlich geschmacklos angezogene Dame zusammenrückte, und mich mit affektirter Freundlichkeit nöthigte, den errungenen Platz einzunehmen. Die Freundlichkeit der Dame behagte mir nicht sehr; indeß, um nicht unartig zu seyn, nahm ich die mir angetragene Stelle an, und dankte verbindlich dafür. Ein dicker Schiffer saß mir zur Rechten, und blies mir langsam und behaglich eine dicke Rauchwolke von Tabak unter die Nase. Dies bewog mich, meine ganze Fronte meiner linken Nachbarin zuzukehren, und bloß meinen Rücken dem Tabaksdampfe des Schiffers Preis zu geben.

Die Schuyte fuhr ab. Der Wind blies angenehm durch die Zuglöcher, und verminderte die unausstehliche Hitze, die in diesem engen Behältnisse sich sehr bald eingefunden hatte. Von allen Seiten erhoben sich Stimmen. Der

eine sprach von Krieg und Frieden mit großer Entscheidung; ein andrer von dem theuren Zukker auf Jamaika; ein dritter von den besten Holzarten; ein vierter von seinen Gesellen, die ihm nichts Gutes thaten; und ein paar junge Herren von ihren Eroberungen und Schlachten im Felde der Liebe. Einige Weiber grinzten, andre liebäugelten, und noch andre trieben die Koketterie noch weiter.

Ich hätte gern an diesem oder jenem Gespräche einigen Antheil genommen; allein meine Dame, die zu meinem Leidwesen nicht die Stillste war, ließ mich nicht aus der Acht, sondern überhäufte mich mit sehr widerlichen Höflichkeiten. Sie schwatzte in einem fort. Das schöne Wetter machte den Anfang; von da vertiefte sie sich in die Freuden der Natur; aber alles, was sie sagte, hatte ein solches Gepräge von verkehrter Buchweisheit, daß ich leicht einsah, was ich geladen hatte, und es herzlich bedauerte, daß ich nicht lieber meine Nase mit dem Tabaksdampfe meines Schiffers hatte anfüllen lassen.

Sie hatte einige französische Vokabeln aufgeschnappt, brachte dieselben aber so albern hervor, daß ich oft herzliche Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. So sagte sie mir z. B. »es werde ihr beim Anblicke einer Maus so impertinent übel, daß sie in commang (au moment) in Ohnmacht fallen möchte. Ob meine Pomade nicht au (eau) de mille fleurs enthalte? denn es sey ein so pikant schöner odor (odeur) in dieser bisarren Gesellschaft, der von niemandem anders, als von mir orientieren könne, weil ich hier der einzige Emigrant (Ausländer) sey.« — Du kannst denken, was ich bei dieser angenehmen Unterhaltung auszustehen hatte; und doch mußte ich, wenn ich nicht jeder Lebensart entsagen wollte, aushalten, da ich die Dame nicht kannte, und nach ihrem Anzuge vermuthen mußte, daß sie wenigstens die Frau eines anwesenden Kaufmanns sey.

Während dessen hatte mein Nachbar Schiffer immer etwas unter dem Barte gebrummt; da ich ihn aber nicht verstand, so bekümmerte

ich mich wenig darum. Nun aber fing meine Dame vom — itzigen Kriege an, nahm die Partie der Franzosen, schimpfte auf die Engländer, wie eine pariser Poissarde, schwatzte jedoch dabei so entsetzlich viel Unsinn, daß es mir fast unmöglich ward, länger auszudauern, besonders, da schon ein großer Theil der Anwesenden ihre Augen lächelnd auf uns gerichtet hatten. Eben dachte ich darauf, wie ich mich meiner lästigen Gesellschaft auf eine gute Manier entschlagen könnte, als mein Nachbar, der Schiffer, mich auf einmal aus meiner ganzen Verlegenheit half.

»Na, wat dee Düvel, dat is to doll,« fing er an, »wat dat Weib schnaakt! On versteht doch nüscht; kennt nich Kiks, nich Miks! Ja, Herr, mai Kooksmad (Küchenjunge) soll mir ewer Bord werpen, wenn see man weeß, wat en Franschmann is! — Da well see recht klug duhn, on is doch so tomm, wie 'ne Gans! Aberst He, Herr, He sull sik doch ok en betken schämen, dat He dat Weib da só tohört, als was det 'n Evengelium, wat see schnaakt! Dat

hört He doch woll an dat Fransche, dat see nüscht weeß!« —

Meine Nachbarin ward blutroth, und wollte sich mit Keckheit verantworten; aber der Schiffer ließ sie nicht zu Worte kommen.

»Halt's Maul, Liese,« sagte er mit aufgehobenem Finger. »Wat de Düvel, well sik dee Gans noch verantworten? — Hast Du nich gelesen in der Schreft: »Und er soll Dein Herr seyn?« —

Dame Liese wollte noch nicht schweigen.

»Wat de Düvel! Heb' ik nich gesprekt: halt's Maul?.— Liese, Liese, nehm' see sik in Acht, sonst — see weeß woll, wat passirt!«

Frau Liese schwieg mit einemmale; denn sie kannte vermuthlich ihres groben Mannes Drohungen schon. Der Schiffer brummte, und indem ich mich zu ihm wandte, sagte ich ganz unbefangen:

»Ist diese Dame Ihre Frau?«

»Ih wat de Düvel denn anderst?« gab er zur Antwort. »Freilich, leider Gott's, meine Frau! Heb' ok nich eben veel Freude da-

von! Da well see man hoch hinaus und nirgends an, on makt sik groß, dat en ehrlicher Mensch wunder denken mut, wat see is! Nich wahr, Herr, He het see ok für wat anderst gehalten?«

Ich bejahete es schweigend.

»Na, siehst Du, Liese? Dat is, wat ek dagdäglich spreken duh: Schuster, bleib' bei Deinen Leisten! Aberst da givt see nich Obacht drup; da schamrirt see, on leßt Bücher, de see nich versteht, on wenn de Mann int Faarwaater kommt, so heft see to Huse nüscht fertig makt! Aberst, wat de Düvel, dat soll anderst werden! Du sollst mer gehn, wie det 'ner christlichen Schippersfrau gehört on gebührt!« —

Die arme Frau weinte über diese öffentliche Beschimpfung, und wußte nicht, wo sie die Augen lassen sollte. Mich jammerte das arme Weib, und mich ärgerte der eheliche Zwist, der hier so unvermuthet ausgebrochen war. Ich suchte daher alles hervor, um die getrennten Eheleute wieder zu vereinigen. Der

Schiffer war, ungeachtet seiner Grobheit, ein grundehrlicher Kerl, der sein Weib von Herzen liebte, und sie ihrer Seits war nur durch eine verkehrte Erziehung und durch eine falsche Richtung ihrer Neigungen verdorben, sonst aber übrigens ein gutherziges, friedliebendes Geschöpf. Es gelang mir also leicht, beide schmollende Gatten zu versöhnen. Der Schiffer bat ihr öffentlich mit seinem gewöhnlichen »Wat de Düvel« ab, daß er ihre Fehler vor der Gesellschaft aufgedeckt hatte, und sie versprach dagegen, ihre gewohnten Albernheiten abzulegen, und mit dem Titel einer guten Hausfrau zufrieden zu seyn. Nach der Versöhnung brummte mir der Schiffer ins Ohr: »Aberst, wat de Düvel, geben Sie Acht, see duhd's doch nich! Jung gewohnt, alt gethan!« Ich zuckte die Achseln; denn ich dachte hier an Horazens Ausspruch:

Quo semel imbuta est recens servabit odorem testa diu.

Unterdessen war der Weg zurückgelegt, und die Schuyte stieß ans Land. Ich und A**

verloren uns sogleich von dem übrigen Haufen, und gingen nach der Festung. Da A** den Kommandanten daselbst kannte, so wurden wir überall herumgeführt. Diese kleine Festung liegt an der äußersten Spitze einer Erdzunge, welche die frische Nehrung heißt, und ist der Stadt eine wahre Vormauer. Die Kanonen derselben bestreichen die ganze Rhede, und es ist daher nicht möglich, daß sich Kriegsschiffe daselbst zeigen können, ohne Gefahr zu laufen, sogleich in den Grund geschossen zu werden. Die Festung an sich ist sehr stark, und kann nicht so leicht eingenommen werden. Sie ist rund herum mit Wasser umgeben; dabei hat sie eine hohe Mauer, und einen doppelten Wall. An der einen Seite stößt sie an die Mündung der Weichsel, welche die Mauer der Festung bespühlt. Munizion und alle übrigen Kriegsbedürfnisse sind darin im Ueberflusse und auf mehrere Jahre vorhanden. Eigentliche Wohnhäuser findet man im Innern der Festung nicht; wohl aber eine Menge Kasernen, wo die Garnison mit ihren Weibern und

Kindern wohnt. Der Kommandant hat ein eignes Haus und einen kleinen Garten. Auch wird diese Festung noch zum Staatsgefängnisse gebraucht, und ehemals schickte man alle jungen lüderlichen Leute hin, die ihren Eltern und Vorgesetzten nicht Gutes thun wollten, und ließ sie hier eine Zeitlang dem Kalbfelle folgen, um sie zur Erkenntniß zu bringen.

Von hier gingen wir nach der See, um uns zu baden. Die See ist hier so flach, daß man einige hundert Schritte hineingehen kann, ohne die Gefahr des Ertrinkens befürchten zu dürfen. Diesmal war das Wasser so still, daß kaum eine Wellenbewegung merklich war. Wir sprangen munter hinein, und verspürten gar bald die angenehme, stärkende Wirkung des Wassers auf unsre, durch die Wärme abgematteten Körper. Nicht weit von uns waren einige Nymphen in einer gleichen Beschäftigung, die uns durch ihren Syrenengesang anlocken wollten, und uns deshalb allerlei wollüstige Bewegungen zeigten. Da aber keiner von uns Lust hatte, ihrem Gesange zu folgen, so

entfernten wir uns etwas weiter, und ließen sie trillern und locken.

Nachdem wir uns durch dieses Seebad sehr angenehm gestärkt hatten, ließen wir uns auf die andre Seite des Flusses übersetzen, die schon seit dem Jahre 1772 in preußischen Händen ist. Hier ist, der Festung Weichselmünde gegenüber, eine kleine Schanze aufgeworfen, welche die Wasserschanze heißt, und zur Beschützung des Fahrwassers dienen soll. Sie war und blieb, lächerlich genug, immer in den Händen der Danziger, die daselbst beständig einen ihrer Apostel hinstellten, indeß die Preußen sich über diese Besitzung lustig machten, und thaten, was sie wollten. Itzt ist hier der Posten eingezogen.

Die gerade Mündung des Weichselflusses in die See hinein ist ganz versandet, und trägt itzt nur Fischerkähne; man nennt sie das Nordenfahrwasser. Dagegen hat man diesen Fluß westlich ins Land, und von da weiter in die See geleitet, woraus das sogenannte neue Fahrwasser entstanden ist, wo alle Schiffe

itzt ein- und auslaufen. Diese Seite der Weichsel ist sehr gut gebaut, ungeachtet daselbst im Jahre 1772 nicht ein einziges Haus gestanden hat. Jtzt wohnten schon Kaufleute daselbst, und es sind dort einige sehr hübsche Straßen. Die königliche Salzfaktorei ist noch bis diese Stunde hier. Alles Steinsalz, was über die See hierher kommt, wird in den dasigen Siedereien gesotten, und brauchbar gemacht; doch soll es nicht von besonderm Werthe seyn. Dicht am Strande der See steht ein hoher gemauerter Thurm, der Bließ genannt, auf welchem des Nachts ein beständiges Feuer unterhalten wird, und der also den Schiffern zum Wartthurm dient.

Gegen Abend fuhren wir auf der Trekschuyte wieder nach der Stadt zurück, ohne ein weiteres Abentheuer zu erleben. Morgen fange ich an, meine Abschiedsvisiten zu machen; mit welchem Herzen? das kannst Du denken. Meinen nächsten Brief erhältst Du also schon aus einer andern Gegend.

---

# Dreizehnter Brief.

Dirschau auf der Höhe, 1795.

Da sitz' ich hier in diesem kleinen unbedeutenden Städtchen, und kann nicht weiter! Ein böses, stechendes Kopfweh hält mich hier gefesselt. Ich bin grämlich, und voll übler Laune und Grillen. Der Abschied aus meinem lieben Danzig geht mir im Kopfe herum. Dies Städten selbst ist so unbedeutend, die Menschen hier herum so stolz und ungesellig, daß mir die Lust vergeht, irgend eine Bekanntschaft zu machen. Das Mädchen hier im Hause ist ein gutes, freundschaftliches Geschöpf; aber Julianens sanftes Auge vermisse ich, und habe weiter kein Gefühl für weibliche Schönheit. Ich bin also mir selbst überlassen, und was kann ich daher Besseres thun, als mit Dir plandern? — Freilich, viel Interessantes werde ich Dir hier nicht erzählen können: höchstens ein Zug eines guten Herzens; das meiste aber wird doch Antiquität seyn. Doch, Du wirst es

freundschaftlich aufnehmen, und Dich auch damit unterhalten!

Ich verließ Danzig in finsterer Laune, die mich noch nicht verlassen hat. Der nächste Weg hierher geht über die sogenannte Höhe; da mir aber meine Freunde den Weg durch das danziger Werder so schön anpriesen, so wählte ich denselben, und scheute den kleinen Umweg nicht. Werder, lieber Freund, heißt eine Gegend, die niedrig liegt, und von Natur voll Sümpfe ist, die aber durch Anbau und Fleiß zu einem fruchtbaren Erdstriche gediehen ist. Es giebt in dieser Gegend drei Werder, nämlich das danziger, das marienburger und das elbinger Werder. Von jedem werde ich Dir zu seiner Zeit das Merkwürdigste sagen. Itzt nur etwas von dem erstern, das der Stadt Danzig gehört, und von der Weichsel, von der Mottlau und einigen kleinen Landseen eingeschlossen ist.

Freund, welch' ein gesegnetes Plätzchen Erde enthält dieser kleine Strich Landes! — Welche prächtige Dörfer! Welche himmlische

Wiesen! Welche blühende Kornfelder! Alles spricht hier von dem höchsten Wohlstande, worin das Landleben nur versetzen kann! Fast jedes Dorf ist hier einer kleinen Stadt ähnlich; besonders gilt dies von den eigentlichen Kirchdörfern. Die Häuser sind fast alle massiv und sehr artig gebaut, und viele enthalten mehr als ein Stockwerk. Eben so gut und oft auffallend schön sieht es im Innern derselben aus. Da findest Du Meubeln nach dem besten, modernsten Geschmack eingerichtet, und alles spricht von dem Reichthum der Bewohner. Der Bauer, dem der Wohlstand aus den Augen leuchtet, trägt sogar an seinem Alltagswamse eine dichte Reihe massiv gegossener silberner Knöpfe, die oft mehr als vier Dukaten an Werth sind. — Die Töchter dieser Leute gehen oft sehr modern geputzt, spielen Klavier, plappern Französisch, oder verstehen andre, zur feinen Welt gehörige Geschicklichkeiten. Dies geschieht besonders bei den Menschen, die sich ihres bisherigen Standes zu schämen anfangen, und daher, wie der Fall sehr häufig statt findet, bloß darauf den-

ken, ihre Töchter an einen galant homme in der Stadt zu verheirathen, der sich des Mädchens Geld gefallen läßt, über ihre sogenannten bäurischen Unarten hinwegsieht, und die Aussteuer nach Kräften verschwendet. Ist nichts mehr da, so muß der Vater nachschießen, und wenn auch dieser nicht mehr will und kann, so ist die bisherige zufriedene Ehe mit einemmale auf immer vorüber.

Uebrigens thut es ein hiesiger werderscher Bauer in Allem dem Kaufmanne in der Stadt gleich. Sein Erwerb ist sicher, und darauf trotzt er; kommt auch einmal ein Mißjahr, oder die Flüsse bringen einige Verwüstung mit, so erholt er sich leicht wieder, weil das darauf folgende Jahr ihm alles doppelt wieder ersetzt. Fast jeder Bauer hat seine sieben bis acht Hufen Acker- und Wieseland; jeder hält sich seine zehn bis zwölf Knechte, welche die schwersten Arbeiten bestreiten müssen, indeß er, ein Despot in seiner Art, gebietet, und seinen Bauch mästet. Er hat seinen wohlbesetzten, nahrhaften Tisch, trinkt seinen Wein, und das nicht

wenig

wenig oder schlecht. Seinem Karakter nach hat er viel Anlage zur List und Verschlagenheit. Er besitzt viel natürlichen Verstand, und dieser ist zum Theil noch durch einige Lektüre gebildet. Er weiß jedem Dinge seinen rechten Namen zu geben, spricht über alles, lies't Zeitungen und andre Bücher, und glossirt darüber oft so richtig und mit solcher treffenden Laune, daß man darüber erstaunen muß. Viele dieser Leute sind Mennoniten, und zeichnen sich durch ihr stilles, oft scheinheiliges Betragen aus. Die meisten haben eine starke Neigung zum Stolz, verachten andre, die weniger besitzen, und sind grob gegen den, den sie nicht fürchten. Große Dörfer, von denen einige oft eine halbe Meile im Umkreise haben, besitzen ihre eigne Kirche, und der Prediger daselbst ist, wenn er sich zu nehmen versteht, ein sehr glücklicher und beneidenswerther Mann. Der Bauer achtet ihn gleichsam als seinen zweiten Gott, besonders wenn er, sowohl durch seine Kanzelreden als auch durch herablassende Milde und Freundschaft, das Herz desselben zu tref-

sen weiß. Der Prediger ist immer mit allem demjenigen im Ueberflusse versehen, was seine Küche bedarf; denn dafür sorgt der Bauer mit solcher Aengstlichkeit, als wenn es seine theuerste Pflicht wäre.

Die Herren Geistlichen in dieser Gegend wurden von mir in Kontribuzion gesetzt. Ich kehrte bald bei diesem, bald bei jenem ein, und fand unter ihnen sehr liebenswürdige Männer, die mit ungeheuchelter Freundlichkeit mich aufnahmen, und sich sehr angenehm zu unterhalten wußten.

»Ei, botz Fischgen,« sagte der eine, bei dem ich mich als einen reisenden Gelehrten meldete, »so kommen Sie doch man herein! Frauchen,« fuhr er fort, indem er mich bei der Hand in seine Wohnstube geführt hatte, wo ein liebenswürdiges Weibchen sogleich von ihrer Arbeit aufstand, und sich sehr freundlich gegen mich verneigte, »Frauchen, mach' doch Kaffee!« Die Frau Pastorin ließ mit einem gefälligen »Sogleich!« ihre Arbeit im Stiche, und ging hinaus, um ihres Mannes Bitte zu befolgen.

»Es ist heunt regnigt Wetter draußen,« fing der liebe, geschwätzige Mann nun wieder an, »der Wind geht scharf! Na, botz Fischgen, ist mir doch herzlich lieb, daß Sie da sind; hab' mich heute recht sehr nach 'nem Menschen gesehnt! Na, müssen itzt bei mir bleiben! Und, daß Sie's man wissen, vor ein paar Tagen wenigstens kommen Sie nicht von mir, das sag' ich Ihnen zum Voraus!«

Ich wollte mich entschuldigen; allein er hörte mich nicht an.

»Ei, botz Fischgen, das ist ja man Wische Wäsche; das muß ich besser wissen! Sie werden's ja so pressant nicht haben, und ich sehe es gern, wenn einmal ein Mensch zu mir kommt, und sich mit dem behilft, was ich ihm aus treuem, gutem Herzen gebe. Und aus gutem Herzen geb' ich's gewiß; davon können Sie überzeugt seyn.«

»Das glaub' ich, das seh' ich! Ihr edles Herz — —«

»Ei, botz Fischgen, so müssen Sie mir nicht kommen! Schmeichelei leide ich nicht!

Was hört denn für 'n Edelmuth dazu, daß ich einen Fremden ein paar Tage bei mir aufnehme, und ihm einen Mundvoll Essen hinreiche? Herr, das fordre ich ja von dem Geringsten meiner Bauern! Botz Fischgen, wie würde ich roth werden, wenn ich meine Bauern des Sonntags zur Menschenfreundlichkeit und Gastfreundschaft ermahnte, und einer träte auf, und spräche: Herr Pfarrer, Er thut das ja alles selbst nicht! Ne, botz Fischgen, so sollte mir keiner kommen! Herr, der Prediger muß zuerst und doppelt thun, wenn er will, daß es seine Gemeinde auch thue!«

»Freilich wohl, lieber Herr Pastor; aber wie selten geschieht das?«

»Ei, Herr, wer das nicht thut, der nehme lieber eine Axt, und haue Holz, als daß er predigen will! — Das sind weder Christen noch Menschen; die stehlen dem lieben Gott das Brot ab, was einem Bessern an ihrem Platze gehörte. Herr, solche Menschen müssen freilich für den jüngsten Tag zittern; denn ihnen wird es zur Last gelegt, wenn ihre Ge-

meinde nicht thut, was sie soll. Doch, kurz von der Sache zu reden: Herr, Sie bleiben bei mir, so lange Sie wollen, so lange es Ihnen gefällt. Lästig werden Sie mir gewiß nicht. Ich habe, gottlob! einen solchen Hausstand, daß es nicht viel verschlägt, ob einer mehr oder weniger mitißt, und Betten hat mein Weib auch im Ueberflusse.«

»Aber, Herr Pfarrer, verzeihen Sie, Sie kennen mich nicht.«

»Ei, botz Fischgen, Herr, was das für Zeremonien sind! Wenn ich nicht in Ihrem Auge lesen könnte, daß Sie nichts Böses im Schilde führen, so würde ich nicht so in Sie dringen. Aber ich liebe ein Auge, wie das Ihrige ist, und ich kenne die Menschen, das können Sie mir glauben.«

»Lieber Herr Pfarrer, Sie entzücken mich!«

»Ei was Entzücken, das lohnte auch wohl der Mühe! Also, kurz und gut, Sie bleiben. Machen Sie weiter keine Umstände; thun Sie bei mir, als wären Sie zu Hause. Ich und mein Weib werden uns auch nicht geniren.

Aber, botz Fischgen, ich liebe die Umstände nicht!«

»Guter, lieber Mann, ich nehme Ihre Einladung an, aber — —"

»Na, schon gut, daß Sie sie annehmen. Was Sie sonst noch sagen wollten, das behalten Sie man hübsch für sich. Ja, was ich sagen wollte! Botz Fischgen, Sie sind ja naß geworden! Na, so gehts, wenn man so viele Umstände macht; könnten schon längst trocken seyn! Na, wollens gleich machen!« — Er lief zur Thüre, und rief hinaus: »Katharine, bring' Sie doch Schlafrock und Pantoffeln für den fremden Herrn!« — Dann kehrte er sich wieder zu mir: »Na, so setzen Sie sich doch! Dürfen sich nicht scheuen, lieber Freund, den Schlafrock anzuziehen; er ist noch ganz neu, und ich habe ihn ausdrücklich für Gäste machen lassen.«

Nun brachte Katharine den Schlafrock und die Pantoffeln.

»Ei, botz Fischgen,« rief der brave Mann, »Sie, böses Mensch, warum hat Sie nicht

den Stiefelblock mitgebracht? — Euch Leuten muß man doch auch alles auf die Nase binden! Na, wie wird Sie's nun machen? — Na, na, sey Sie nur ruhig, und hole Sie ihn. Ja, was ich sagen wollte, die Betten in der Gaststube hübsch aufgeklopft; die Fenster geluftet; den Staub abgekehrt! Daß mir alles ja recht ordentlich ist; denn Sie weiß, wie ich das liebe! Doch, am besten ist's wohl, ich sehe selbst nach. Ihr Leute macht alles gern verkehrt!«

Der liebenswürdige Mann, dessen edle Seele in allem, was er in diesen Augenblikken gethan hatte, so unverkennbar war, lief geschäftig fort. Indem brachte auch schon die Frau Pastorin den Kaffee, die mit ihrem Manne in zuvorkommender Gefälligkeit gegen ihren Gast wetteiferte. Kurz, ich war in diesem Hause wieder einmal recht froh. Der Prediger prahlte weder mit seiner Gelehrsamkeit noch mit seiner Gottesfurcht, und doch war er in keinem ein Neuling. Der Mann sprach über verschiedene Gegenstände mit solcher Ein-

sicht und Energie, daß ich erstaunte. Er scherzte und lachte gern; aber nie überschritt er nur im geringsten die Grenzen der Sittsamkeit. Er besaß einen hohen, edlen Hang zur Wohlthätigkeit und zur allgemeinen Menschenliebe, und als ich ihm einen Theil meiner Geschichte erzählte, schlug er oft voll Aerger mit der geballeten Faust auf den Tisch, und rief dabei aus: »Ne, botz Fischgen, das ist doch aber zu toll!« »Na, Herr,« fuhr er dann gewöhnlich in seinem treuherzigen Tone fort, wobei er mir heftig die Hand schüttelte, »so einen Menschen werden Sie an mir nicht finden; und ich hoffe zu Gott, Sie sollen mich einmal unter die bessern Menschen rechnen, die Sie in Ihrem Leben haben kennen lernen.«

Dieser redliche, anspruchslose Menschenfreund hielt mich volle acht Tage bei sich auf, und überhäufte mich mit ungekünstelten Beweisen der uneigennützigsten Freundschaft. Ich hatte Mühe, von ihm wegzukommen: nur auf mein anhaltendes Bitten entließ er mich; doch mußte ich ihm versprechen, immer von mir

hören zu lassen, und wahrlich, ich werde mein Versprechen nicht vergessen, denn die Freundschaft eines solchen redlichen Mannes ist mir mehr werth, als Schätze von Gold und Silber. Der Prediger und seine Frau drückten mir beim Abschiede mit inniger Rührung die Hand. »Leben Sie wohl,« sagte er, und trocknete sich eine Thräne. »Ei, botz Fischgen, wie mir der Abschied so nahe geht! Na, Gott erhalte Sie, und lassen Sie bald von sich hören! Adieu, adieu!« — Ich ging, und beide sahen mir so lange nach, bis ich um die Ecke entschwunden war.

Seitdem ich diesen Biedermann verlassen habe, bin ich wieder grämlich. Ich schmolle auf mein Schicksal, das mir immer gute Menschen in den Weg wirft, und mich dann gewaltsam von ihnen trennt. Es ist gleichsam ein einziger Sonnenblick, der meinen Weg erhellt, aber gleich darauf folgen wieder finstere Regenwolken. Mein bisheriges Leben war ein ewiger Apriltag. Ach, wann wird der schöne Mai anbrechen, wo sanfte Wohlgerüche mich

umschweben! Doch, schweigen und dulden soll die Losung seyn, die mich durchs Leben führt, und — es sey so!

Das ganze danziger Werder besteht aus 33 großen und kleinen Dörfern, und soll, der allgemeinen Angabe nach, über 1400 Hufen Landes enthalten. Die Viehzucht macht hier den größten Reichthum der Bauern aus; denn ungeachtet man auch überall die herrlichsten Kornfelder antrifft, so ist doch das ganze Land für den Wiesewachs vorzüglich brauchbar. Hier findest Du Rindvieh, das sich beinahe mit dem englischen in Vergleich stellen kann. Das Vieh erhält hier eine Größe und eine Schönheit, von der man im Brandenburgischen nichts weiß. Dafür geht es aber auch bis über die Bäuche im nahrhaftesten Grase, das die herrlichsten Futterkräuter aller Art liefert. Es giebt hier Gegenden, wo das Gras so hoch wächst, daß man oft das Vieh von weitem fast gar nicht darin sehen kann. Kurz, hier findest Du die schönen hollsteinischen Marschländer wieder.

Die Fruchtbarkeit dieses Landfleckens kommt

von den häufigen Ueberschwemmungen der Weichsel und der Mottlau, die, so schrecklich sie auch zuweilen für eben diese Gegenden werden, doch durch ihre Wohlthätigkeit das Schreckliche weit überwiegen. Die Weichsel besonders hat hier bei ihrem Eisgange eine fürchterliche Gewalt. Um ihr Eindringen ins Land zu verwehren, hat man doppelte, feste Dämme aufgeworfen; allein alle diese Anstalten verhindern oft gar nichts. Die Dämme werden durchbrochen, das Wasser stürzt mit ungeheurer Gewalt über die ganze Gegend, reißt Häuser und Wohnungen mit sich fort, und richtet die fürchterlichsten Verwüstungen an. Weniger gefahrvoll aber sind die Ueberschwemmungen der Mottlau. Das Land wird durch eine solche Wasserfluth auf viele Jahre gedüngt, und zum höchsten Grade der Fruchtbarkeit gebracht.

Das Städtchen Dirschau liegt höher als die Niederung, an den hohen Ufern der Weichsel. Sie soll im Jahre 1209 erbaut worden seyn, und ist nachher mehreremale abgebrannt. Sie ist mit einer hohen Mauer umgeben, die

ehemals fest genug gewesen seyn muß, die aber itzt durch den alles verzehrenden Zahn der Zeit außerordentlich viel gelitten hat, und daher an vielen Orten sehr beschädigt ist. Das Städtchen ist schlecht gebaut, hat eine lutherische Kirche und ein Dominikanerkloster, sonst aber nichts merkwürdiges. Man spricht hier deutsch und polnisch, beides aber nur sehr mittelmäßig. Im Ganzen genommen, ist noch immer hier, so wie in ganz Westpreußen, die polnische Sprache mehr als die deutsche im Gange. Zu polnischen Zeiten ward in dieser Stadt ein Landgericht gehalten, und es war daselbst eine königliche Oekonomieanstalt. Itzt hat das alles aufgehört.

Der Adel ist hier herum weder zahlreich noch begütert. Er hat viel Ahnenstolz, wie es überhaupt in Polen und Preußen der Fall noch überall ist, und verachtet den Bürgerstand, indeß dieser erwirbt, wo er verschwendet. Die adeligen Unterthanen leben hier noch in einem ziemlich starken Drucke; doch haben sie durch die neuern preußischen Verfügungen

etwas gewonnen, wenigstens werden sie nicht mehr, wie ehemals, ganz dem Viehe gleich behandelt.

Hier nimmt das eigentliche Westpreußen seinen Anfang, das erst, wie bekannt, seit 1772 der preußischen Monarchie einverleibt worden ist.

So lange dies Land unter Polen stand, war es als ein eigner, zum Theil unabhängiger Staat zu betrachten, der sich selbst regierte, und nicht unter der Republik Polen, sondern allein unter dem Könige stand. Als der Orden durch seine Tyrannei das Land aufrührisch machte, und Kasimir dem Vierten das ganze Westpreußen, im Frieden von 1466, abgetreten ward, ergaben sich die Stände dieses Landes dem polnischen Schutze nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nicht von der Republik, sondern allein vom Könige abhängig seyn wollten.

Jeder König von Polen mußte daher auch zugleich die Zustimmung der preußischen Landstände haben, und ward von ihnen nicht eher

anerkannt, bis er alle ihre Privilegien bestätigt hatte. Der König durfte ohne Beistimmung der Stände keine Abänderungen in den Gesetzen und Observanzen des Landes vornehmen. Vorschriften, vom Könige eigenmächtig ertheilt, wurden nicht befolgt.

Die Stände von Westpreußen theilten sich in geistliche und weltliche, und auch die Bürger in den Städten schickten ihre Deputirten zum preußischen Landrath. Dieser bestand aus den beiden Bischöfen von Ermeland und Kulm, aus den drei Woywoden von Kulm, Marienburg und Pommerellen, aus drei Kastellänen, die zugleich die Starosteien verwalteten, aus drei Unterkämmerern, und aus den sechs Abgeordneten der drei großen westpreußischen Städte, Danzig, Elbing und Thorn. Alle diese Räthe wurden vom Könige ernannt, und schwuren einen eignen Landeseid. Die drei Woywoden, die mit den polnischen gleiche Rechte besaßen, hatten auch ihre eignen Gerichte, unter dem Namen der Schloßgerichte, die sie

von ihren Woywodden verwalten ließen. Sie waren zugleich polnische Reichssenatoren. Der Bischof von Ermeland war der jedesmalige Präsident des preußischen Landtages.

Dieser Landtag entschied über Krieg und Frieden, über Abgaben, Steuern und Gesetze; der König aber berief ihn in wichtigen Angelegenheiten zusammen, und bestimmte den Ort, wo er gehalten werden sollte. Doch mußten vor diesem allgemeinen Landtage erst die sogenannten kleinern Landtage vorhergehen, die in einzelnen Distrikten gehalten wurden, und deren Ausgang den Ausgang des Allgemeinen entschied. Nicht alle Landtage wurden glücklich beendigt; auch hier fand sehr leicht die alte polnische Verwirrung statt; viele wurden ganz fruchtlos zerrissen, oder wenigstens auf eine andre Zeit verschoben. Dies geschah besonders, als mehrere preußische Landboten Mitglieder des polnischen Staats wurden, und also Interesse bei ihnen den alten Patriotismus verdrängte. Die Auflagen wurden meistens von den Städten bezahlt; besonders war für die-

selbe die sogenannte Brau- und Malztaxe sehr drückend. Der Adel bezahlte verhältnißmäßig sehr wenig.

Der allgemeine Landesschatz ward auf dem Schlosse zu Marienburg aufbewahrt, und stand unter der Direkzion eines Schatzmeisters. Zölle hatten die Preußen nicht, und in Polen bezahlten sie nur die bestimmten Grenzzölle. Außerhalb Landes waren sie nicht gehalten, Feldzüge mitzumachen. Der Adel allein machte das eigentliche Militair aus, und die Städte durften keinen Mann zum Kriege stellen. Bloß die Stadt Thorn mußte, weil sie adelige Güter besaß, 32 Pferde geben.

Die Justiz ward in Preußen nach dem adeligen Landrechte und nach dem kulmischen Rechte entschieden. Außer den Landräthen gehörten in Preußen noch zu den öffentlichen Beamten: der Schatzmeister, der Schwertträger, die Fähndriche, welche die Fahnen trugen, wenn der Adel ins Feld zog, die sieben Landrichter, und die Landschöppen.

Die Städte wurden in größere und kleinere

abge-

abgetheilt. Der großen waren drei, Danzig, Elbing und Thorn; der kleinern aber 27, welche eigne Privatversammlungen hatten, und sich sehr enge zusammenhielten, um nicht an ihren Rechten gekränkt zu werden. Marienburg war die vornehmste unter ihnen, und also die Direktorialstadt.

Das alles, lieber Freund, ist nun Antiquität geworden. Von der itzigen Staatsverfassung dieser Lande, die mit der Verfassung der übrigen Länder des Königs von Preußen vollkommen gleich ist, erfährst Du etwas Ausführlicheres in einem meiner folgenden Briefe, wenn ich weiter in's Land hinaufgekommen seyn werde. Bis dahin nimm vorlieb mit dem, was ich Dir gebe.

---

## Vierzehnter Brief.

Marienburg, 1795.

Westpreußen war ehemals in vier Landschaften eingetheilt, nämlich Kulmerland, Pommerellen, das marienburgische Gebiet, und Ermeland; seit dem Jahre 1772 aber ist diese Eintheilung einigermaßen verändert, indem man das Bisthum Ermeland zu Ostpreußen, und dagegen den Netzdistrikt zu Westpreußen geschlagen hat. Die Größe dieses Landes ist, nach der Angabe des Grafen von Herzberg, 631 Quadratmeilen, und man nimmt auf jede Quadratmeile eine Bevölkerung von 800 Menschen; eine sehr unbedeutende Anzahl, wenn Du bedenkst, daß man in Teklenburg, Ravensberg, Lingen und Minden auf jede Quadratmeile nahe an 3000 Menschen rechnet.

Dies Land hat, nach dem neuern Etat, 3 große und 40 kleine Städte, von denen aber einige höchst unbedeutend sind. Man rechnet in Westpreußen 43 Domainenämter mit 1386

Dörfer, 352 Vorwerker und über 23,000 Feuerstellen. Adelige Güter zählt man 1100, welche 11,430 Feuerstellen haben. Adelige Erbhauptämter sind zwei, nämlich zu Schöneberg und Deutsch-Eylau. Und königliche Intendanturen hat man drei, zu Elbing, Marienburg und Langfuhr bei Danzig, wohin auch noch Neuschottland gerechnet wird. Die Intendantur zu Marienburg enthält den größten Theil des marienburgischen Werders, und begreift 124 Ortschaften mit 4000 Feuerstellen in sich.

Der Netzdistrikt hat 47 Städte, von denen aber die meisten nur klein sind. Der Hauptort daselbst ist Bromberg, der doch nur etwas über dritthalbtausend Menschen faßt. Fordon kommt als Stadt in gar keinen Betracht; ist aber bloß wegen des Zolles zu bemerken, den alle polnische Waaren, welche die Weichsel herunterkommen, daselbst erlegen müssen. Außerdem enthält der Netzdistrikt noch 20 königliche Aemter, mit 77 Ortschaften und 5480 Feuerstellen, und 840 adelige Güter mit 12,200 Feuerstellen.

Das westpreußische Kammerdepartement wird in sechs Kreise abgetheilt, nämlich der dirschauische, der marienburgische, der marienwerdersche, der kulmische, der stargardtische und der michelauische Kreis.

Zum dirschauischen Kreise gehören drei Immediatstädte, Danzig, Dirschau und Puzzig. Putzig ist ein unbedeutender Ort, und hat sonst nichts merkwürdiges, als ein ziemlich festes aber verfallenes Schloß, und ist von der einen Seite ganz mit Morästen umgeben. Er liegt an einem Meerbusen, welcher die Pauzker-Wyk heißt, und von einer schmalen Erdzunge gebildet wird, auf deren äußersten Spitze das Städchen Hela liegt. Dies ist ein sehr elender Ort, in welchem nur Fischerleute wohnen, die daselbst ein höchst trauriges Leben führen, indem sie oft Gefahr laufen, von der heranströmenden See bedeckt zu werden. Diese sandige Erdzunge, auf welcher man höchstens Fichtenbäume findet, hält etwa vier Meilen in die Länge, und zieht sich in einem ordentlichen Halbzirkel herum.

Marienburg ist zwar nicht gar zu modern gebaut, aber es gewährt eine sehr freundliche Ansicht, und ist deshalb recht angenehm. Es liegt an der Nogat, welches der östlichste Arm der Weichsel ist, die sich einige Meilen von hier ins frische Haff ergießt. Eine Pontonbrücke, die 539 Schuhe lang ist, führt über diesen Fluß; sie kostet aber den Einwohnern sehr viel zu unterhalten, indem der zur Verbesserung derselben ausgesetzte Fond sehr selten zureicht. Dies Städtchen soll im Jahre 1302 erbaut worden seyn, und faßt doch nahe an 5000 Menschen, die meistentheils lutherisch sind; doch haben auch die Katholiken daselbst eine eigne Kirche. Die Stadt hat einige nicht prächtige, aber doch recht hübsche Gebäude und Straßen. Längs den Häusern laufen meistentheils gewölbte Schwibbogen, die man hier Vorlauben nennt, und welche das Bequeme haben, daß die Fußgänger beim stärksten Regenwetter trocken durch die ganze Stadt spazieren können, ohne sich einen Fuß naß zu machen.

Das Schloß muß ehedem sehr schön gewesen seyn; denn ungeachtet itzt ein großer Theil davon verfallen, und ein andrer zu Kasernen für die Garnison eingerichtet ist, so findet man doch noch daselbst einige Zimmer, die von dem stolzen Glanze ihrer alten Bewohner zeugen. Hier lebte der Hochmeister des deutschen Ordens; von hier aus ertheilte er seine Befehle über das ganze Land. Wie das alles so verändert ist! Itzt nisten Eulen und Uhu's in den Sälen, wo ehemals eine berauschende Freude wohnte! Itzt singen tölpische Garnisonisten ihre schmutzigen Gassenhauer, da, wo ehemals der geschmackvollste Wohlklang herrschte! Itzt krächzen Raben an derjenigen Stätte, wo oftmals die Tyrannei ihre blutige Geißel über ein ganzes Land schwang! — So versinkt in ein trauriges Nichts, was ehemals groß war! So hören nach dem Tode alle Lobreden auf, und der Welteroberer steht in seiner Blöße da, und erwartet sein Urtheil von der gerechtern Nachwelt! — Viele, die in diesem Schlosse wohnten, waren Engel, viele aber waren auch

Teufel! — — Siegfried von Feuchtwangen war der erste Hochmeister, der seine Residenz hier hin verlegte, und der ehrgeizige Ludwig von Ehrlichshausen war der letzte.

Uebrigens ist dies Schloß schon im Jahre 1281, und folglich mehrere Jahre früher, als die Stadt selbst, erbaut worden. Als Westpreußen noch den Polen gehörte, ward hier der allgemeine Landesschatz aufbewahrt, und die Versammlung der kleinern Städte kam hier zusammen, und berathschlagte sich über gemeinnützige Verbesserungen.

Nicht weit von Marienburg liegt das Städtchen Stum, welches ich Dir bloß wegen einer besondern daselbst herrschenden Gewohnheit anzeige. Jeden Donnerstag vor den Pfingstfeiertagen muß hier kein Einwohner sich bei harter Strafe unterstehen, Feuer zu machen, und das bloß deshalb, weil dies Städtchen an diesem Tage zu dreien verschiedenen malen abgebrannt ist. Freilich ist hier der Zufall sonderbar genug zusammengetroffen; aber der Schluß, den

den man hier aus dieser zufälligen Begebenheit zieht, ist doch sehr falsch und lächerlich. Feuer kann zu jeder Zeit und zu jeder Stunde entstehen, wie leider! der schreckliche Fall in großen und kleinen Städten häufig genug eintrifft, wenn Unvorsichtigkeit dabei zu Hülfe kommt. Hier ist wahrscheinlich das Verbot nicht aus Vorsicht, sondern aus wirklichem Aberglauben entstanden; denn man ist in diesen Gegenden, zu andern Zeiten leider! noch so unvorsichtig, daß man erstaunen muß, daß nicht mehr Feuer entsteht. Ich bin nicht selbst in Stum gewesen; aber hier in Marienburg hat man mir versichert, daß die dortigen Bürger vollkommen davon überzeugt sind, daß gewiß wieder der Ort abbrennen müßte, wenn man den Donnerstag vor Pfingsten Feuer machte. Eben dieses glaubt auch hier der gemeine Mann, und verbrämt überdem die Geschichte jener drei Brände mit solchen abentheuerlichen Mährchen, daß der Reisende immer mehr davon überzeugt wird, wie weit diese Gegenden noch von derjenigen schönen

Epoche der Aufklärung entfernt sind, die in Brandenburg und andern Gegenden des deutschen Reichs schon so lange herrscht.

Ueberhaupt ist in ganz Westpreußen, besonders unter dem gemeinen Manne, entsetzlich viel katholischer Aberglaube. Man hängt an Wunder und Mährchen mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt. Bei den Protestanten findet man freilich einiges Licht mehr, obgleich immer noch nicht genug; aber der gemeine Katholik lebt und stirbt noch darauf, daß der heilige Adelbert ohne Kopf durch die Weichsel geschwommen sey, oder daß der heilige Antonius sich in der thebaischen Wüste mit dem Teufel herumgekatzbalgt habe. Wer ihm dieses aus dem Sinne reden wollte, der wäre sein Todfeind.

Welch' eine merkliche Veränderung trifft man hier zwischen den Gesinnungen von Menschen, welche nur einige Meilen von einander entfernt leben! Der Bauer im danziger Werder glaubt fast zu wenig, und der Bauer in hiesiger Gegend zu viel. Jener spielt oft den

Aufgeklärten, (freilich, manchmal lächerlich genug); dieser hingegen würde es für eine Todsünde halten, wenn er an keinen Alp oder an keine Gespenster glauben sollte.

Aber das ist auch auch nicht anders möglich; denn die Priester in ganz Westpreußen bringen dergleichen Wundergeschichten fleißig auf die Kanzel, erdichten neue, wenn sie die alten erschöpft haben, und geben sich dabei das Ansehn einer außerordentlichen Weisheit. Es geht nichts über den Unsinn, der hier noch überall von den Katholiken gepredigt wird. Denkende Männer haben mir versichert, daß es allen Verstand übersteige, welche abscheuliche, gotteslästerliche Dinge man hier öffentlich vorträgt. Viele unter den Klostergeistlichen sollen sehr vernünftige Köpfe seyn; aber sobald sie auf die Kanzel kommen, schwatzen sie Unsinn, wie die übrigen. Selten hört man eine Predigt, die einigermaßen auf Kopf und Herz wirkt.

Der Haß gegen die Protestanten ist in ganz Westpreußen noch allgemein. Die schreck-

liche Geschichte zu Thorn in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, die Kotzebue so schön geschildert hat, kann einen Beweis davon geben. So wie es damals ging, möchte es hier noch überall gehen, wenn es erlaubt wäre. — Die armen Protestanten waren, so lange die polnische Regierung dauerte, außerordentlich gedrückt, und doch machten sie den größten und fleißigsten Theil der Einsassen aus. Erst seit den weisern Verfügungen des edlen, toleranten Friedrich, der allen Fürsten und Priestern ein nachahmungswürdiges Beispiel gab, erst seitdem haben diese Bedrückungen aufgehört. Die preußische Regierung leidet, gottlob! den Unfug der Intolerenz nicht, und sichert darin die allgemeinen Rechte der Menschheit. Ihr ist jeder Unterthan lieb, der arbeitsam, ruhig und fleißig lebt, er mag übrigens glauben, was er will. Toleranz ist das schönste Diadem in der Krone des preußischen Monarchen!

Es ist daher der preußischen Regierung nicht zu verargen, und sie that vielmehr zum Theil recht, daß sie den Klöstern ihre Güter

und Reichthümer benahm, und sie zu edlern Endzwecken anwendete, damit diese gemästeten Heiligen einsehen lernten, daß die Protestanten Menschen sind, wie sie. Denn, sie waren die Urheber jener schrecklichen Dissidentenkriege; sie waren es, die zur sogenännten Ketzervertilgung mit Freuden ihre Hand boten, und sich im Menschenblute badeten; sie waren es, die das unglückliche Polenland so lange in Wuth gegen sich selbst unterhielten, bis die Nachbaren darüber herfielen, und es gänzlich verzehrten!

Nur seitdem sie die Ruthe küssen müssen, die Preußens Monarch für ihren Rücken band, nur seitdem haben ihre Verfolgungen einigermaßen nachgelassen; wenigstens haben sie ihren Haß in ihrem Innern versteckt, und arbeiten itzt nur in der Stille, so viel sie können, um es zu verhindern, daß ja nicht Protestant und Katholik Brüder werden.

Und das sollen sie ja doch werden, nach dem Wunsche dessen, der so milde und menschenfreundlich nur darauf bedacht war; der

mit dem innigen Wunsche aus der Welt ging, daß seine schöne Lehre alle Menschen zu einer Heerde versammeln, und sie den Weg zum bessern Glücke in treulicher Eintracht bei einander gehen möchten! — O, wie wird noch immer der Wunsch dieses seltenen Menschenfreundes vereitelt, selbst von denen, die ihn nach Kräften befördern sollten! — Protestanten, ich nehme Euch hier nicht aus! Auch Ihr seyd oft bitter auf Eure katholischen Brüder; auch Ihr verketzert und verdammt, möchtet mitunter auch wohl Scheiterhaufen bauen, wenn man es Euch zuließe! — —

Der treulose Sigismund brachte den ehrlichen Huß triumphirend auf den Holzstoß. Der schreckliche Bösewicht, Karl der Neunte, schoß selbst aus den Fenstern seines Pallasts, in der fürchterlichen Bartholomäusnacht, auf die fliehenden Hugonotten; eine Schandthat, welche erst nach Jahrhunderten die Nazion gerächt hat. Der bübische Kalvin verbrannte den guten Servet, und der fanatische Navaillac mordete den lie-

benswürdigen Heinrich IV. Das geschah in den Zeiten der Barbarei und der Finsterniß! Unsre Zeiten sind licht; die Fackel der Vernunft leuchtet hell genug; viele brave Männer haben einen blumigten Weg zur allgemeinen Glückseligkeit gezeigt! Aber leider, noch immer giebt es unter allen Völkern und allen Religionsverwandten Sigismunde, Karle, Kalvine und Ravaillac's, und sie werden bleiben, bis an's Ende der Tage!

## Funfzehnter Brief.

Marienwerder, 1795.

Du siehst, Freund, daß ich Wort halte, mich an keinen Weg binde, sondern bald hier, bald da im Lande herumstreife. Statt von Marienburg gerade auf Elbing loszugehen, habe ich diesen Umweg genommen, um auch diese Gegend im Durchfluge kennen zu lernen.

Ehe ich Dich indeß mit derselben bekannt mache, muß ich Dir vorher einen Vorfall er=

zählen, der mir die Gegend um Marienburg auf ewig merkwürdig gemacht hat, und der Dir gewiß eben so interessant seyn wird, als mir.

Ich gehe am jenseitigen Ufer der Nogat spazieren; meine Ideen schweifen in dem Gebiete der Phantasie wild umher; ich denke an mein widriges Schicksal; ich vergesse es wieder; ich träume mir die Möglichkeit einer bessern Zukunft; ich träume mir diese Zukunft schon vergegenwärtigt, sehe mich an Julianens Armen in jenen Gefilden, an die ich nie ohne innere Bewegung denken kann. So bin ich bis an die Nogatbrücke unvermerkt wieder zurückgekommen. Ich bin erwacht; aber ich wünsche, meine Träumereien noch fortsetzen zu können, und lege mich deshalb an's hohe Ufer ins Gras nieder.

Auf der Brücke wandelt ein Mann, in einem grauen Rocke, still und einsam vor sich hin, sieht bald auf mich, bald in die Tiefe des Wassers; seine Kleidung verräth die höchste Armuth, aber seine Miene spricht, daß er sich

zu betteln schäme. Dies Bild des innigsten Leidens läßt mich mein eignes vergessen. Ich sinne eben nach, wie ich ihm ein Allmosen zukommen lassen soll, ohne ihn zu beschämen, als er plötzlich vor meinen Augen ins Wasser springt. Ich eile auf die Brücke; in dem Augenblicke kommt er wieder in die Höhe. Ich packe ihn mit Ungestüm bei den Haaren; aber meine Kraft ist zu schwach, ihn emporzuheben. Er selbst widerstrebt meiner Hülfe; doch habe ich Festigkeit genug, ihn nicht ganz wieder sinken zu lassen. Endlich kommen Leute herbei; der Unglückliche wird wider seinen Willen gerettet, und in ein benachbartes Haus geführt. Da er sehr wenig Wasser eingeschluckt hat, so kostet es nicht viele Mühe, ihn zu sich selbst zu bringen. Mit Zittern und Beben blickt er um sich; sein Auge erstarrt von wilder Verzweiflung; mit der geballten Faust schlägt er sich krachend vor die Stirn, und ruft mit gräßlicher Stimme:

»Großer Gott, bin ich n o c h in der Welt?« —

Dieser

Dieser Ausruf erschüttert die Umstehenden. »Ein Selbstmörder!« rufen sie durch einander, und schlagen ein Kreuz.

Der Unglückliche hört es; mit Ungestüm packt er sich bei den Haaren, und schreit knirschend: »Ja, ein Selbstmörder! Kalte Menschenbrut, richtet nicht zu früh; ich wollt's werden! O, warum habt Ihr mich nicht enden lassen?«

Ich trete zu ihm, und fasse seine Hand, um ihn zufrieden zu stellen: »Ruhig, lieber Mann, ruhig! Sie sind gerettet! Sie sind unter Menschen!«

»Menschen?« — Er knirscht fürchterlich mit den Zähnen; wild schaut er umher; seine Miene verfinstert sich noch mehr; er lacht; die gräßlichste Verzweiflung ist dieses Lachen. — »Menschen?« fährt er wüthend fort, »ja, das ist es ja eben! Laßt mich, ich hasse die Menschen!« — Er kehrt sich nach der Wand, um keinen anzusehen.

»Lieber Freund,« gebe ich sanft zur Antwort, »diesen guten Menschen sind Sie

Dank schuldig! Ohne sie wären Sie verloren!« —

»Danken? ha, ha, ha! Ich will nicht danken! Ich will fluchen!«

Ich erbebte. Die Umstehenden murrten. »Er ist wahnsinnig,« murmelten einige; »laßt es uns den Gerichten melden!« — Sie wollten gehen.

»Nicht doch, nicht doch!« sage ich zu einigen, die mir am vernünftigsten schienen. — »Ihr irrt Euch, lieben Leute; der Mensch ist nichts weniger, als wahnsinnig! Er ist unglücklich, das ist's alles! Vergebt ihm, wenn er Euch etwas hart anfuhr! Geht ruhig nach Hause, und überlaßt mir seine Kur.«

»Na, meent der Herr das?« sagte ein alter Bauer. »Na, der Herr is woll 'n Doktor? Der muß das Dings freilich besser verstehen, als unser eins! Na, wir wollen nach Hause gehen, Nachbaren; aberst nehm' der Herr sich man in Acht, daß der da ihm nicht durchwammst! Na, wenn Ihm was zu Leide geschieht, so sind wir nicht weit!«

Ich winkte bejahend mit den Augen, und sie gingen.

Der unglückliche Selbstmörder saß da, den Kopf in die Hand gestützt; der Angstschweiß stand auf seiner Stirn; starr ruhten seine Blicke auf dem Boden; er kaute an den Nägeln, und brummte einige unverständliche Worte.

Ich trat zu ihm. »Lieber Freund,« sprach ich mit aller möglichen Gelassenheit, »wir sind allein. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, warum haben Sie das gethan?«

»Was, Herr, was?« —

»Sie wollten ein Selbstmörder werden?«

»Nun, und war das unrecht?«

»Das fragen Sie noch? — O, dann sind Sie entweder wahnsinnig, oder ein böser Mensch!«

»Nein, Herr, nein, keins von beiden!« Er sprang rasch auf; eine Thräne drang in sein Auge. »Sie waren mein Erretter?« fragte er endlich mit sanfter Stimme.

»Die Vorsicht gab mir Kräfte, und gute

Menschen kamen mir zu Hülfe; so wurden Sie gerettet.«

»So danke ich Ihnen!« Er drückte mir die Hand, und legte sich schweigend an's Fenster. Es war eine lange Pause zwischen uns beiden. Endlich sprach er halb für sich: »Im Grabe ist Friede!«

»Aber über das Grab hinaus?« fragte ich rasch, und ergriff heftig seine Hand.

Er war erschüttert; aber er faßte sich wieder. »Dort wohnt ein gütiger Richter,« sprach er, »der nicht straft, wo keine Schuld ist!«

»Selbstmord ist das größte Verbrechen!«

»Meinen Sie das? Gut, Sie mögen bedingungsweise recht haben; aber kennen Sie die mannichfaltigen Nüancen des Elends, wo von Stufe zu Stufe ein unverschuldetes Unglück immer höher steigt?«

»Ich kenne es; aber Selbstmord entschuldigt nichts.«

»Sie sind sehr strenge, mein Herr; aber dürfte ich Ihnen mein Leiden entdecken, o,

wahrhaftig, Sie müßten mich bedauern, statt daß Sie mich itzt verdammen!«

»Thun Sie das, ich bitte darum! Ich bin Mensch, und fühle das Elend des Menschen!«

»O, bleiben Sie mir mit dem Worte Mensch weg! Gott wollte Engel schaffen, und sie wurden Teufel; Gott wollte Menschen schaffen, und sie wurden mehr als Teufel! Herr, diese Natterbrut vergiftet alles, was um sie ist! Sie verunstaltet Gottes Ebenbild, und wandelt sich in Ungeheuer um, die mit den Tygern an Grausamkeit wetteifern! — Nein, nein, dem Menschen erzähle ich mein Unglück nicht; er würde lachen, indeß ich mit den Zähnen knirsche!«

»Guter Mann! um Gottes willen, was hat Sie so erbittert gegen die Menschheit gemacht?«

»Mein Unglück, Herr, mein grenzenloses Unglück!«

»Lassen Sie mich es wissen! Vielleicht kann ich rathen, vielleicht sogar helfen!«

Er sah mich forschend an. »Sie, Sie wollen helfen?«

»Gewiß, wenn ich kann!«

»Ach, Sie können es nicht! Doch, es sey! Sie sollen wissen, warum ich — — warum ich ein Selbstmörder werden wollte. Aber vergessen Sie es nicht, nur dem Retter meines Lebens erzähle ich mein Schicksal; dem Menschen thät' ich das nicht!«

»Schon gut; wie Sie wollen!«

»So hören Sie denn! Ich bin ein Kaufmann aus dem Städtchen ***, unweit des Rheins. Herr, das waren glückliche Gegenden, ehe dieser landverderbliche Krieg die Menschheit entzweite, und die ganze Welt in zwei Parteien theilte! Wer diese Gegenden vor ihrer Verwüstung gesehen hat, kennt sie itzt nicht mehr. Herr, was die Schrift vom Paradiese erzählt, ist schön; aber ich will mein Leben darauf lassen, es war doch keine Rheingegend! Die guten Menschen, die dort wohnten; die herrlichen Früchte, die dort wuchsen; der unaussprechliche Segen, den uns der Rhein

jedes Jahr herunterbrachte: — das alles findet man nirgends! Itzt sind diese Gegenden ein Schauplatz grenzenloser Verwüstungen. Aber wer sie am meisten verwüstet hat? ob Freund, oder Feind? Herr, das wird der einmal an's Licht bringen, der jede Schandthat dieses Krieges in sein großes Protokoll eintrug. Doch, zu meiner Geschichte!

»Ich war nach meiner Art ein reicher Mann. Mein kleiner Handel ward gesegnet; mein Haus war von meinen Mitbürgern geachtet; ich selbst galt viel unter ihnen. Ich war ein glücklicher Gatte; mein Weib liebte mich, und sie galt mir mehr, als mein zunehmender Reichthum. Ich war ein glücklicher Vater; denn ich hatte eine Tochter, nur eine, lieber Herr! aber sie war ein Abdruck der Gottheit, die Freude meines herannahenden Alters. In der Mitte meines Weibes und meines Kindes ward mir wohl. Viele Biedermänner warben um die Hand meiner Tochter; aber ihre zärtliche Pflege behagte mich, und ich stand an, sie von mir zu lassen. Welcher Vater

wird mir das verargen? Freilich hatte sie 16 Jahre, und blühte in vollkommener Schönheit; aber sie war mein einziges Kind, und meines Lebens Freude. — Ach Gott, der Mensch ist blind für sein Schicksal! — Wäre ich damals weniger sorgsam gewesen, hätte ich mein Kind einem ehrlichen Manne hingegeben: Herr, so stände ich itzt wohl nicht hier, und wäre heute kein Selbstmörder geworden!«

»Der schrecklichste aller Kriege brach unvermuthet aus. Wir zitterten einige Jahre für das uns bevorstehende Schicksal, aber wir blieben lange verschont. Endlich drangen auch die Franzosen in unsre Gegend vor. Alles erbebte bei der Nachricht von der Retirade der verbundenen Armeen und dem Heranrücken der, uns so fürchterlich geschilderten Feinde! Ach Gott, wir hätten nicht erbeben sollen! Unsre Feinde zeigten sich als Menschen; aber unsre Freunde hatten sich in Teufel verwandelt! Ein Detaschement Franzosen rückte in unser Städtchen. Viele meiner Nachbaren hatten sich geflüchtet. Das verdroß die Republikaner, daß man sie

für Barbaren hielt, die jedem menschlichen Gefühle entsagt hätten. Sie plünderten die Häuser und Güter der Geflüchteten, schleppten weg, was sie fortbringen konnten, und verdarben das übrige. Wir, die wir zurückgeblieben waren, wurden verschont. Man begegnete uns mit Zutrauen und Güte, drang uns sogar Freundschaft auf, und verübte durchaus nicht die geringste Unanständigkeit oder Gewaltthat. Die Kontribuzion, die man unserm Städtchen auflegte, war freilich lästig, aber doch noch immer für den siegenden Feind menschlich genug, und wir brachten sie auf, ohne uns großen Schaden zu thun. Nach und nach gewöhnten wir uns an unsre neuen Freunde; denn, wahrlich! das waren sie für uns. Die Franzosen verhielten sich so ruhig, so gesittet und so menschenfreundlich, daß sie uns fast mit Gewalt zur Bewunderung zwangen. Der Offizier, der das Kommando hatte, war ein offner, liebenswürdiger Mann, mit den artigsten Sitten und dem besten Karakter, der jeden begangenen Unfug strenge bestrafte, und für die öffentliche Sicherheit die

thätigste Sorgfalt verwendete. Ach, wie unendlich weit war er verschieden von dem Unmenschen, der bald nachher seine Stelle einnahm!«

»Mehrere Wochen blieben wir in Ruhe, und gewannen die Republikaner immer lieber, als endlich die Nachricht eintraf, daß die Oestreicher mit großer Macht von allen Seiten heranrückten. Die Franzosen waren in dieser Gegend schwach; sie waren nicht im Stande, der heranrückenden Menge zu widerstehen; sie mußten sich zurückziehen, und thaten es mit schwerem Herzen.«

»Bald darauf rückte ein Kommando Oestreicher bei uns ein. Sie wurden als Freunde empfangen; aber sie betrachteten uns als Feinde. Da wir so menschlich behandelt waren, so gaben sie dies unserm Abfalle von der deutschen Reichsverfassung schuld, schalten uns Landesverräther, und wirthschafteten mit uns so, daß wir kaum das Nothwendigste behielten. Jeder von uns wünschte die Feinde wieder her; denn sie handelten edler. — Aber alles dies war

kein Verhältniß gegen das Unglück, das uns noch bevorstand.«

»Die östreichische Armee rückte immer weiter vor, und die Franzosen zogen sich immer mehr zurück. Auch das Kommando Oestreicher, das bisher unser Städtchen besetzt hielt, vereinigte sich mit der Hauptarmee, und wir erhielten statt dessen einen Besuch von einem Kommando Condéscher Truppen. Herr, das waren die rechten Sansk ülotten; das waren Ungeheuer, wie sie die Welt nur auftreiben kann; das waren die Teufel, die Gottes Gericht früh oder spät treffen muß! — Sie kamen an; als Bundesgenossen des Kaisers empfingen wir sie mit offnen Armen; sie lachten, und erwiederten mit Hohn: »Wir werden Euch unsre Freundschaft thätiger zeigen, Ihr Hunde!« — Der Offizier, der sie anführte, war ein Mensch ohne Treue und Glauben. Wilde Grausamkeit lag in seinen Zügen, und seine Begierde war Rache und Blut. Was dies Ungeheuer bei uns verübte, Herr, was er mir, mir besonders gethan hat, das allein

verdammt ihn zu einer zehnfachen Höllenqual! Alle meine Wuth empört sich, wenn ich mir diesen Satan in Menschengestalt noch recht lebhaft denke.«

»Gleich anfangs warf man uns mit empörendem Ungestüm unsern Abfall vom Kaiser, unsre Neigung für die Republikaner vor. — Alle unsre Entschuldigungen halfen nichts. — Der Offizier selbst gab die Losung zu einer allgemeinen Plünderung. — Herr, wir wurden rein ausgeplündert, das war schrecklich; aber mit welcher kalten Grausamkeit das geschah, das war noch weit schrecklicher! — Sie haus'ten unmenschlich mit unsern Gütern, und kaum das Hemde blieb uns, das wir auf dem Leibe hatten. Aber, nicht genug, daß sie uns Alles nahmen, so forderten sie noch überdem verborgene Schätze, und mißhandelten die unglücklichen Einwohner, wobei sie den Freiheitshunden Tod und Untergang schwuren, wenn sie nicht alles hergeben würden.«

»An diesem unglücklichen Tage verlor ich noch das letzte, was ich besaß, das wenige,

was mir die Oestreicher übrig gelassen hatten. Aber alles, was sie bei mir vorfanden, war den Unholden nicht hinreichend; sie forderten mehr, forderten, daß ich ihnen auch meine versteckten Gelder hergeben sollte! Der Offizier hielt mir eine gespannte Pistole auf die Brust, und drohte, mich auf der Stelle zu erschießen, wenn ich nicht alles bekennen würde. Herr, ich konnte nichts bekennen; denn ich hatte nichts mehr! Alles war schon in den Händen unsrer sogenannten Freunde.«

»Dem ungeachtet befahl der Wütherich, mich zu binden, und in den Keller zu werfen. Hier lag ich acht lange Tage bei Wasser und Brot, hörte nichts von den Meinigen, sah nichts, als ein paar wilde Emigranten, die mir meine spärliche Nahrung brachten, und immer mit höhnischem Lächeln fragten: »ob ich mich noch nicht besonnen hätte?«

»Endlich werde ich wieder frei. Die Ungeheuer haben das Städtchen verlassen, nachdem sie es zur Wüste gemacht haben. Ungestüm laufe ich in meine Wohnstube; alles ist

wie ausgestorben, und die Verwüstung haus't hier in ihrer schrecklichsten Gestalt. Ich rufe mein Weib und meine Tochter; niemand antwortet. Ich eile zu meinen unglücklichen Freunden; alle weinen und zucken die Achseln. Erst spät erfahre ich die ganze Last meines grauenvollen Schicksals!«

»Mein armes Weib, von Schrecken und ewigen Mißhandlungen ermattet, stirbt den zweiten Tag nach meiner Einkerkerung. Meine Tochter, — Herr, dies tugendhafte Mädchen, die eines Königs werth gewesen wäre, — wird von den Buben genothzüchtigt. Verzweifelnd über ihre Schande, stürzt sie sich vom obersten Stockwerk meines Hauses herab, und zerschmettert sich das Gehirn am Boden. Ein mitleidiger Samariter hebt sie auf, und verscharrt sie!« — —

Er lief einigemale wüthend auf und ab, knirschte mit den Zähnen, und schlug sich mit rasendem Ingrimme vor die Stirn. Dann stellte er sich mit untergestemmten Armen und in schreckenvoller Kälte vor mich hin, und fuhr fort:

»Nicht wahr, Herr, das war doch schrecklich? — O, diese Geschichte ist eine von den unzählbaren unaufgedeckten Schandthaten eines Krieges, vor dem die Menschheit schaudert! — Die Nachwelt wird deren mehrere, vielleicht noch grausenvollere, aufdecken, die an Freund und Feind begangen sind. O Gott, damals war ich sehr unglücklich! Ich hatte nichts, als meine Wuth und meine Verzweiflung! Von dieser unterhalten, eile ich ins Hauptquartier. Man läßt mich nicht vor den General. Ich tobe und lärme. Man behandelt mich wie einen Wahnsinnigen, geißelt unbarmherzig meinen Rücken, und schleppt mich mit kalter Grausamkeit einige Meilen weiter ins Land. Hier überläßt man mich meinem eignen Schicksale.«

»Herr, da stand ich, schaute in die Sonne, und fluchte ihr, daß sie auf solche Greuelthaten herniederschien. Ich hatte kein Brot, keinen Freund, keinen Verwandten. Gram und Wuth warfen mich aufs Krankenlager; ich hoffte meine Erlösung, und sehnte mich darnach, aber umsonst! ich ward wieder gesund.

Oft hatte ich Tagelang nichts zu essen, und doch schämte ich mich zu betteln; höchstens nahm ich, was mir die Barmherzigkeit einiger Wenigen ungebeten reichte. So schleppte ich mich bis hierher. Itzt ist mein Elend aufs höchste gestiegen; meine Kräfte sind erschöpft; zu harten Arbeiten taugt mein Körper nicht. Seit zehn Tagen habe ich nichts warmes gegessen. In solcher Stimmung erreichte ich heute die Weichsel. Hier war ich entschlossen, meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen. Ich that es; Sie retteten mich. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich Ihnen für Ihre Rettung danken soll, oder nicht?« — —

Mit vieler Mühe gelang es mir, den unglücklichen Mann zu beruhigen. Er wollte mein Reisegesellschafter werden; allein ich hielt es für besser, ihn nach Danzig zu schicken, und ihn dort einigen rechtschaffenen Männern zu empfehlen. Er stand lange an, ehe er mein Anerbieten genehmigte; ihn schauderte vor dem Worte Mensch. Als ich ihm aber redende Beweise von der edlen Denkungsart der biedern

danziger

danziger Bürger gab, entschloß er sich endlich, und ging mit meinen Briefen und meinem Segen auf der Post nach Danzig ab. Friede sey mit seinen künftigen Tagen! Sie stehen in den Händen guter Menschen.

Aber nun, Freund, was hältst Du von dieser Geschichte? Eine Geschichte, die kein Schirach, kein Girtanner, und wie die Posaunenstoßer alle heißen, die mächtigen Lärm blasen, wenn es den Franzosen gilt, bemerkt hat? — Ich spreche nichts von dem Betragen der Oestreicher in jenem Städtchen, es war greuelvoll, und hat sich selbst bestraft; aber diese schurkischen Emigranten, die von der Barmherzigkeit der Deutschen leben müssen, verdienen sie wohl, nach einer solchen Verfahrungsart, das geringste Mitleiden? Sollte man sie nicht vielmehr aus der Reihe der Menschheit ausstoßen, die sie von jeher durch ihr Betragen schändeten? — Diese heillosen Bösewichter verriethen ihr Vaterland, und kämpfen itzt mit unerhörter Wuth gegen dasselbe. Diese Handvoll Verschwender widerstrebt dem Willen einer

ganzen Nazion, und hetzt, da man ihrer nicht achtet, andre friedliebende Fürsten durch falsche Vorspiegelungen auf, um mit ihnen gegen das Vaterland gemeinschaftliche Sache zu machen. Diese schändliche Brut verließ ihren König, und gab ihn und seine Familie der wüthenden Rache einiger Barbaren preis, die den Namen der Nazion mißbrauchten. Sie haben einen Krieg erregt, der vielleicht noch einmal ganz Europa in Flammen setzt. Sie haben mit teuflischer Schadenfreude alle Menschlichkeit zur Seite gesetzt, alles Gefühl für Recht und Vaterlandsliebe in ihrer Seele unterdrückt, und ihre Hände in dem Blute ihrer Brüder roth gefärbt. Sie haben Greuel ohne Maß geschaffen, und ihre boshaften Tücke haben ganze Länder verwüstet! Ist es möglich, daß man diese Ungeheuer noch auf dem Schauplatze der Welt duldet, daß man sogar für ihre erträumten Rechte, deren sie sich selbst verlustig machten, das Schwert zieht? — O, dieser Auswurf der Nazion, diese giftige Beule in jedem gesunden Staatskörper, schneidet sie weg, Ihr

Fürsten, ehe sie sich einnistelt; denn sie denkt nur auf Schaden und Untergang! — Diese Teufel werden Euch verrathen, wie sie Frankreich verriethen; an Eurem Leiden werden sie sich eben so ergötzen, wie sie sich an Frankreichs Leiden ergötzten! — Edler Thaten sind sie nicht fähig; sonst wären sie nicht entlaufen, und trieben sich nicht flüchtig in der Welt herum. Was sie thun, riecht nach der Hölle, deren Werkzeuge sie sind! — —

Freund, ich werde hier warm, aber nicht ungerecht! Ich weiß sehr gut, daß unter den Emigranten viele Verführte sind, die mit tausend Freuden itzt in ihr Vaterland zurückkehren möchten, wenn es ihnen vergönnt wäre. Diese Unglücklichen sind zu bedauern, daß sie nicht Kraft genug hatten, dem hinreißenden Strome zu widerstehen, so wie man jene bemitleiden muß, welche des schrecklichen Robertspierre's himmelschreiende Tyrannei aus dem Lande jagte; aber ich bleibe dabei, die meisten dieser Emigranten sind schändliche Verräther, die ihrem Stolze und ihrer Leidenschaft mehr folgten,

als der Vaterlandsliebe, welche sie beseelen sollte. Hätten sie sich dem Willen der Nazion unterworfen, so lebte vielleicht der unglückliche Ludwig noch; so hätte vielleicht nie Robertspierre tyrannisirt; so hätten vielleicht nie Fakzionen das Land verwüstet; so wären wohl viele unmenschliche Greuelthaten nicht geschehen! — Aber sie entflohen, beredeten sogar den König zur Flucht, und gaben ihn dadurch in die Hände seiner Feinde. Wehe ihnen, wenn der Rächer dort oben einmal von ihnen für jedes in Frankreich vergossene Blut Rache fordert! — Doch, sapienti sat! —

Die Gegend um Marienwerder ist schön, und die Stadt selbst sehr angenehm und lebhaft. Sie liegt auf einer Anhöhe, und längs derselben erstreckt sich eine Ebene, unter dem Namen der Niederung, bis an die Weichsel hin. Diese Niederung hat einen vortrefflichen Boden, und ist zum Wiesen- und Kornbau besonders einträglich. Sie umfaßt mehrere Dörfer, die in einem sehr blühenden Wohlstande sind. Waldungen giebt es hier herum schon

in beträchtlicher Menge, die sehr gutes Bau- und Brennholz liefern. Die Stadt selbst ist durch zwei kleine Flüsse, welche die Liebe und die kleine Nogath heißen, von der Niederung getrennt. Sie ist sehr artig gebaut, und zählt etwas mehr als 3000 Einwohner. Diese sind meistens lutherisch, von Natur gutmüthig und gastfrei, und durch Erziehung sehr gebildet.

In dieser Stadt ist die westpreußische Landesregierung, die auf dem Schlosse ihren Sitz hat. Ehemals wohnten hier zu Zeiten die Pomesanischen Bischöfe, und auch einige Großmeister des deutschen Ordens haben daselbst ihren Aufenthalt gehabt. In der Domkirche, die eine der größten in Preußen seyn soll, und vermöge ihrer Lage eine Art von kleiner Veste bildet, zeigt man drei Grabmähler, unter denen drei Hochmeister begraben sind; auch findet man daselbst die Bildnisse von 12 Pomesanischen Bischöfen.

An der Westseite des Schlosses steht ein Gebäude, welches der danziger Thurm genannt wird. Woher diese Benennung komme,

kann ich nicht entscheiden. Hier war es, wo die heilige Dorothea, die ehemalige Schutzheilige dieser Stadt, lebte und starb. Der Geruch ihrer Heiligkeit drang durch einen Theil der Welt. Freilich war sie nichts mehr und nichts weniger, als eine fromme Schwärmerin; aber ward doch ein Betrüger, der bekannte Labre, noch in unsern Tagen kanonisirt! — Sie lebte, abgeschieden von allen Weltfreuden, in einem kleinen Zimmer, das ihr zur Zelle diente, und dicht an die Kirche stößt, wie man es noch heutiges Tages sehen kann. Aus diesem Zimmer kam sie viele Jahre nicht heraus, außer wenn sie in die Kirche zum Beten ging. Der Wahnglaube dichtete ihr Wunder an; ob sie aber selbst von ihrer Wunderkraft sehr überzeugt war, weiß ich nicht. Im Jahre 1394 starb sie in ihrem Wohnzimmer, und Papst Bonifazius der Neunte vermehrte durch ihre Kanonisazion die Anzahl der Heiligen in der katholischen Kirche.

Von dem Schlosse bis zu dem danziger Thurm führt ein schön gepflasterter Weg, des-

sen Anlage einem gewissen Bischofe Nikolaus zugeschrieben wird. Unter dem Thurme findet man zwei große geräumige Gewölbe, die wahrscheinlich ehemals zu Kellern dienten; sie führen unter der Erde fort, und haben ihren Ausgang im Speisesaale des Schlosses.

Die erste Anlage dieser Stadt fällt ins Jahr 1233, aber nicht auf der Stelle, wo sie itzt steht, sondern tiefer unten in der Niederung. Als man aber sah, daß die Stadt durch häufige Ueberschwemmungen zu viel litt, ward sie späterhin auf die kleine Anhöhe verlegt, auf der man sie itzt findet. Diese Stadt zeichnet sich in der Weltgeschichte durch einige kleine Vorfälle aus, in denen der Philosoph den Grund zu großen Ereignissen findet.

In dieser Stadt war es, wo im Jahre 1440 der bekannte große Bund zwischen Land und Städten gegen den Orden gemacht ward; ein Bund, der anfangs nichts weniger als Empörung zum Grunde hatte, der aber durch eigne Schuld des Ordens dahin gedieh, und am Ende die Freiheit des ganzen Landes und den Unter-

gang eines furchtbaren, mächtigen Ordens nach sich zog. In dieser Stadt war es, wo im Oktober des Jahrs 1709 der unsterbliche, obgleich wilde Czar von Rußland, Peter der Große, und Friedrich, der erste König von Preußen, eine Zusammenkunft hielten, die für das Land von wichtigen Folgen war. In dieser Stadt war es endlich, wo im Juli des Jahrs 1734 der unglückliche, verfolgte König, Stanislaus Lesczinsky, als Bauer verkleidet, ankam, und von hier aus seine Flucht weiter fortsetzte.

Uebrigens haben Krieg und Brand dieser Stadt unendlichen und mannichfaltigen Schaden gethan. Mehreremale ist sie von Feinden verwüstet, mehreremale ein Raub der Flammen geworden. Dies traurige Schicksal hat sie mit allen Städten dieses Landes gemein; denn fast alle haben in jenen traurigen Zeiten der Barbarei und der ewigen Fehden auf solche Art gelitten. Für itzt ist diese Stadt, so wie das ganze Land, unter einer bessern und menschlichern Regierung vor dergleichen Unfällen wohl

ziemlich gesichert. Freilich, sollte einmal ein Krieg mit Rußland losbrechen, und die Russen drängen in Preußen ein, und errichteten sich auch hier Schandsäulen ihrer Barbarei, wie sie es in dem unglücklichen Polenlande gethan haben: dann freilich, wehe dem armen Lande! Aber glücklicherweise ist diese Zeit noch lange entfernt; denn Preußens König sorgt für Friede und für das Glück seiner Unterthanen. Er zieht nur, gezwungen oder überlistet, das Schwert, wenn er sieht, daß es seinen Völkern kein Heil bringt. Diese weise Mäßigung, die schon seit langer Zeit, hauptsächlich aber unter dem herzensguten Friedrich Wilhelm II, Hauptmaxime des Hofs geworden ist, macht der preußischen Regierung mehr Ehre, Liebe und Unsterblichkeit, als des russischen Kabinets Donnerstimme, welche Menschen schlachtet, um Quadratmeilen zu gewinnen, und vor welcher die halbe Welt erbebt! —

## Sechszehnter Brief.

Elbingen, 1795.

Ich habe auf meiner Wanderung hierher, die ich, wie gewöhnlich, im Zickzack machte, mehrere kleine Städte und Oerter besucht, von denen ich Dir jedoch nur ein paar bemerken will.

Riesenburg liegt zwei Meilen südöstlich unter Marienwerder, auf einer Anhöhe am Flüßchen Liebe. Hier fangen die Landseen an, deren es in ganz Preußen gar viele giebt, und die meistens sehr fischreich sind. Die Mönche, welche an Uebertreibung ihr Behagen finden, behaupten, daß sie in Ost- und Westpreußen über zweitausend solcher Seen gezählt haben; allein dies ist eine Mönchssage, und verdient keinen Glauben. Authentische Schriftsteller berichten, daß es in Westpreußen 160, und in Ostpreußen etwa 300 Landseen gäbe; ein Anschlag, der mit den Mönchsversicherungen himmelweit variirt. Der größte dieser Seen ist wohl unstreitig der Spirdingssee in der ostpreußischen Provinz Na-

tangen, welcher, nach der allgemeinen Angabe, 14 Meilen im Umfange, und vier mit Gesträuchen bedeckte Inseln hat, auch vorzüglich fischreich seyn soll. — Doch, das nur beiläufig!

Riesenburg an sich ist ein sehr trauriger Ort. Die Straßen sind enge und schmutzig. Das einzige, was hier merkwürdig ist, ist die schöne künstliche Wasserleitung, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Auf dem hiesigen Schlosse, das höher als die Stadt liegt, haben mehrere Pomesanische Bischöfe ihre Residenz gehabt. Itzt ist es meistentheils verödet und unbewohnbar. Die Stadt ist im Jahre 1170 erbaut, und in den unglücklichen Kriegen der Polen mit dem Orden mehreremale verwüstet.

Saalfeldt ist ein kleines Städtchen, das jedoch recht artig gebaut ist. Es liegt an einem kleinen See, von dem die Stadt ihr Wasser erhält. Als Markgraf Albrecht das bisherige Ordensland Preußen aufhob, und es im krakauer Frieden von 1575 als ein welt-

liches Herzogthum von der Krone Polen zur Lehn erhielt, ward bald nachher auch das alte Pomesanische Bisthum aufgelöset; dafür aber ward in der Stadt Saalfeldt das oberländische Konsistorium angesetzt. Mir ist dieses Städtchen, in Familienrücksicht, außerordentlich merkwürdig. Hier war es, wo mein guter Vater geboren ward, der itzt schon lange in einer bessern Welt seine Wohnung hat. Hier war es, wo er die ersten Jahre seines Lebens, wie er mir oft versicherte, in stiller Ruhe und Zufriedenheit hingebracht hat. Ach, sein nachfolgendes Leben war nicht so ruhig; neidische Menschen und widrige Schicksale haben es ihm häßlich vergällt! Ich fand hier noch einige Einwohner, die seine Spielkameraden gewesen waren, und sich seiner noch errinnerten. Sie zeigten mir das Haus, wo er geboren und erzogen ward. Ich besuchte die Oerter, wo er vielleicht oft gewesen war, und sich seines jungen Lebens gefreut hatte. Ich saß an dem kleinen See, wo er vielleicht oft sich mit seinen Kameraden herumtummelte. Heilig und

ehrwürdig war mir das alles! — Verachtung dem, der über diese wenigen Zeilen glossirt; sie sind das Denkmahl eines sehr ehrlichen Mannes!

Uebrigens haben die Grafen von Dohna, die ältesten, und, wie ich glaube, auch die reichsten Edelleute Preußens, in dieser Gegend ihre Güter, die sehr ansehnlich sind, und deren weise, menschliche Einrichtung man schon aus dem Wohlstande der dasigen Bauern beurtheilen kann.

In dem Städtchen Mohrung besitzen eben diese Grafen ein sehr schönes Schloß, das in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von einem ihrer Vorfahren erbaut ist, und einen Beweis von dem Alterthume dieses edlen Geschlechts giebt. Mohrung selbst hat eine feste Mauer, einen doppelten Graben, und ist fast von allen Seiten mit Wasser umgeben. In dieser Gegend sind viele Seen. Die Einwohner der Stadt nähren sich reichlich, indem hier die Landstraße nach Polen durchgeht.

Christburg ist ein unbedeutendes, finsteres Städtchen, das ein festes, zerstörtes Schloß, sonst aber weiter nichts merkwürdiges hat. Dieses Schloß ward im Jahre 1242 in der Christnacht von den vereinigten Polen und Ordenssoldaten bestürmt und eingenommen, und von dieser Begebenheit soll die Stadt ihren Namen erhalten haben. Man findet übrigens hier auch eine russische Lederfabrik.

Elbingen liegt in einer der schönsten Gegenden, die man in Preußen findet. Die Elbing, ein sehr schiffbarer Fluß, der aus dem Drausensee entspringt, durchströmt die Stadt, trennt die alte Stadt und die Vorstädt von einander, und fließt eine Meile von hier ins frische Haff.

Diese Stadt ward im Jahre 1239 von einigen lübeckischen Kaufleuten erbaut, die daselbst eine Kolonie anlegten. Deshalb hing sie auch lange Zeit als Pflanzstadt von Lübeck einigermaßen ab, und bediente sich in ihren Gerichten, außer einer eignen Willkühr, des lübischen Rechts. Als der Orden Preußen er-

oberte, fiel auch Elbingen der Ordensherrschaft anheim, die daselbst einen Kommenthur ansetzte. Dieser Kommenthur wohnte auf dem dasigen Schlosse, und tyrannisirte eben so, wie es alle übrigen im Lande machten. Bei der großen Revoluzion der Städte und des Landes gegen den Orden spielte Elbingen eine Hauptrolle, indem es fast mehr als jede andre Stadt in Preußen der Regierung des Ordens überdrüßig war.

Im Jahre 1454 ward von der Bürgerschaft das Schloß geschleift und der Erde gleich gemacht, um jedes Andenken an die Despotie des Ordens zu vertilgen. Die Stadt sagte dem Hochmeister den Gehorsam auf, und begab sich mit den übrigen preußischen Städten unter den Schutz des Königs von Polen. Seit der Zeit blieb sie, als eine der ersten westpreußischen Handelsstädte, unter Polen. Zweimal mußte sie sich nachher den Schweden ergeben, die in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hier vordrangen, die Stadt aber bald wieder von selbst verließen.

In dem Vergleiche zu Brandenburg mit dem Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der im Jahre 1650 geschlossen ward, verpfändete Polen die Stadt und das Gebiet Elbingen an den Kurfürsten auf so lange, bis die Republik ihm die Summe von 400,000 Thalern ausgezahlt hätte. Diese Verpfändung ward zwei Jahre darauf im oliver Frieden förmlich bestätigt; dem ungeachtet aber erhielt der Kurfürst weder die Stadt, noch das versprochene Geld.

Deshalb nahm sein Sohn Friedrich die Stadt im Jahre 1698 in Besitz; behielt sie aber nur zwei Jahre, indem er mit Polen einen neuen Vergleich einging, in welchem bestimmt ward, daß der Kurfürst die Stadt an Polen wieder abtreten, dagegen aber eine Schadloshaltung von 300,000 Thalern zu einer festgesetzten Zeit erhalten sollte. Dagegen mußte die Stadt an den König von Polen 50,000 Thaler bezahlen, und sich verbindlich machen, eine bestimmte Anzahl Truppen zur Besatzung der Stadt zu unterhalten, die im

Noth-

Nothfalle auf 2000 Mann vermehrt werden könnte; auch ohne Bewilligung des Königs und der Republik Polen, sich keiner auswärtigen Macht zu unterwerfen.

Indeß verfloß der zur Bezahlung bestimmte Termin, und der Kurfürst erhielt nichts. Deshalb ließ er, kraft seines Rechts, seine Truppen in das Gebiet der Stadt rücken, und besetzte es. Dieses Stadtgebiet blieb also von nun an in preußischer Gewalt, bis auf das Jahr 1772, wo bei der bekannten Theilung Polens auch Elbingen selbst der preußischen Krone zugesprochen ward.

Uebrigens haben die Schweden unter ihrem tollkühnen Karl dem Zwölften, zu Anfange dieses Jahrhunderts, auch in dieser Gegend ihr Wesen getrieben; sie besetzten die Stadt, und forderten unerschwingliche Kontribuzionen. Erst im Jahre 1710 ward Elbingen durch die Russen gerettet, welche diese Stadt mit Sturm eroberten, und die Schweden aus der ganzen Gegend vertrieben.

Das Gebiet der Stadt wird in die Nie-

derung und in die Höhe abgetheilt, und enthält zehn schöne evangelische Kirchdörfer. Alle diese Gegenden, von Danzig bis hierhin, sind sich in Ansehung ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit ziemlich gleich; besonders ist hier überall ein Ueberfluß des schönsten und wohlschmeckendsten Obstes. Daher gehen auch von Danzig und Elbingen ganze Schiffsladungen dieses Obstes nach Petersburg.

Elbingen war immer, nach Danzig, die wichtigste Handelstadt in Westpreußen, und gehörte mit zu der furchtbaren Hanse. Ihr größter Flor dauerte zwei Jahrhunderte lang; aber die großen Kriege dieses Landes, und noch weit mehr Danzigs vortheilhaftere Lage, brachte sie im funfzehnten Jahrhunderte von ihrer Höhe herab. So blieb sie unbedeutend, bis sie dem preußischen Staate einverleibt ward, und der König, zum Nachtheile Danzigs, dieser Stadt sehr ansehnliche Handelsvortheile bewilligte. Nun erhob sie sich schnell wieder aus ihrer Dunkelheit, und stieg, je mehr ihre furchtbare Gegnerin von ihrer Höhe herabsank,

zu einem immer größern Flor. Elbingen kann der preußischen Regierung nie genug danken, was diese damals that, um die Stadt za erheben. Viele Ausländer, selbst viele danziger Handelshäuser, zogen entweder selbst hierher, oder hatten doch wenigstens hier ihre Komtoire.

Indeß ist es doch wahrscheinlich, daß Elbingen itzt allmählig wieder sinken werde, da Danzig ebenfalls unter preußische Herrschaft gekommen ist. Freilich hat der König, um den Verfall dieser Stadt zu verhindern, denselben einige Handelsvortheile bewilligt, welche Danzig nicht hat; ein Benehmen, das so gerecht als billig ist, wenn man auf die weit größern Vortheile Rücksicht nimmt, die Danzig von der Natur voraus erhalten hat: allein ob dem ungeachtet doch nicht einmal Elbingen in seine Dunkelheit zurückfallen wird, das ist eine Frage, welche die Zeit erst auflösen muß.

Uebrigens ist der größte Handel dieser Stadt mit Polen. Die Produkte ihrer Einfuhr sind: Getreide, Potasche, Gallmei, Leinwand, Holz, Talg, Wachs und Wolle. Die

Ausfuhr hingegen besteht in Eisen, allerhand Manufaktur- und Fabrikwaaren, welche die Stadt meistentheils selbst verfertigt, Materialien und Weine.

Die Größe der Stadt ist ansehnlich genug, und man zählt daselbst an 16,000 Einwohner. Was die Bauart betrifft, so findet man in der Stadt noch viele antike Häuser, mit großen Beischlägen und engen Straßen. Doch verschönert sie sich in neuern Zeiten immer mehr, und besitzt daher auch itzt schon eine ziemliche Anzahl modern gebauter Gebäude und einige recht hübsche Plätze. Der neue Markt ist die Hauptstraße der Stadt, und ganz nach dem neuesten Geschmacke gebaut, so daß er selbst Berlin keine Schande machen würde.

Kirchen giebt es hier eine große Menge, die theils den Protestanten, theils den Katholiken gehören, dabei aber von keiner besondern Schönheit sind. Die größte ist die Pfarrkirche zum heiligen Nikolaus, die seit dem Jahre 1616 den Katholiken eingeräumt worden ist.

In dieser Stadt wohnen auch viele Reformirte und Mennonisten. Auch Juden giebt es daselbst in Menge. Von dem Gymnasio dieser Stadt kann ich weder Gutes noch Böses sagen, da ich die innere Einrichtung desselben nicht habe kennen lernen. Indeß läßt es sich wohl mit Sicherheit vermuthen, daß es zweckmäßig ist, da die preußische Regierung überall den ehrenvollen Ruf hat, daß sie in ihren Ländern auf Volks- und Menschenbildung mit edler Sorgfalt bedacht ist, und die zweckmäßigsten Schulanstalten mit Eifer befördert. Auch hat man mir hier versichert, daß das hiesige Gymnasium, welches evangelisch ist, sehr geschickte Lehrer besitzen soll.

Die Gegend um Elbingen ist herrlich, und gewährt alles, was Herz und Auge entzücken kann. Der vornehmste Spazierort der Bürger ist das Kloster Kadinen, das in einem Walde auf einer Anhöhe liegt, und eine reizende Aussicht über das frische Haff schenkt. Die Fußgänger wandern fleißig nach Vogelsang, einem anmuthigen Lustwäldchen unweit

der Stadt, welches herrliche Abwechselungen hat. Hier spaziert man bald zwischen reizenden Baumalleen, die die Natur schuf, schöner und mannichfaltiger, als die Kunst je sie schaffen kann. Bald sieht man sich unvermuthet auf eine Anhöhe versetzt, und an beiden Seiten erblickt man tiefe, reizende Thäler, mit mannichfaltigem Grün geschmückt, und von kleinen Bächen umwässert, und an den steilen Abhängen weiden muntere Heerden von mancherlei Art. Bald genießt man einer meilenweiten Aussicht ins Land hinein, die an Schönheit und Pracht ihres Gleichen sucht.

Diese reizende Promenade wird im Sommer häufig von ganzen Familien besucht. Man stellt hier zuweilen kleine Konzerte im Walde an, und ergötzt sich an den mannichfaltigen Freuden, die Natur und Kunst darbieten. Hier sind überall fröhliche Gesichter in mancherlei Gruppen, die oft auf eine sehr verschiedene Weise den Ausbruch ihrer frohen Empfindungen laut werden lassen. Morgens und Abends trifft man hier Menschen an, und man badinirt, schäkert und lacht mit einander.

Ueberhaupt sind die Elbinger ein gutes, friedliches und liebenswürdiges Völkchen, das gern Freude verbreitet, und selbst gern fröhlich ist. Sie haben großen Hang zur Geselligkeit; eine Tugend, die man sonst in Städten, wo der Kaufmann den Ton angiebt, sehr selten antrifft. Sie leben daher meistentheils auf einem freundschaftlichen, oft vertraulichem Fuße mit einander. Das Schauspiel lieben sie sehr, und deshalb bringt hier die Schuchische Gesellschaft fast alle Jahre ein paar Sommermonate nicht ohne Nutzen hin.

Ein großer Fehler dieser Stadt ist es, daß daselbst noch kein ordentliches Schauspielhaus existirt; daher sich die Gesellschaft entweder mit Reitschulen behelfen, oder auf eigne Kosten ein hölzernes Gebäude zusammenschlagen muß. Beides aber kann dieser Gesellschaft, die ein großes Personale und eine starke Garderobe hat, nicht anders als äußerst lästig seyn. Es wundert mich sehr, daß diese Stadt, die doch in ihrem Innern so viele reiche und begüterte Bürger zählt, noch kein

eignes Schauspielhaus erbaut hat. Wie es heißt, so denkt man itzt mit mehr Eifer, als sonst, an die Errichtung desselben, weil man den Fehler wahrscheinlich immer mehr einsieht. Indeß, ob es nicht noch lange beim bloßen Denken bleiben wird? das steht dahin. In sehr vielen Stücken sind die Elbinger den Danzigern ungemein ähnlich; hauptsächlich aber in ihrer Anhänglichkeit an ihre ehemalige republikanische Verfassung, die sie niemals verleugnen. Denn, auch Elbingen hatte vormals, wie Danzig, seinen eignen Magistrat, der fast eben so wie der danziger eingerichtet war, und zuweilen auch eben so, wie jener, mitunter despotisirte.

Der Dialekt der Elbinger ist höchst unangenehm und mißtönend. Sie sprechen gehne, statt gehen, straite, statt streiten, spaye, statt speien, Oge, statt Augen, loße, statt lassen, und was dergleichen abscheuliche Barbarismen mehr sind, die dem Fremden äußerst auffallen. Diesen Dialekt findet man selbst unter Familien, die schon etwas bedeuten wol-

len, und nur die Ausländer, die hier angesessen sind, haben ihre Sprache gebildet, und sind gleich kennbar. Die eigentlichen Eingebornen sprechen fast alle auf die oben bemerkte Art, nehmen darin durchaus keine Belehrung an, sondern bestehen steif und fest auf das Alterthum ihrer Sprache, und glauben, überzeugt zu seyn, daß dieselbe recht hübsch klinge; eine Schwachheit, die um so unverzeihlicher ist, da sie vielen Umgang mit Fremden haben, und sich überhaupt stark mit der deutschen Literatur beschäftigen. Unter dem gemeinen Manne ist dieser Dialekt noch auffallender und abscheulicher, da dieser ihn gar nicht modulirt, wie es denn doch noch hin und wieder der Vornehmere thut.

Was übrigens die Festungswerke der Stadt betrifft, so sind dieselben durchaus von keiner Bedeutung, und verdienen eigentlich nicht einmal den Namen. Indeß galt diese Stadt doch in polnischen Zeiten für eine der stärksten Festungen in ganz Preußen, und man hatte zum Theil recht; denn Preußen besaß damals eigent-

lich damals gar keine Festung, wenn man nicht jede, mit einer kleinen Mauer und einem trokkenen Graben umgebene Stadt so nennen will.

Was mich betrifft, so habe ich mich in dieser Stadt einmal wieder recht wohl befunden, indem ich hier durch die Briefe, welche ich von Danzig aus mitgenommen hatte, ein Häufchen guter Menschen mehr habe kennen lernen, die mich mit vieler Freundschaft aufnahmen.

Nun gehab' Dich wohl, guter Junge! — Morgen geht's von hier fort, einem heiligen Lande zu, das sonst Priester unumschränkt regierten. Was brauchst Du mehr, um zu wissen, daß es das Bisthum Ermeland sey? — Von da aus erwarte also meinen nächsten Brief.

## Siebenzehnter Brief.

Braunsberg, 1795.

Ich bin, lieber Bruder, die Kreuz und die Queer durch Ermeland gewandert, und schreibe Dir itzt aus der Grenzstadt dieses Bisthums. Es ist nicht möglich, Dir alle Oerter zu nennen, die ich, mit meinem Knotenstocke in der Hand, durchlaufen bin; aber was ich so hin und wieder Merkwürdiges gehört, oder selbst gesehen habe, das sollst Du denn doch treulich erfahren.

Von Elbingen nahm ich meinen Weg nach Holland. Diese ziemlich ansehnliche Stadt hat ihren Namen der Art ihrer Entstehung zu danken. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts nämlich tyrannisirte in Holland der Graf Florentinus der Fünfte. Einige gutdenkende Edelleute wollten diesem Unwesen steuern, machten deshalb dem Grafen Vorstellungen, geriethen darüber in Streit, und ermordeten ihn. Um den Verfolgungen seiner Familie zu entgehen, sahen sich die patriotischen Holländer

zur Flucht genöthigt. Im Jahre 1290 kamen sie nach Preußen, und suchten daselbst einen Zufluchtsort, fanden ihn, und erbauten die Stadt Holland.

Sie liegt auf einem Hügel, an einem kleinen Flusse, der in die Weichsel fällt, in einer sehr angenehmen Gegend, und hat ein sehr artiges Bergschloß. Schon ihre natürliche Lage macht sie einigermaßen fest; sie hat aber auch noch außerdem eine ziemlich feste Mauer, die mit einigen Thürmen versehen ist. Diese Stadt gehörte eine lange Zeit hindurch pfandweise einer gewissen Familie von Czehmen, bis sie Markgraf Georg Friedrich für 30,000 Gulden wieder einlöste.

Diese Stadt liegt im oberländischen Kreise, und ist mehreremale abgebrannt, gehört aber immer noch zu den besten Städten im Oberlande. Ihre Straßen sind lang und breit; ihre Häuser sind, wenn auch nicht ganz modern, doch sehr zierlich gebaut, und in und um der Stadt besitzen die Bürger eine Menge Gärten, die einen sehr schönen Anblick geben.

Kurz, das Gepräge der bekannten holländischen Reinlichkeit und Sauberkeit findet man auch hier, ungeachtet die alte ursprüngliche Kolonie sich längst mit den Einheimischen vermischt hat.

Die beiden Vorstädte sind sehr gut gebaut, und nicht so unsauber, wie man sie gewöhnlich in Preußen antrifft. Die Protestanten haben hier zwei Kirchen, von denen die eine in, die andre außer der Stadt liegt. Die Einwohner sind gute Leute. Viele von ihnen ernähren sich mit der Fischerei und mit der Schiffahrt auf dem Drausensee. Einige haben einen kleinen inländischen Handel, Andre sind Fabrikanten und Handwerker.

Das Bergschloß ist unter allen alten Schlössern, die ich noch in Preußen gefunden habe, am besten unterhalten. In einen Saale dieses Schlosses hielt bisher die hies'ge reformirte Gemeinde ihren Gottesdienst. Dieses Schloß dankt seinen ersten Ursprung dem Markgrafen Albrecht, dem ersten Herzoge von Preußen. Nachher blieb es wieder liegen, und ward erst vom Markgrafen Georg Friedrich beendigt.

Aus den Zimmern dieses Schlosses genießt man einer herrlichen, unbegrenzten Aussicht über die ganze umliegende Gegend.

Ehemals war das Bier dieser Stadt sehr berühmt. Der schwelgerische Orden nannte es mit einem äußerst plumpen Namen, »Füllwurst,« der schon hinlänglich die Ursache anzeigte, warum es von den Rittern in solchem großen Uebermaße genossen ward. Ich habe dieses Bier gekostet, aber nichts besondres daran gefunden. Ob es seine Güte verloren hat, oder ob der damalige Geschmack anders war, als der itzige? das kann ich nicht entscheiden.

Sobald man über die oberländische Grenze ins Ermeländische tritt, bemerkt man gleich eine auffallende Veränderung. Man entdeckt den Augenblick, daß man in einem katholischen Lande ist, dessen Bewohner sich durch Dummheit, Faulheit, Pöbelei, Tücke und Aberglauben mächtig auszeichnen. Fast alle Viertelstunden trifft man einen Herrgott oder einen bizarren Heiligen an, und Menschen, die im heiligen Wahnglauben und mit weit größerer Andacht

davor ihre Kniee beugen, als vor dem, den Himmel und Erde anbetet.

Ermeland an sich ist ein herrliches Land. Von ganz Ostpreußen ist es unstreitig die beste Provinz. Das war von jeher so in der Regel, daß die Geistlichkeit sich immer den ergiebigsten und schönsten Fleck Landes aussuchte, wo sie ihre Herberge aufschlug. — Wo die Natur am reizendsten, wo der Boden am fruchtbarsten war, da wohnten Priester. Freilich trugen sie immer auch das ihrige mit bei, um das Land, das ihnen gehörte, zu einer blühenden Provinz umzuschaffen; denn da sie Bequemlichkeit und Wohlleben im höchsten Grade liebten, so mußten sie wohl darauf denken, sich dieses zu verschaffen und immer mehr zu erwerben. Je höher also die Einkünfte ihres Bisthums, oder auch nur ihres Stifts stiegen, um desto mehr konnten sie schwelgen und verschwenden. Der Bauer ward daher von ihnen in der bessern Art des Anbaues unterrichtet; er mußte sorgfältiger arbeiten, mußte die unerträglichsten Mühen nicht scheuen, um

den ihm anvertrauten Boden immer mehr zu kultiviren. So weit war es freilich schön und gut; aber abscheulich war es, daß eben dieser Bauer, was er erwarb, wieder hingeben mußte; abscheulich, daß er durchaus kein Eigenthum hatte; abscheulich, daß man ihm nur aus Barmherzigkeit etwas gab, um seine nothwendigsten Bedürfnisse zu stillen, so wie man einem Hunde einen Knochen von dem Wildbraten zuwirft, den er für unsern Gaumen aufspürte! — War der Bischof, Abt oder Prior menschlich gesinnt, so hatte der Bauer weniger zu klagen; war er hingegen ein Unmensch, — das Gott erbarm! — wie elend lebte dann der unglückliche Landmann! — — Dies ist die Ursache, lieber Freund, daß Du in den meisten geistlichen Stiftern die reichsten Felder, die schönsten Heerden, die fettesten Mönche, aber auch die ärmsten Unterthanen antriffst, die nur je in einem despotischen Lande leben können!

Auch das Bisthum Ermeland war bisher von dem Allen ein trauriger Beweis. Dies

Land bringt im Ueberflusse hervor, was der Mensch nicht nur zur Nothdurft, sondern auch zu seiner möglichsten Bequemlichkeit bedarf. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Roggen, Waizen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Obst gedeiht daselbst im größten Ueberflusse. Auch Mannagrütze, oder Schwaden, wie man es hier nennt, findet man in großer Menge. Es wird auf den Wiesen und sumpfigen Oertern gesammelt, und muß vor Sonnenaufgang geschöpft werden. Den ganzen Julimonat hindurch trifft man es am häufigsten und besten an.

Die Viehzucht ist ebenfalls hier sehr wichtig. Das Land hat herrliche Weiden, welche die gesundesten Futterkräuter liefern. Hornvieh und Schafe gedeihen hier besonders. An Wildprett giebt es in Ermeland vorzüglich Hasen, Rehe, Eichhörnchen, Füchse, Schweine, Hirsche und Elendthiere. An den Ufern des frischen Haffs fängt man viele Seehunde. An Wäldern findet man hier noch immer einen großen Ueberfluß, von denen einige so reizend

und angenehm sind, daß man sie jedem künstlichen Garten vorziehen kann. Eichen, Birken, Buchen, Pappeln, besonders aber viel Fichten und Tannen trifft man hier an.

Der Bischof von Ermeland ist der erste Geistliche in den preußischen Landen. Ehemals gebot er in seinem Bisthume über Leib und Leben seiner Unterthanen, erkannte durchaus keinen Herrn über sich, als den Papst, und zog für seine Person zwei Drittheile der gesammten Einkünfte. Dagegen erhielt das Domkapitel das noch übrige Drittheil. Die Bauern waren hier sämmtlich Leibeigne; denn sie gehörten entweder dem Bischofe, oder dem Domkapitel, oder dem Landadel an, der doch auch noch zum Theil unter dem Bischofe und dem Kapitel stand. Damals schätzte man die bischöflichen Tafelgelder auf 64,000 Thaler. — Wie schön mögen die Herren von dieser enormen Summe geschwelgt haben! — —

Der Bischof ward vom Domkapitel erwählt; doch schlug der König jedesmal vier Kanonici vor, aus denen denn das Kapitel

einen zum Bischofe durch Mehrheit der Stimmen ernannte. Kaiser Karl der Vierte machte den Bischof Johann den Zweiten zum Fürsten des heiligen römischen Reichs, und seitdem haben sich mehrere Bischöfe dieses leeren Titels in ihren Unterschriften bedient. In der Kourtoisie hieß der Bischof »fürstliche Hoheit.«

Als das Haus Brandenburg das Bisthum Ermeland im Jahre 1772 in Besitz nahm, hörte die ganze ehemalige Verfassung von selbst auf. Der König zog die Ländereien, die dem Bischofe und dem Kapitel gehörten, ein, und verwandelte sie in Domainengüter. Der Bischof mußte seine bisherige Einnahme in Rechnung bringen, und erhielt dafür eine jährliche festgesetzte Summe, von der er und das Domkapitel ihre Ausgaben bestreiten mußten. Die Bauern waren nicht mehr Unterthanen des Bischofs und des Kapitels, sondern Unterthanen des Königs, und diejenigen, welche unter der Herrschaft des Adels standen, erhielten beträchtliche Erleichterungen.

Seit dieser Zeit hat der Bischof nur in

geistlichen Sachen eine gewisse Gewalt, darf sich aber in weltliche Händel durchaus nicht mehr mischen. Das Land hört in allen Justizsachen an die ostpreußische Regierung zu Königsberg, von wo es Urtheil und Recht erhält.

Daß diese starke Veränderung der ermeländischen Geistlichkeit anfangs nicht sehr behagte, kannst Du leicht glauben. Indeß, was Friedrich einmal anfing, das setzte er auch durch. Das wußten diese Herren sehr genau, darum schwiegen sie weislich, schickten sich in Zeit und Umstände, schmiegten sich unter das Joch, das ihrem verwöhnten Rücken anfangs so hart dünkte, gewöhnten sich an Ruhe, Unterwerfung und Thätigkeit, und leben itzt unter der preußischen Regierung, die zum Wohl ihrer gesammten Bürger das ihrige redlich beiträgt, in stiller, gesetzmäßiger Ruhe, und genießen mit dankbarem Gefühle das Gute, was ihnen Friedrichs weise Sparsamkeit übrig ließ.

Bisher war Heilsberg, am Flüßchen Alle, die Residenz der ermeländischen Bischöfe; allein der itzige, der zugleich Abt von Oliva

ist, hält sich mehr in seiner Abtei als in seinem Bisthume auf, und dadurch verliert dies Städtchen einen beträchtlichen Theil seines Unterhalts. Sonst ist Heilsberg ein kleiner, sehr angenehmer Ort, der in einer der vortrefflichsten Gegenden liegt, und um den herum man sehr reizende Promenaden antrifft. Die Einwohner sind alle stockkatholisch, ergötzen sich an den Wunderlegenden ihrer Heiligen, verachten die Protestanten, sind bäurisch und grob, und sehr wenig zur anstrengenden Arbeit aufgelegt. Das ist, leider! in ganz Ermeland noch immer der Fall.

Der Bauer arbeitet nur so viel, als er zur Nothdurft bedarf, und der Bürger in den Städten macht es nicht viel besser. Die vielen Feiertage, die fast die Hälfte des Jahrs wegnahmen, sind freilich von der preußischen Regierung meistentheils abgeschafft; allein, wenn man auch einen solchen heiligen Tag nicht öffentlich feiern darf, so arbeitet doch niemand an demselben. Dennoch aber hat sich das Land unter der preußischen Regierung sehr aufgenom-

men. Ehemals fand man die schönsten Aecker unangebaut, die reichsten Wiesen ungebraucht. Man mußte den Bauer mit Stockschlägen zur Arbeit zwingen. Er ließ Gott einen guten Mann seyn, sorgte nicht für den folgenden Tag, und hoffte auf seinen Schutzheiligen, von dem er glaubte, daß er ihn wohl versorgen müsse.

Itzt wird hier sehr darauf gesehen, daß jeder brauchbare Fleck benutzt werde. Da der preußischen Regierung sehr viel an arbeitsamen Unterthanen gelegen ist, so sind an vielen Orten protestantische Kolonisten hinberufen, die den Boden verschönern. Ueberhaupt hat Friedrich der Weise durch sein großes Koloniesystem allen Nazionen ein Beispiel gegeben, und sich dadurch unsterblich gemacht. Auch der ermeländische Bauer wird durch weise Veranstaltungen in seiner Arbeit aufgemuntert, und obgleich der größte Theil derselben noch immer der Faulheit gern ein Opfer bringt, so weiß man ihn doch zu einer erträglichen Thätigkeit zu bringen.

Aber weit länger noch wird es dauern,

ehe dieser von der Natur so gesegnete Strich Landes aus seiner Dummheit erwacht, ehe er die Fesseln des Aberglaubens zerbricht, und den Stral der Vernunft auffängt, der so himmlisch schön leuchtet. Man kann den schrecklichen Wahn sich nicht vorstellen, der hier noch unter den Katholiken herrscht. Was ich mir nicht als möglich denken konnte, was ich immer für Ironie hielt, und als Mährchen verlachte, das hörte ich hier auf öffentlichen Kanzeln verkündigen. Hier war es, wo man wirklich öffentlich das Mährchen vom heiligen Adalbert predigte, der ohne Kopf über die Weichsel geschwommen ist. Und die Art, wie dies geschah? Höre, Freund, und staune, und ärgere Dich mit mir über den gotteslästerlichen Unsinn, den dieser Pfaffe schwatzte.

»Meine Freunde,« fing er nach einer äußerst schleppenden Vorrede an, »der heilige Adalbert war ein großer Mann!« — (Freilich, dacht' ich bei mir, war der Mann größer als Du; aber er war doch ein Halunke!) »Seht,« fuhr er fort, »die gottlosen Preußen hatten ihn

gerichtet; der heilige Mann aber, den der große Gott mit Wundern der Allmacht ausgerüstet hatte, hob gelassen seinen abgeschlagenen Kopf auf, nahm ihn unter'm Arm, und ging, zum Erstaunen der bösen Heiden, damit davon, welche Maul und Nasen aufsperrten. Der heilige Adalbert machte viele Tagereisen, bis er an die Weichsel kam. Nun stand er eine Weile an, wie er am besten herüberkommen sollte; allein der heilige Adalbert wußte sich zu helfen. Er nahm den Kopf ins Maul, und schwamm herüber.« — Und dabei heulte er, daß einem die Ohren gellten!

Ich sehe, Freund, Du verziehst die Miene zum Lachen, und sprichst, es sey Ironie. Nein, Lieber, das ist es nicht; es ist Wahrheit! — Freilich kann ich's Dir nicht verargen, daß Du zweifelst; denn dieser Unsinn übertrifft alles, was je Unsinniges gesagt worden ist. Ich selbst hätte es mir nicht als möglich gedacht, wenn es meine Ohren nicht gehört hätten. Und doch hörten die Menschen diese ärgerliche Mähr ohne Widerwillen an, zerschlugen sich gläubig

die Brust, und verdrehten andächtig die Augen! — —

Freund, hätte ich Gewalt gehabt, mit faulen Äpfeln hätte ich den Schwätzer herabgeworfen, der auf solche abscheuliche Art die Kanzel entweiht! — Lebten wir im dreizehnten Jahrhunderte, und man predigte mir solche Legenden, so würde ich es verzeihen, denn es wäre dem Zeitalter angemessen; aber in unsern Tagen, unter einer so aufgeklärten Regierung, wie die preußische ist, im Lande eines philosophischen Bischofs: da noch solchen schrecklichen Unsinn predigen zu hören, das ist höchst ärgerlich! — Freilich, kann dafür weder Regierung, noch Bischof; denn der Legendenträumer läßt sich nicht bessern. Er versteckt sich hinter das Landvolk, wenn man seinen Unsinn in der Stadt nicht hören will, und findet dort überall gläubige Seelen genug, die sein leeres, hirnloses Geschwätz für baare, ächte Münze annehmen!

In der Residenz selbst ist ein Kollegium der ehemaligen Jesuiten, die itzt Weltgeistliche genannt werden. Diese Mönche waren von

jeher die listigsten, die betrüglichsten, aber auch die klügsten Köpfe in der ganzen katholischen Geistlichkeit. Sie haben entsetzlich viel Schaden angerichtet, sie haben Länder verwüstet und Thronen erschüttert, das ist sehr wahr, und heil dem edlen Ganganelli, der ihnen ihren Stachel benahm! Aber aus ihren Schulen sind doch auch von Zeit zu Zeit Männer hervorgetreten, welche die Achtung der Welt verdienten, Männer, voll Kraft und Würde, die manchem Wahnglauben kühn auf den Nacken traten! Seitdem sie ihren Einfluß verloren haben, sind sie immer die Achtungswürdigsten und Weisesten unter den Katholiken. Was übrigens die Exjesuiten in Heilsberg selbst anbetrifft, so findet man unter ihnen sehr würdige Männer, die im vertrauten Gespräche mit bitterer Rüge den abscheulichen Wahnglauben tadeln, der unter ihren Zeitgenossen noch herrschend ist. Doch sind sie fast alle der Meinung, man müsse den gemeinen Mann nicht zu früh aufklären, sondern er müsse an Fegfeuer, Hölle und Heilige glauben, um ein guter Unterthan zu bleiben;

wenigstens müßte diese Aufklärung, wenn sie ja statt finden sollte, sehr langsam und sehr vorsichtig geschehen, weil sie sonst mehr Unheil als Segen bringen würde. Ob diese Meinung richtig ist? — Ich lasse mich auf die Beantwortung dieser Frage nicht ein; sie hat viele Gründe pro et contra, und ist zu spekulativ; und ins Spekulative, weißt Du, habe ich mich von jeher nicht gern vertieft.

Alle diese Gegenden denken noch mit Schaudern an die Zeiten Karls des Zwölften, abentheuerlichen Andenkens. Dieser Despot hatte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, während seines Kriegs mit Polen, in Heilsberg eine Zeitlang sein Hauptquartier, und haus'te in der ganzen Gegend, wie ein toller Mensch. Karl war nicht allein ein gewaltiger Despot, er war auch ein bigotter Schwärmer. Sein Lutherthum ging ihm über alles, und daher sah er jeden Katholiken als seinen Feind an. Er glaubte, Gott einen angenehmen Dienst zu thun, wenn er recht barbarisch in einem katholischen Lande wirthschaftete, und dies that er

denn auch aus allen Kräften. Den Druck seines ärgerlichen Fanatismus empfanden daher diese Gegenden noch lange nachher, als ihn Peter der Große schon ohnmächtig zu Boden gestürzt hatte.

Uebrigens ist das Residenzschloß des Bischofs sehr artig und geschmackvoll gebaut. Die Zimmer zeugen von einer fürstlichen Pracht. Der Garten hat sehr angenehme Spaziergänge, steht aber dem Garten des Klosters zu Oliva weit nach.

Von Heilsberg aus machte ich eine Wanderung nach der sogenannten heiligen Linde, um auch diesen so berühmten Wallfahrtsort kennen zu lernen. Er hat seinen Namen von einem Marienbilde, das ehemals an einer Linde im Walde befestigt war, itzt aber in die Kirche genommen ist, wo man es an einem künstlichen Baume findet. Es ist von massivem Silber, und mit großen Kostbarkeiten ausgeschmückt. Dieses Bild verrichtet unerhörte Wunder, heilt alle Gebrechen, und wird aus der Nähe und Ferne besucht. Zweimal des

Jahrs ist hier großer Ablaß, wo sich dann eine ungeheure Menge Menschen hier versammelt. Ehemals war es nichts neues, daß sich zu einer solchen Zeit oft an 20,000 Wallfahrter einstellten, die alle von dem Wunderbilde begnadigt werden wollten. Sie hielten sich fast alle im Walde auf, und trieben ein sehr ärgerliches Leben, das freilich mit der vorgegebenen Absicht ihres Hierseyns sehr schlecht harmonirte. Ueberhaupt sind alle dergleichen berühmte Wallfahrtsörter der Zusammenfluß der schändlichsten Menschen, die bloß aus der Ursache sich dahin begeben, um eine oder die andre ihrer verderblichen Neigungen zu befriedigen. Da wird dem Merkur, dem Priap, dem Bacchus und der Venus geopfert, und es werden Zoten und Handlungen getrieben, bei deren Nennung schon die Ehrbarkeit erröthet. So war es auch hier ehemals, und ist es zum Theil wohl noch; denn wie kann das anders verhindert werden, als daß der ganze Ablaßkram aufgehoben werden müßte, welches doch so leicht nicht angeht? Indeß hat dieser Ort seit mehreren Jahren

nicht mehr einen so häufigen Besuch; doch sind zur Zeit der Ablasse noch immer Menschen genug hier, die theils Neugierde, theils Andacht hierherführt. Viele beten noch die heilige Linde an, in der Meinung, die Mutter Gottes wohne daselbst. Kirche und Kloster sind sehenswerth, und den daselbst herrschenden Reichthum und die geschmackvolle Pracht findet man nicht überall. Die Mönche führen hier ein anmuthiges, obgleich nicht sehr geselliges Leben. Das Kloster liegt mitten in einem angenehmen Walde, der sehr reiche Abwechselungen darbietet.

Schon längst wußte ich es, daß in dem Städtchen Mühlhausen die jüngste Tochter des unsterblichen Luthers begraben sey, die an einen gewissen preußischen Landrath Kunheim verheirathet war. »Das Grab dieses, ihres Vaters wegen so merkwürdigen Weibes, mußt Du selbst sehen,« sagte ich zu mir, »und sollte der Ort sonst durch nichts Deine Neugierde befriedigen!« Ich wanderte also nach diesem Städtchen, und fand bald, daß dieser Ort

nichts merkwürdiges weiter habe, das den Reisenden interessiren könnte. Aber am Grabe der Landräthin verweilte ich lange Zeit, und dachte mich am Grabe ihres ehrwürdigen Vaters; wenigstens hatte ich hier gleich edle Gefühle. Das Weib, das hier schlummerte, entsproß aus seinen Lenden; vielleicht war es des würdigen Mannes liebste Tochter; vielleicht hatte sie auch den Muth ihres Vaters; vielleicht besaß sie auch die seltene Standhaftigkeit, die diesen großen Mann karakterisirte. — »Guter Luther,« dachte ich, »Du bahntest einen neuen Weg für die Vernunft, und wolltest, daß Deine Nachfolger Dir nicht blindlings nachtreten, sondern ihn weiter suchen sollten! Ach, sie haben es noch nicht gethan! Freilich kämpftest auch Du noch mit dem Teufel, und warfst ihm einmal sogar Dein Dintenfaß an den Kopf; aber wer Dich deswegen verlachen kann, der sehe zu, wie es unsre Zeitgenossen machen, und werfe dann den ersten Stein auf Dich, Du guter, redlicher Mann!« — —

Frauenburg ist eine mittelmäßige Stadt

die gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts erbaut ist, und in neuern Zeiten durch Brand sehr gelitten hat. Sie liegt am frischen Haff. Dies ist ein Meerbusen, den die Ostsee macht, und durch das sogenannte Gatt bei Pillau mit dem Meere zusammenhängt. Es fängt bei Elbingen an, und endigt sich eine Meile vor Königsberg, wo es den Pregelfluß aufnimmt. Es ist ungefähr 14 Meilen lang, und höchstens 3 Meilen breit, und trägt auf seinem Rücken Fahrzeuge von beträchtlicher Größe. Von Frauenburg sieht man das jenseitige Ufer derjenigen Erdzunge, welche die frische Nehrung genannt wird, und einige ziemlich große Dörfer hat. Aber die Häuser, oder vielmehr Hütten, welche nahe an der See liegen, leiden oft vom Sturme großen Schaden, und werden zuweilen von dem emporgetriebenen Sande fast ganz verschüttet, so daß sich die Einwohner wieder an andern Orten aufbauen müssen.

In Frauenburg ist der Sitz des Domkapitels. Hier lebte Nikolaus Kopernikus, dieser große Mathematiker, der auch daselbst

den 24sten Mai des Jahrs 1543 starb, und in der Domkirche, die auf einer Anhöhe liegt, begraben ist. Dieses seltene Genie legte eine meisterhafte Wasserkunst an, die man in mehreren Gegenden Europens zum Muster nahm, und wodurch er das Wasser in die Wohnungen der Domherren mit bewundernswürdiger Kunst leitete. Man sieht noch die Ueberreste davon; aber leider! hat man dies seltene Kunstwerk eines großen Mannes der Vernichtung überlassen. War es Neid, oder bloße Sorglosigkeit; aber unverzeihlich ist es immer.

Eben dieser Mann ließ einen Kanal graben, welcher itzt die neue Bande heißt, der noch existirt, und viele Mühlen treibt. Außerdem hat das Domkapitel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen andern Kanal ziehen lassen, der den Namen Fahrwasser führt, und in welchem aus dem Haff kleine Schiffe, besonders aber Fischerkähne einlaufen.

Braunsberg, wo ich diesen Brief schreibe, ist die Grenzstadt des itzigen Bisthums Ermeland. Obgleich sie als Handelsstadt immer

schon beträchtlich genug ist, obgleich sie einige gute Straßen und verschiedene schöne Häuser hat: so bleibt sie doch im Ganzen eine traurige, ängstliche und finstere Stadt. Sie kann, nach meiner ungefähren Schätzung, etwa 5000 Einwohner haben, die zum Theil Kaufleute, zum Theil Manufakturisten sind. Ihr größter Handel ist mit Hanf, Flachs, Leinen- und Wollenwaaren, die meistens in der Stadt selbst verfertigt werden. Ihre Lage ist zur Fortbringung dieser Waaren ziemlich bequem. Sie liegt an der Paßarge, einem kleinen Flusse, der Kähne trägt, und ins frische Haff fällt. In dem hiesigen Seminario, das, ich weiß nicht welch' ein Papst? errichtet hat, werden 24 junge Geistliche zu künftigen Missionarien gebildet, die jedoch itzt nicht sehr gebraucht werden, da seit einiger Zeit das Missionsgeschäft sehr in Verfall gerathen ist. Auch ein gewisser Bischof hat hier ein Seminarium errichtet, in welchem 15 junge Leute zu geschickten Predigern gebildet werden sollen. In einem hiesigen Nonnenkloster wird der bekannte

Klosterzwirn gemacht, der sich durch seine Stärke und durch seine Schönheit auszeichnet. Ein solches nützliches Geschäft steht den Nonnen besser an, als die unbedeutenden Schnurrpfeifereien, die sie sonst gewöhnlich arbeiten. Ich trug es einem hiesigen Weltgeistlichen auf, den heiligen Damen mein Kompliment zu machen, und ihnen zu sagen, daß ich ihrer öffentlich mit aller Achtung gedenken würde, da sie doch etwas zum Nutzen des Ganzen beitrügen. Er lachte, und versprach mir, meinen Auftrag an die Behörde zu befördern. Ob er wohl Wort gehalten haben mag? — —

Das hiesige Jesuiterkollegium war ehemals sehr berühmt. Ein gewisser ermeländischer Bischof (Stanislaus Hosius) hat es gestiftet, und den neuen Geistlichen das ehemalige Franziskanerkloster in Besitz gegeben. Uebrigens gehörte diese Stadt ehemals zu den großen preußischen Städten, und hatte, als solche, Sitz und Stimme auf dem preußischen Landrathe. Nachher kam sie unter den Bischof von Ermeland, und ihre Privilegien hörten auf. — —

Sic homo ſit quadrupes, qui ſuit ante bipes! — —

## Achtzehnter Brief.

Königsberg, 1795.

Glück auf, Herr Bruder! — Endlich bin ich in dieſer Hauptſtadt des ganzen Königreichs angekommen! — Schon habe ich mehrere Bekanntſchaften gemacht; ſchon habe ich Briefe von meinen danziger Freunden, und auch von Dir, hier vorgefunden; ſchon habe ich das Schauſpiel mehr als einmal beſucht! — Doch, das alles nach der Ordnung! Wochen werden vergehen, ehe ich Dir eine detaillirte Schilderung dieſer Stadt geben kann; denn ich habe noch ſo viele einzelne Bemerkungen über das ganze Land für Dich in Petto, daß an dieſe Stadt noch gar nicht zu denken iſt. Auch hoffe ich gewiß, lieber Junge, daß Dir die Zeit bei Leſung meiner folgenden Briefe nicht lang werden wird, wenn Du auch darin noch nicht ſo bald eine Beſchreibung von Königsberg findeſt.

Vor's erste also itzt noch ein paar Worte über meine Reise bis hierher! — Mit den Grenzen von Ermeland scheint die hauptsächlichste schöne Gegend des Landes Preußen ihr Ende zu nehmen. Freilich findet man noch immer hin und wieder einige reizende Plätze, aber auch an vielen Orten viel Sand und eine halbe Wüste. Dies gilt besonders von den Gegenden, welche nahe am Haff liegen.

Heiligenbeil, sieben Meilen vor Königsberg, ist eine alte unansehnliche und sehr beschädigte Stadt, die zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erbaut ist. Hier war in den ältesten Zeiten ein dicker Wald, und als das Land noch heidnisch war, verehrten die Preußen in dieser Gegend ihren Gott Curcho, als das Symbol der Fruchtbarkeit. Sie hatten mit den alten Deutschen den Glauben gemein, die Götter könnten nicht in Tempeln eingeschlossen seyn, sondern sie würden besser im offenen Tempel der Natur verehrt; ein Glaube, der mir so einfältig wahr erscheint, daß ich deshalb schon gern eine Porzion Ab-

götterei vergebe. In der Mitte dieses Waldes also hatte Curcho unter einer alten, weitschattigen Eiche einen Altar, auf welchem ein beständiges Feuer zu seiner Verehrung unterhalten ward. Niemand durfte sich diesem Walde ohne heilige Ehrfurcht nähern; niemand durfte einen Baum darin fällen, aus Furcht, die daselbst wohnenden Götter zu beleidigen. Die schwerste Strafe war auf die Uebertretung dieser Verordnungen gesetzt. Daß also der Wald entsetzlich dick, und fast undurchdringlich gewesen sey, läßt sich denken.

Uebrigens erzählt man von der heiligen Eiche große Wunder, die zum Theil sehr natürlich zu erklären sind. So sagt man von ihr, sie sey immer grün gewesen. Dies heidnische Wunder kann vollkommen gegründet seyn; denn da unter derselben ein ewiges Feuer brannte, so ward die Erde dadurch auf eine gewisse Strecke in einer beständig temperirten Wärme erhalten, wodurch es also natürlich war, daß die Eiche immer von neuem wieder frische Blätter gewann; ohnedem, da es bekannt ist, daß

ein Eichbaum unter allen Bäumen, auch bei rauher Jahrszeit, am längsten belaubt bleibt.

Aber itzt kommt ein Wunder der Christen, und dazu gehört schon ein Glaube, der Berge versetzen kann. — Als nämlich die Ritter endlich Herren des Landes wurden, ertheilte der Orden Befehl, den bisher so heilig gehaltenen Wald umzuhauen, um jede Spur der Abgötterei zu vertilgen. Dieser Befehl ward denn auch mit Eifer vollzogen, denn er kam der Schwärmerei sehr willkommen. In kurzer Zeit war der ganze Wald ein leeres Feld; nur die eigentliche heilige Eiche stand noch in ihrer alten Majestät da, und trotzte der Verwüstung. Keine Axt konnte sie beschädigen; sie widerstand mit Gewalt jedem sie treffenden Schlage. Endlich kamen die Priester hinzu. Eine neue Axt ward mit allen Formalitäten geweiht und gesegnet; ein Bischof selbst, glaube ich, that den ersten Hieb, und der trotzige Baum mußte der größern Kraft der Weihung weichen, und ward vernichtet. — Wie man doch hier und überall nur darauf bedacht war, zu betrügen! —

Die Stadt, die auf derselben Stelle erbaut ist, in deren Bezirk die heilige Eiche gestanden hat, führt von dem Umhauen dieses Waldes ihren Namen und ihr Wappen. Sie selbst hat, wie gesagt, nichts Interessantes, außer daß hier ein gutes Bier gebraut wird, welches man in ganz Preußen verführt. Ich fand hier einen sehr liebenswürdigen, freundschaftlichen Mann an dem hiesigen evangelischen Erzpriester, der mich recht herzlich bat, ihn oft aus Königsberg zu besuchen. Er denkt aufgeklärt, und lebt als Christ, ohne sich deshalb mysanthropisch jeder erlaubten menschlichen Freude zu entschlagen. Er hat eine freundliche Gattin, und ein Häufchen wohlerzogener und guter Kinder.

Brandenburg ist ein königliches Amt, am frischen Haff gelegen, und meistentheils von Fischern bewohnt. Für den, der gern seinen Gaumen kitzelt, möchte dieser höchst traurige Ort noch immer seine Reize haben, indem man hier allerhand Arten der schönsten und besten Fische bekommt, die auch sehr gut zu-

gerichtet werden. Das Schloß ist weitläuftig, aber zum Theil zerstört. Der Amtmann, der Postmeister, und mehrere andre Offizianten wohnen darin. Der hiesige Amtmann ist ein unfreundlicher, mürrischer Mann. Gleich hinter Brandenburg sieht man die Thürme der Stadt Königsberg, obgleich sie noch drei starke Meilen davon entfernt ist. Der Weg dahin ist eben, und führt auf einen meistentheils leimigen Boden fort.

Das wäre nun also das Merkwürdigste von meiner Reise. Itzt noch einige einzelne Bemerkungen über Preußens Lage, Boden, Klima, Gewässer, Landeseintheilung und Staatsverfassung.

Das eigentliche Königreich Preußen, d. h. Ost- und Westpreußen zusammengenommen *), ist fast ganz von den Provinzen des ehemali-

---

*) Das itzige Südpreußen ist hier ein- für allemal ausgeschlossen; folglich ist das, was ich von Preußen berichte, nur von dem Lande zu verstehen, so wie es noch im Jahre 1792 war.

Anmerk. des Verf.

gen Polens umgeben. Bloß ein Theil des mitternächtigen Preußens grenzt an die Ostsee, und die Abendseite stößt an Pommern und an die Mark. Das ganze Land kann ungefähr einen Flächenraum von 1366 deutschen Quadratmeilen enthalten. Davon gehen auf Ostpreußen 735, und auf Westpreußen 631 solcher Meilen.

Das Klima ist in dem ganzen Lande gesund; nur haben diejenigen Provinzen, welche zunächst an der Ostsee liegen, eine veränderlichere Luft, als die andern, welche tiefer ins Land gehen. Dagegen ist aber auch Sommer und Winter in den Gegenden der See weit gemäßigter, als im Lande selbst; eine bekannte Erfahrung, welche allen am Meere gelegenen Ländern eigen ist. Die Stürme sind hier außerordentlich wüthend, besonders im Herbste und Frühjahre. In Danzig ist man schon ganz daran gewöhnt, und in Königsberg sollen sie auch nicht selten seyn.

Ganz Preußen ist, so zu sagen, eine unermeßliche Ebene. Die wenigen Erhöhungen, die

man daselbst antrifft, kommen in keinen Betracht; doch erhebt sich das Land, je weiter man nach Osten kommt. Drei Meilen hinter Königsberg, bei dem Dorfe Schaaken, am kurischen Haff, findet man zwar einen Berg, der in senkrechter Linie 500 Fuß hoch ist; allein es sind auch alle Beweise da, daß derselbe nicht von der Natur, sondern von der Kunst gemacht ist. Hier legten die deutschen Ritter Verschanzungen an, um die Einfälle der heidnischen Litthauer abzuwehren.

Der Boden des Landes ist nicht überall gleich. Bald findet man Sand, bald Leimboden, bald Torferde, bald schönen schwarzen Boden; im Ganzen aber ist das Land fast durchgängig sehr fruchtbar. Westpreußen hat einen eben so schönen und ergiebigen Boden, als Ostpreußen; allein es ist lange nicht so gut angebaut, als dieser letztere Theil, weil es unter polnischer Herrschaft sehr vernachlässigt ist. Eben das gilt von dem schönen Netzdistrikte, wo der Boden so außerordentlich fruchtbar ist, und wo alles im Ueberflusse gedeiht, was der

Mensch nur wünschen kann. In diesen beiden Provinzen giebt es zu wenig Hände, welche arbeiten, und diese wenigen sind überdem faul und träge, und müssen fast mit Gewalt zur Arbeit gezwungen werden.

In Ostpreußen denkt man schon lange Zeit auf eine bessere Kultur des Bodens, mit weit mehr Sorgfalt und mit sehr glücklichem Erfolg. Landbau und Viehzucht ist überhaupt der Haupterwerb der Preußen, und beides ist in einigen Gegenden dieses Landes zu einer Vollkommenheit gediehen, die viele andre Länder weit hinter sich zurückläßt. Die weise Sorgfalt und Aufmunterung des unsterblichen Königs hat Wunder bewirkt. Mit unsäglichem Fleiße hat man Sümpfe und Moräste von mehreren Meilen ausgetrocknet, und sie in fruchtbaren Boden umgewandelt. Man hat schöne und gesunde Futterkräuter für das Vieh ausgesäet, und diese Arbeit mit eben solchem Fleiße behandelt, als wäre es zur Nahrung für Menschen. Kurz, man hat gethan, was man sollte und konnte, und man hat sich belohnt ge-

funden. Die Regierung hat dabei Vorschriften gegeben, aufgemuntert, und Geschenke an Geld und Land vertheilt.

Fast in allen Gegenden Preußens baut man itzt Roggen, Haber, Gerste, Waizen, Buchwaizen, Hirse, Hanf, Flachs, Tabak, Hopfen, allerlei Gartenfrüchte, Krap oder Färberröthe, und Waide. Der Schwaden oder die Mannagrütze wird in ganz Ostpreußen geschöpft. Die Obstbaumzucht gedeiht seit der Mitte dieses Jahrhunderts vortrefflich; doch wird vermuthlich Westpreußen in Ansehung des schönern und wohlschmeckendern Obstes, so wie auch in Ansehung der Menge desselben, einen Vorzug vor Ostpreußen behalten. Wein will wegen der rauhen, veränderlichen Luft nicht recht fort.

Die Viehzucht gedeiht immer mehr und mehr. Das preußische Vieh, besonders Hornvieh, Pferde und Schafe, sind so gut, als man sie nur irgendwo findet. Die königlichen Stutereien, die mit großer Sorgfalt behandelt werden, geben schöne und wohlgebaute

Pferde, die jedoch nicht so stark als die polnischen sind.

An Wäldern ist noch immer, besonders an der Ostseite Preußens, ein beträchtlicher Ueberfluß, obgleich man gesteht, daß ehedem weit mehrere gewesen. Die Wirthschaft mit den Holzungen ist vordem auch nicht sehr nachahmungswürdig gewesen; itzt aber sind die strengsten und weisesten Verordnungen darüber. Die johannisburger Haide hatte ehemals zwölf Meilen in die Länge, und ist auch itzt noch sehr beträchtlich. Der Baumwald ist über drei deutsche Meilen lang. Die Kapornsche Haide hält nahe an sechs Meilen in die Länge, und der Frisching geht von Königsberg bis Friedland, also ebenfalls nahe an sechs Meilen. Diese Wälder liefern allerhand Arten von Bau- und Brennholz, Masten, Balken und Bretter für den ausländischen Handel, Holzkohlen, Harz und Potasche. Im Jahre 1624 ward eine Verordnung gemacht, daß sich niemand eher verheirathen solle, bis er 6 Obstbäume und 6 Eichen gepflanzt hätte. In diesen Wäldern

findet man häufig Hirsche, Rehe, Elendthiere, wilde Schweine, Hasen, Eichhörnchen, und viele Arten von Geflügel. In Ermeland soll man eine so große Menge von Gänsen und anderm großen Geflügel antreffen, daß daselbst jährlich für 40,000 preußische Gulden Gänsekiele und Federn verkauft werden.

Indeß sieht man es doch immer mehr ein, daß diese großen Wälder am Ende nicht hinreichen werden, und da die preußische Regierung ihre Sorgfalt nicht bloß auf die gegenwärtige, sondern auch auf die zukünftigen Generazionen ausdehnt, so denkt sie schon seit mehreren Jahren auf Vermehrung der Wälder. Man hat in neuern Zeiten besonders Versuche mit Anpflanzung des wilden Akazienbaums gemacht; diese Versuche sind gelungen, und itzt wird dieser so wohlthätige, brauchbare und schnellreifende Baum fast schon in ganz Preußen angepflanzt.

Die vielen Seen dieses Landes schenken einem Theile der fleißigen Einwohner desselben einen besondern einträglichen Nahrungszweig.

Man fängt Störe, Karpfen, Pomocheln, Schollen, Flundern, und besonders Murenen; ein Produkt, das man in dem übrigen Europa nur sehr selten findet.

Auf die Bienenzucht hat man sich schon lange mit großem Eifer gelegt, und dadurch ist in neuern Zeiten ein neuer, beträchtlicher Handelszweig für Preußen eröffnet worden. In den Niederungen sind viele Torfmoore, die mit großem Nutzen und zur Ersparung des Holzes gebraucht werden.

Ein wichtiges Produkt, was hier längs den Ufern der Ostsee in ziemlicher Menge gefunden wird, ist der Bernstein. Wenn der Seesturm eine Weile gehaus't hat, so ist die ergiebigste Bernsteinfischerei. Man fischt denselben mit Handnetzen, welche Käscher heißen, und an langen Stangen befestigt sind. Die Menschen müssen dabei weit in die See hineingehen; denn je weiter sie sich hineinbegeben, desto vortheilhafter und reicher ist der Zug. Diese Arbeiten verrichten einige Personen, die von besonderer Größe seyn müssen,

und

und von allen Militairdiensten befreit sind. Diese ganze Bernsteinfischerei, die etwa höchstens auf 20,000 Thaler Gewinn abwirft, ist königlich. Kein Privatmann darf sich unterstehen, auch nur ein Stück zu nehmen, was er am Ufer findet; wird er dabei betroffen, so entgeht er einer harten Strafe nicht. Es werden zu diesem Behuf eigne Leute, unter dem Namen der Strandreuter, besoldet, deren Geschäft es ist, am Ufer hin- und herzureiten, und Acht zu geben, daß niemand Bernstein aufsuche.

Eigentliche Sklaverei, wie man sie in Polen, Kurland und Rußland antrifft, findet man in Preußen nirgends. Der Bauer ist freilich Unterthan, und muß gewisse Frohndienste verrichten, die jedoch nicht lästig sind, und die Grenzlinien sind genau bestimmt, die der Grundherr nicht überschreiten darf. Der Bauer ist Leibeigner, aber nicht Sklav; er ist an das Gut gebunden, und darf ohne Erlaubniß dasselbe nicht verlassen; aber ihn geht die Person des Herrn nichts an. In einigen Gegenden von

Westpreußen wird der Bauer noch hart behandelt, und steht unter der Peitsche; dagegen sind aber auch die Güter, wo man dieses Recht exekutirt, am schlechtesten angebaut. In Ostpreußen findet man kein Recht des Peitschenschlages mehr; der Bauer besitzt Eigenthum, und sucht dasselbe so viel als möglich zu verbessern. Die Bauern auf den Domainen müssen gewisse Tage schaarwerken, haben es aber im Ganzen noch besser, als die adeligen Unterthanen. Es giebt auch viele freie Bauern, oder Köllmer, die auf Pacht oder Erbzins Grundstücke besitzen, die sie nach Ablauf ihres Kontrakts wieder verlassen können.

Die Lebensart dieser Leute ist sehr verschieden, und richtet sich theils nach den Gegenden, in welchen sie leben, theils nach ihrer häuslichen Lage. Die freien Bauern in den Niederungen und die Köllmer leben beinahe auf städtischem Fuße, haben ihr reiches Auskommen, und sind wohlgemästet. Der ostpreußische Leibeigne wird freilich auf eine andre Weise seines Lebens froh; aber er ist doch zu-

frieden mit seinem Schicksale, vergißt, daß es andern Menschen besser geht, arbeitet fleißig, und erwirbt sich sein Brot hinlänglich. Er ist lustig von Natur, tanzt, und berauscht sich zuweilen in Bier und Brantwein. Der westpreußische Unterthan hat weniger Lust zur Arbeit, ist zu Tücken geneigt, hat weniger Gefühl für die Freuden des Lebens, ißt und trinkt, was er hat, ohne sich etwas Besseres zu wünschen oder zu erwerben, ist grob, unhöflich und mürrisch, und liebt, wie der Ostpreuße, Musik, Tanz und Brantweinsrausch; aber das letztere in einem weit höhern Grade. Im Ganzen ist der preußische Bauer ein gesunder, starker und fester Schlag von Menschen, und man findet recht hübsche rothbäckige Mädchen unter ihnen. Sie haben eine eigne Art, unter einander schön zu thun, die freilich dem Städter sehr auffällt, doch aber die herzliche Einfalt dieser Leute anzeigt. Die Bauern im alten preußischen Litthauen sollen sehr von den eigentlichen Preußen in Sitten und Gebräuchen abweichen. Dieses werde ich Dir näher

berichten, wenn ich selbst jene Gegenden bereise.

Zum Handel ist Preußen ganz vortrefflich gelegen; denn nicht allein, daß die ganze Nordküste des Landes an die Ostsee stößt, so ist auch das Land von mehreren schiffbaren Strömen durchwässert, die durch Kanäle mit einander zusammenhängen, und eine trefflich leichte Verbindung mit dem baltischen Meere gewähren. Die Hauptströme dieses Landes sind: die Weichsel, die Elbing, die Mottlau, der Pregel, die Memel, die Deine, die Alle, die Angerappe und die Paßarge. Die Weichsel eröffnet eine Kommunikazion in das Herz von Polen, sogar bis an die Karpathen. Dazu ist nun noch die Kunst gekommen, und zwar schon zu einer Zeit, da andre Länder noch nicht daran dachten. Schon der große Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ Kanäle graben. Die vornehmsten Rheden dieses Landes sind bei Danzig, Pillau und Memel. Die erste ist für die Seefahrenden die sicherste und die beste an der preußischen Küste.

Die Hauptausfuhr Preußens ist Getreide, das fast in alle Länder Europens geht; besonders aber wird viel Gerste nach England verschickt. Nächst dem Getreidehandel ist der Holzhandel am wichtigsten. Eine große Menge Masten, Balken und Bretter gehen alle Jahre ins Ausland. Außerdem verführt man noch einiges Obst, Flachs und Hanf, Thierhäute und Talg, Theer und Pech, Weidasche, Pelzwerk, Bernstein, Wachs, Potasche, und andre Produkte mehr. Nach Polen gingen ehemals viele Manufaktur-, besonders Eisenwaaren. Die Einfuhr Preußens besteht vorzüglich aus Wein, Salz, Gewürz, Tücher, Seidenzeuge, Heringe, Zinn, Eisen, Kupfer, Blei, Tabak, Kaffee, Zucker, Rosinen, Mandeln, Feigen, Brasilienholz und Indigo.

Preußens Flagge geht in alle Meere, und wird sogar bis nach Marokko respektirt. Der eigentliche Stifter des Handels ist Friedrich der Zweite, dieser unsterbliche König, den weder Preußen noch die Welt vergißt. In Betreff des Handels hatte er seine eignen originellen

Maximen, die oft mit vieler Bitterkeit getadelt werden. Aber daß sie dem Lande wohlgethan, daß sie den höchsten Flor desselben befördert haben, daran ist kein Zweifel, und zeugt also hinlänglich von der weisen Beurtheilungskraft des großen Friedrichs, und von seinem scharfen Adlerblicke, der überall den rechten Standpunkt zu treffen wußte.

Vom Kunstfleiße war Friedrich gewiß in Preußen der Erfinder. Er war es, der ihn zuerst begünstigte, in der wohlgemeinten Absicht, seine Unterthanen nach und nach von allen ihren Nachbaren unabhängig zu machen, so daß sie nichts brauchten, was nicht im Lande selbst gebaut oder bearbeitet ward. Den Weg, den er bahnte, wandelte sein edler Neffe fort, und machte dadurch das Land glücklich. Jzt findet man in den kleinsten Städten Preußens wenigstens eine Fabrik, welche, unterstützt vom Hofe, alle ihre Arbeiten mit unermüdetem Eifer zu veredeln bemüht ist. Die hauptsächlichsten Manufakturen, die man in Preußen antrifft, sind Glas- und Eisenhütten, Eisen-,

Kupfer- und Messinghämmer, Papier- und Pulvermühlen, Tuch-, Leinwand-, Strumpf- und allerhand Wollenfabriken, so wie auch einige Seidenmanufakturen.

Die Aufnahme der salzburger Emigranten brach dem Kunstfleiße die erste Bahn. Preußen erhielt dadurch eine Menge nützlicher Arbeiter, die in mehreren Arten des Erwerbs erfahren waren, und dabei mit Fleiß und Eifer zu Werke gingen. Man sage, was man will, aber Friedrichs weises Koloniesystem hat dem Lande unendlichen Nutzen verschafft; es bewirkte den Flor des Landes, und setzte es hoch in die Reihe der besteingerichteten Staaten Europens. Fürwahr, wenn man Friedrichs Unternehmungen zum Heil seiner Länder genau betrachtet, so zeigen sie alle den gütigen Fürsten, der es wohl wußte, daß er um seiner Unterthanen willen da sey!

Und doch ließ sich dieser unsterbliche Mann, aus Vorliebe gegen einige entlaufene Ausländer, verleiten, seinem Lande wehe zu thun; ein Beweis, daß auch die Sonne nicht ohne

Flecken ist! Franzosen, — Menschen, die der itzigen französischen Nazion so unähnlich sind, als das Sonnenstäubchen der Sonne, — kamen flüchtig ins Land, und überredeten den Monarchen zur Anlegung von Monopolen, deren Schwere das Land nur zu bald empfand. Akzise und Regie! — Welcher Patriot muß nicht wünschen, daß diese lästigen Monopole abgeschafft würden, welche In- und Ausländer an der sonst so musterhaften preußischen Regierung mit Bitterkeit tadeln? — Ich sage nichts davon, daß man auf Waaren des Luxus und des Ueberflusses einen Zoll legt; das ist gerecht, das ist billig, und sogar nothwendig; aber daß man auch die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, ohne die kein Mensch existiren kann, daß man auch diese noch mit Abgaben belastet, daß der Arme von dem trockenen Brote, das er sich mit Mühe erwarb, auch der Regierung etwas abgeben muß: — das ist doch wohl hart, und wer kann das entschuldigen? — —

Freilich ist die gewöhnliche Einwendung: das Ganze verliere dadurch nichts, indem jeder

mit seiner Arbeit wieder aufschlägt. Dieser Grund hat Schein; aber er bleibt auch bloß Schein, und sobald man sich näher daran wagt, ist er verlöscht. Der Kaufmann, der Fabrikant, und, wenn man will, auch der Handwerker, allen diesen steht es frei, mit ihren Waaren aufzuschlagen; aber eben so gut steht es auch andern frei, dieses nicht zu bezahlen, und sich an Männer zu wenden, welche wohlfeiler mit ihren Produkten sind; und solcher findet man doch Unzählige! — Indeß, wenn das auch alles nicht wäre; wenn unter allen diesen eine gemeinschaftliche Verabredung statt fände, ihre Produkte nicht niedriger an den Mann zu bringen: so leidet dagegen die ärmere Volksklasse auf eine doppelte Weise. Denn, nicht allein, daß der Tagelohn des Arbeiters niemals erhöht wird, so muß er itzt auch noch seine nothwendigsten Bedürfnisse theurer bezahlen, als es sonst war.

Doch, hier ist nicht der Ort, das alles näher zu untersuchen. Weise wäre es indeß immer von der preußischen Regierung, — und

als Patriot wünschte ich, daß es sobald als möglich geschähe, — daß sie dergleichen lästige Monopole allmählig einstellte, und, wenn es ja seyn muß, andre weniger verhaßte Quellen neuer Auflagen entdeckte, unter denen der Arme nicht so viel leidet. Denn, überhaupt schon das Wort Akzise ist jedem preußischen Unterthan verhaßt, weil sein Ursprung von Menschen herrührt, die freilich bei der itzigen Regierung ihren Einfluß verloren haben, deren Unternehmungen man aber nicht mit ihnen zugleich vernichtet hat.

Uebrigens ist die preußische Regierungsverfassung, im Ganzen betrachtet, so weise, so mäßig und so menschlich eingerichtet, daß sie jeder andern zum Muster vorgestellt werden kann. Die Ausländer tadeln oft, und wissen selbst nicht, was? — In Preußen ist nichts weniger als Despotie, ungeachtet der Fürst hier ganz unumschränkt regiert. Sie war es vielleicht unter Friedrich Wilhelm I; aber sie hörte auf, es zu seyn, unter Friedrich dem Großen, und ward vollkommen abgeschafft un-

ter Friedrich Wilhelm dem Gütigen. Der Bürger ist hier ganz frei; er kann reden, schreiben und handeln wie und was er will, ohne daß ihn ein Mensch zur Verantwortung zieht, wenn er nur nicht die öffentliche Sicherheit beleidigt. Gerechtigkeit darf jeder erwarten, und selbst der König darf nicht, wenn er auch wollte, Ungerechtigkeiten begehen. Die Abgaben sind, genau genommen, so menschenfreundlich und so weise vertheilt, daß sie keinem sehr lästig fallen.

Die ganze Verfassung des Landes beruht auf sichern Grundgesetzen, und das Ansehn dieser Gesetze auf der fürstlichen Gewährleistung. Der Fürst beschwört bei seiner Thronbesteigung weder die Gerechtsame des Landes, noch die Privilegien einzelner Theile, und doch bleibt alles unangetastet und in vollkommener Sicherheit. Die Prozesse nehmen immer mehr ab, und werden schneller als sonst und ohne Chikane entschieden. Preußen hat ein eignes, schön geschriebenes und vollständiges Gesetzbuch, das alle mögliche Vorfälle genau bestimmt, und das in jedermanns Händen ist. Der große

König machte den Anfang damit, überließ aber die Vollendung desselben seinem Neffen, und diesen verehrt itzt das Land als seinen Gesetzgeber. Das Kriminalwesen ist in Preußen so milde, als es nur irgendwo seyn kann. Die preußische Toleranz dient zum Muster aller übrigen Staaten; auch die Juden haben hier ihre großen Vorrechte. Das so furchtbar geschilderte preußische Kantonwesen verliert das Schreckliche, sobald man es in der Nähe betrachtet. Es ist die einzig mögliche Art, auf die leichteste Weise zu jeder Zeit die Truppen vollständig zu haben. In einem militairischen Staate, wie Preußen, das, so lange die Welt bleibt, wie sie ist, ein stehendes Heer auf den Beinen haben muß, um seinen Nachbaren zu trotzen, gehört das Kantonwesen mit zu den nothwendigen Uebeln. Das Land verliert dadurch gewiß nicht viel arbeitsame Hände, wenigstens ist der Verlust erträglich; denn die Hälfte der preußischen Armee besteht aus geworbenen Ausländern. Die Regierung ist auch bei dieser Einrichtung gewiß sehr weise und

mäßig zu Werke gegangen. Der Bauer wird sogar gern Soldat, weil er sich auf den Ehrentitel etwas einbildet; und in Friedenszeiten bringt er den größten Theil des Jahrs in seiner Heimat zu, und arbeitet dort, was er erlernt hat. Einige Städte in Preußen, unter denen auch Danzig sich befindet, sind ganz vom Kantonwesen befreit.

In Ansehung der Eintheilung von Ostpreußen *) muß man sich eine dreifache merken. Zur Kenntniß des Landes in den ältesten Zeiten, ehe der Orden daselbst festen Fuß faßte, ward Ostpreußen in 11 Landschaften eingetheilt, mit deren Aufnennung ich jedoch Deine Geduld nicht ermüden will. Zur Kenntniß der Geschichtschreiber und Geographen theilt man Ostpreußen in 4 Kreise, nämlich Samland, Oberland, Natangen und Litthauen. Diese Eintheilung ist im gemeinen Leben die gewöhn-

---

*) Ueber die Eintheilung von Westpreußen ist schon oben das Nothwendigste gesagt.

Anmerk. des Verf.

lichste. Jeder dieser Kreise wird abgetheilt in deutsch und polnisch. Seit der Verwandelung des Ordenslandes ist Ostpreußen auch in Hauptmannschaften eingetheilt. Endlich, zur Kenntniß der Geschäfte bei Kammer- und Justizsachen, wird dies Land noch eingetheilt in 6 steuerräthliche Kreise und in 16 Justizämterkreise.

Die höchsten Landeskollegia sind, für Ostpreußen die Regierung zu Königsberg und das Hofgericht zu Insterburg, und für Westpreußen die Regierung zu Marienwerder und das Hofgericht zu Bromberg. Jedes dieser Gerichte hat seine gewisse Distrikte unter sich, und jeder dieser Distrikte hat seinen Justizrath und Aktuar. Sie hängen nicht von einander ab, sondern stehen allein unter dem Staatsministerium zu Berlin. Jede Regierung besteht aus zwei Senaten, jedes Hofgericht aus einem.

Die niedern Landesgerichte sind: die Universität, die adeligen Erbämter, das Landvoigteigericht zu Heilsberg, das Voigteigericht zu

Marienburg, die adeligen Patrimonialgerichte, und die eigentlichen Stadtgerichte. Adelige Gutsbesitzer haben zwar eine eigne Jurisdikzion auf ihren Gütern; aber der daselbst angesetzte Justiziarius muß für alles verantwortlich seyn. Die eigentlichen adeligen Landgüter sind von Fourage- und Servicegeldern frei, stehen in Justizsachen unter dem Oberlandesjustizkollegium, und in Kammeralsachen unter den Kreislandräthen. Diese Güter behalten ihre Privilegien, wenn sie auch an Bürgerliche kommen. Es giebt auch nichtadelige Freigüter, deren Besitzer frei über dieselben verfügen können. Noch giebt es köllmische Güter, die auf Erbpacht verliehen werden, und dergleichen mehr.

In jedem königlichen Domainengute sitzt ein sogenannter Amtmann, der einen Justiziarius an seiner Seite hat. Der Amtmann hat bloß die Oekonomiesachen des Guts unter seiner Aufsicht; der Justiziarius schlichtet die kleinen vorfallenden Streitigkeiten. Alle Domainen stehen unter den Kammergerichten. Ueber

das Forstwesen stehen theils Oberförster, theils Unterförster. Die Finanzsachen gehören an das Oberfinanzkollegium.

Die Städte theilt man in Mediate und Immediate, von denen einige mehr, andre weniger Privilegien haben. In Finanz-, Polizei- und Handelssachen stehen sie unter den Kriegs- und Domainenkammern.

Da hast Du nun, lieber Freund, das Merkwürdigste von Preußen im Allgemeinen. Manches wird Dir wohl schon bekannt seyn; indeß, um etwas Vollständiges zu liefern, mußte ich auch das Bekannte nicht weglassen. Lebe für heute wohl! Wenn ich wiederschreibe, so erhältst Du einen kleinen Auszug aus der Geschichte des Preußenlandes.

---

# Neunzehnter Brief.

Königsberg, 1795.

Die Geschichte des Landes Preußen vor der Ankunft des deutschen Ordens ist so gut, als verloren. Griechen, Phönizier, Marseiller und Römer hatten durch den Bernsteinhandel Schiffernachrichten von diesem Lande, die aber sehr unvollständig waren, weil sie nicht tief ins Land eindrangen. Herodot, der älteste Geschichtschreiber, erwähnt, daß man Bernstein und Zinn aus dem tiefsten Norden nach Griechenland gebracht habe, und zwar den erstern von dem Flusse Eridanus, das zweite aber von den Caßiterischen Inseln; auch setzt er hinzu, daß der Bernstein nur an der Küste der Ostsee in großer Menge gefunden werde. Einige Geschichtschreiber behaupten, der Eridanus des Herodot sey die itzige Radaune gewesen; allein diese Behauptung ist vielem Zweifel unterworfen. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu entscheiden; aber sicher ist es, daß der Bernstein in großer Menge auch an der

ganzen Küste von Jütland, bis Britannien hin, gefunden wird, und daß die Juden daselbst noch bis diese Stunde einen für Dänemark sehr schädlichen Schleichhandel damit treiben.

Herodot erwähnt eines Kaufmanns aus Marseille, Namens Pytheas, der dritthalbhundert Jahre vor Christi Geburt diese Gegenden bereis't haben soll, und von dem man noch einige Fragmente vorfindet, welche es beweisen, daß er auf seiner nordischen Reise bis nach Preußen gekommen sey. Dieser Pytheas nennt ein Volk, unter dem Namen der Gudonen, welches an der Küste der Ostsee einen Strich Landes von 6000 Stadien *) bewohnte. Diese Gudonen, sagt er, saßen an einem Vorgebirge, welches Montenomon hieß, an einem Busen der Ostsee. Eine Tagereise von ihnen lag die Insel Baltea, und auf dieselbe warfen die Fluten des Meers den Bernstein. Wahr-

*) Eine Stadie enthält 125 Schritte.
A. d. V.

scheinlich sind diese beschriebenen Plätze die preußischen Landschaften Nadrauen und Schalavanien. Der Busen der See war alsdann das kurische und frische Haff, und das Vorgebirge Montenomon waren die beiden Nehrungen.

Einige sichere Nachrichten von diesem Lande giebt uns ein gewisser Wulfstan, ein Abentheurer, und von Geburt ein Jütländer, der im neunten Jahrhunderte mit einem Normanne, Namens Roles, auf Entdeckungsreisen ging, und dadurch seinen Namen unsterblich machte. Roles ging von Helgeland nach Hela, welches damals der Haupthafen aller Schiffe war, welche aus der Ostsee in die Nordsee wollten. In Preußen war Cruso der letzte Handelsplatz, wahrscheinlich in der Gegend, wo itzt Elbingen liegt. Wulfstan selbst machte die Reise dahin, und in seinen Nachrichten finden wir schon des heutigen Flusses Elbing gedacht. Er erzählt, daß dieser Fluß aus Oestland komme; daß der Fluß Wisle, die heutige Weichsel, nicht aus Oestland, sondern aus Wendenland entstehe; daß sie dem Flusse El-

bing seinen Namen gebe, und sich ins frische Haff ergieße. Auch meldet er: Oestland sey ein großes Land, habe viele Städte, vielen Honig und viele Fische. Die Vornehmen tränken Stutenmilch, die Aermern aber Meth. Die Bewohner wären gutmüthige, ruhige Menschen, dabei aber große Zauberer; denn sie verständen, mitten in der großen Hundstagshitze, Eis zu machen. Dies geschah nun wohl ohne Zauberei in den sogenannten Eiskellern, deren Gebrauch man damals vielleicht schon kannte; allein davon wußte Wulfstan freilich nichts.

Bei Adam von Bremen, einem Domherrn aus dem 11ten Jahrhunderte, der auch einige nordische Länder bereis'te, findet man zum erstenmale die Ostsee »das baltische Meer« genannt.

Indeß sind alle diese Nachrichten doch ungewiß; denn Preußen selbst hatte vor dem vierzehnten Jahrhunderte keinen eignen Geschichtschreiber. Gothen und Wenden, vielleicht auch Finnen, wohnten hier in den ältesten Zeiten.

Man nennt die alten Bewohner Preußens auch Oestier, oder Einwohner des Oestlandes; ein Name, den sie mit mehreren Nazionen gemein hatten.

Der Name Preußen kommt erst gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts vor, und wird zuerst von den Biographen des heiligen Adalberts genannt. Woher der Name komme? ist ungewiß; man streitet sich darüber, und entscheidet nichts. — Nach den Nachrichten Adams von Bremen hat Preußen damals mit Rußland zusammengestoßen. — Der Sprache nach, waren die Preußen, bei Ankunft des deutschen Ordens, mehr zu einem slavischen oder lettischen, als zu einem deutschen Völkerstamme zu rechnen. Die alte preußische Mundart hat sich am längsten in den Provinzen Natangen und Samland erhalten, und erhält sich zum Theil noch daselbst.

Der älteste preußische Geschichtschreiber ist Peter von Duisburg, ein Priester des deutschen Ordens, und also auch ein warmer Vertheidiger desselben. Dieser Mann giebt

freilich die besten und ältesten Nachrichten von Preußen; allein man findet bei ihm keine Zeitbestimmung, und überdem erzählt er die lächerlichsten, wunderlichsten Begebenheiten mit einer Ernsthaftigkeit, die seinem Kopfe keine Ehre macht. Er thut also freilich nicht den Forderungen historischer Kritik Genüge; indeß ist er doch die einzige Quelle, an welcher man sich in dieser dunkeln und verworrenen Zeitperiode halten kann.

Nicht als eigentliche Wilde, aber doch als Barbaren erscheinen uns die Preußen in den alten Nachrichten. Sie aßen Pferdefleisch, tranken Kuhmilch, und behandelten ihre Weiber als Mägde. Man findet unter ihnen keine Spur von königlichem, fürstlichem oder adeligem Ansehn; wohl aber von Pfaffenregimente, welches allemal ein Beweis von der Dummheit der Nazion ist. Der Hauptsitz ihrer Götterverehrung soll erst zu Romove gewesen, nachher aber nach Heiligenbeil verlegt worden seyn. Hier wurden unter einer immer grünenden Eiche folgende Gottheiten verehrt: Der

Gott Perkun; er war der Gott des Donners, der Jupiter der Römer; eine Gottheit, die alle slavischen Völker mit einander gemein hatten. Ihm folgte Pikollos, der Urheber des Bösen, und Potrimkos, der Urheber alles Guten. Dies waren die vorzüglichsten Gottheiten der Preußen. Ihnen waren mehrere kleinere an die Seite gesetzt, von denen Curcho, als Symbol der Fruchtbarkeit, der erste war. Unter der Eiche brannte ein ewiges Feuer, wodurch wahrscheinlich dieselbe ohne Zauberei beständig grün erhalten ward.

Wo Romove gelegen? läßt sich nicht bestimmen. Dieser Wohnsitz jener Gottheiten ward durch die Polen im 12ten und 13ten Jahrhunderte zerstört, worauf die Preußen ihre Götterverehrung nach Heiligenbeil, in den sogenannten heiligen Wald verlegten. Unter den Priestern war der Krive der vornehmste, und seine Gehülfen waren die Waidelotten, welches Leute waren, die geheime Wissenschaften zu besitzen vorgaben, und ungefähr eben solche Schwärmer wie die heutigen Scha-

manen waren. Diese Priesterschaft findet man unter keinem slavischen Volke. Aus den Begräbnißzeremonien der Preußen läßt es sich vermuthen, daß sie einige, obgleich dunkle Vorstellungen von einem künftigen Leben hatten; denn sie verbrannten ihre Todten zugleich mit allen ihren Habseligkeiten, besonders mit ihren Weibern und Pferden. Die Vielweiberei war bei ihnen unverboten. Ihre Gastfreundschaft aber verdient kein Lob; denn sie bestand einzig aus Fressen und Saufen, wie bei den Lappländern.

Man dichtet den Preußen schon im 9ten und 10ten Jahrhunderte viele Kriege mit Polen an, welche sie geführt haben sollen; allein dies ist Unwahrheit. Ihre Kriege fingen erst zu den Zeiten des polnischen Herzogs Boleslaw des Tapfern an, der die Ermordung des heiligen Adalberts zum Rechtsgrunde nahm, tiefer in Preußen einzudringen.

A d a l b e r t, dieser heilige Abentheurer, dieser unruhige Kopf, der nirgends rasten konnte, dessen ganzes Leben eine Quelle selbst-

geschaffner Unfälle war, wollte auch die Wirkungen seiner Bekehrungssucht in Preußen versuchen. Sein eigentlicher Name war Woidek, und er stammte aus einem angesehenen gräflichen Hause Böhmens. Er war anfangs Bischof zu Prag, und hätte in diesem Posten gemächlich und glücklich leben können, wenn es sein unruhiger Geist ihm erlaubt hätte. Allein dieser verwickelte ihn in Händel; er mußte flüchten, ward wieder zurückberufen; aber da er noch nicht klüger geworden war, so kam er in neue Streitigkeiten, floh abermals, und entschloß sich nun, als Missionair nach Preußen zu gehen. Zu diesem Ende meldete er sich beim Herzoge Boleslaw, der sich sogleich bereitwillig finden ließ, und ihm ein großes Geleit mitgab. Er kam mit seiner Bedeckung zuerst in Danzig an, hielt sich daselbst eine Weile auf, ging alsdann über das frische Haff nach Samland, und stieg in der Gegend von Fischhausen ans Land. Hier fing er sogleich seine Predigten an; da er aber mit einer Bedeckung von den Todfeinden der Preußen

sich zeigte, so wurden diese dadurch mißtrauisch auf ihn gemacht, trauten seinen Worten nicht, überlieferten ihn dem sogenannten Sudauischen Winkel, und ermordeten ihn im Jahre 997. Sein Leichnam ward nachher den Preußen vom Herzoge Boleslaw für eine ansehnliche Summe Geldes abgekauft, und in Gnesen beigesetzt, von wo er späterhin durch die Böhmen nach Prag gebracht worden ist. Diesem unglücklichen Schwärmer soll nachher im 13ten Jahrhunderte, auf der Stelle, wo er erschlagen worden, die erste christliche Kirche erbaut worden seyn.

Eben so unglücklich ging es dem zweiten Abentheurer, der die Bekehrung der Preußen versuchte. Dies war ein Benediktinermönch aus Sachsen, Namens Bruno, der zugleich Hofkapellan Königs Otto des Dritten war. Dieser durchstrich gleich in den ersten Jahren des 11ten Jahrhunderts zweimal das ganze Land, setzte hin und wieder Prediger an, ward aber im Jahre 1005, mit achtzehn seiner Gefährten, von den wüthenden Preußen erschlagen.

Die Ermordung dieser beiden Männer gab den Polen die Veranlassung, in Preußen einzudringen. Anfangs waren sie glücklich, und setzten sich im Besitz des Kulmerlandes; bald darauf aber entstanden in Polen selbst mehrere innere Unruhen, und dadurch erhielten die Preußen in kurzer Zeit ein so schreckliches Uebergewicht, daß Polen keinen furchtbarern Feind hatte. Zweihundert Jahre lang sengten und brennten itzt Polen und Preußen gegenseitig, die Erbitterung stieg immer mehr, und die Republik sah sich endlich auf dem höchsten Gipfel des Unglücks.

Von diesen verheerenden Einfällen der wüthenden Preußen litt Herzog Konrad von Masuren am meisten. Um diese Zeit kam ein deutscher Bischof, Namens Christian, nach Polen, und, durch das traurige Schicksal seiner beiden Vorgänger nicht erschüttert, fing er an, im Kulmerlande das Christenthum zu predigen, und erschien bald darauf als erster Bischof von Preußen. Dieser Mann, der überhaupt mehr Muth, Geistesgröße und Ent-

schlossenheit bewies, als seine Vorgänger, gab dem bedrängten Herzoge von Masuren den Rath, entweder einen Kreuzzug gegen die Preußen aufzubieten, oder irgend einen geistlichen Ritterorden zur Hülfe ins Land zu rufen.

Auf diesen Rath nahm Herzog Konrad in Sold, oder stiftete vielleicht, den Ritterorden von Dobbrzin; allein dieser war zu schwach, die Preußen abzuwehren, deshalb ward nunmehr von Rom aus ein förmlicher Kreuzzug gegen dieselben gepredigt. Im Jahre 1218 kam nun eine Menge deutscher Kreuzfahrer nach Preußen, drangen daselbst ein, eroberten aufs neue das den Polen entrissene Kulmerland, setzten den vertriebenen Bischof Christian daselbst wieder ein, und kehrten alsdann in ihre Heimat zurück, ohne die Preußen besiegt zu haben. Diese hielten sich in ihren undurchdringlichen Wäldern versteckt, so lange das christliche Heer im Lande haus'te; sobald dasselbe aber den Rücken gekehrt hatte, drangen sie wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, überfielen aufs neue die polnischen Länder, ver-

jagten den christlichen Bischof, und verwüsteten hauptsächlich die Staaten des Herzogs von Masuren.

Nun gab der Bischof Christian zuerst den Rath, die deutschen Ordensritter, die damals ihre Rolle zu spielen anfingen, ins Land zu rufen, und sie zur Eroberung von Preußen aufzufordern. Die Befolgung dieses Raths kostete dem Herzoge freilich einige Mühe, indem er noch immer Hoffnung hatte, das Land Preußen einmal seinem Reiche einzuverleiben; allein »Noth lehrt Beten,« sagt das Sprüchwort, und Herzog Konrad war in höchster Noth, also gab er seine politischen Plane auf, und folgte dem bessern Rathe des kulmischen Bischofs.

Der deutsche Orden, oder, wie er auch sonst genannt wird, der Orden unsrer lieben Frauen zu Jerusalem, ist veranlaßt, nicht gestiftet, von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck, die den Kreuzfahrern nachfuhren, um an ihnen eine sichere Bedeckung für ihre Waaren zu haben. Diese Kaufleute

befanden sich bei der Belagerung von Ptole-
mais; und da nun hier die Verpflegungsan-
stalten sehr schlecht, der Kranken und Verwun-
deten aber sehr viele waren, so verbanden sich
einige von ihnen, aus Menschenliebe, einige
Verpfleghäuser zum Besten ihrer verwundeten
Brüder zu errichten, und sie in denselben zu
warten.

Diese menschenfreundliche Handlung, die
nur ein Dummkopf tadeln kann, fand bald
viele Nachahmer; denn es war damals noch
nicht Mode geworden, lange zu untersuchen,
unterdessen die Leidenden, aus Mangel an
Pflege, umkamen. Man ging rasch, obgleich
mit einiger Schwärmerei, zu Werke; Wohl-
that für einen Haufen unglücklicher Menschen
war diese Schwärmerei! — Einige deutsche
Fürsten, namentlich der wackere Herzog Fried-
rich von Schwaben, versuchten es, ihren Rit-
tern den Vorschlag zu thun, sich unter einan-
der zur Pflege der Kranken, zur Beschützung
der Hospitalhäuser, und zur Vertheidigung
derselben zu verbinden. Dieser Vorschlag ward

angenommen; viele Ritter verbanden sich zu gegenseitigen Ordenspflichten, und Papst Cölestin der Dritte, wie auch Kaiser Heinrich der Sechste, bestätigten im Jahre 1191 am 12ten Februar diesen neuen Orden.

Diese Ritter erschienen zuerst unter dem Namen: »die Ritter des Hospitals der heiligen Maria zu Jerusalem,« und erst späterhin nahmen sie den Namen der Kreuzbrüder an; auch nannte man sie zuweilen Marianenritter. Den Namen der Kreuzbrüder erhielten sie von ihrer Kleidung. Sie trugen über einem schwarzen Rocke einen weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz befestigt war. — Der erste Meister des Ordens war Heinrich Waldpott von Paßenheim. — Der ganze Orden ward gestiftet nach der Regel des heiligen Augustinus, und bekam dieselben Verpflichtungen, zugleich aber auch dieselben Vortheile, welche die schon vorher gestifteten Johanniter- und Tempelritterorden erhalten hatten.

Die ersten Gesetze dieses Ordens waren

hart, strenge und eingeschränkt. Sie mußten die strengste Keuschheit beobachten. Nur ein schuldenfreier Ritter ward in den Orden aufgenommen. Jeder einzelne Ritter war mit Leib und Seele zu dem blindesten Gehorsam verbunden.

Der ganze Orden bestand aus geistlichen Brüdern, oder Priestern, aus weltlichen Brüdern, oder Rittern, und aus sogenannten Halbbrüdern, Halbschwestern und Laienbrüdern. — Diese drei letztern waren Personen beiderlei Geschlechts, welche dem Orden ihr Vermögen vererbt, oder sich sonst auf andre Art demselben verbindlich gemacht hatten. Sie trugen ein halbes Kreuz, und waren wahrscheinlich nachher die Spione des Ordens, weil sie überall zerstreut lebten, und doch heimlich mit dem Orden enge verbunden waren.

Das Haupt des ganzen Ordens hieß der Meister, nachher Hoch- oder Großmeister. Dieser ward von allen Mitgliedern durch Stimmenmehrheit gewählt. Eigentlich gab es freilich nur 13 Brüder, die als Wahlherren

den Meister wählten; aber die übrigen Ritter mußten ihnen beistimmen, oder die Wahl ward verworfen.

Wie in der Folge der Orden groß, reich und mächtig ward, entstanden auch immer mehrere und wichtigere Aemter. Da folgten auf den Hochmeister die Landmeister, oder Verweser der Provinzen. Auf diesen kamen die fünf großen Ordensgebietiger; nämlich der Großkommenthur, der die Aufsicht über alle Magazine hatte; der oberste Marschall, der die Armee gegen die Feinde anführte; der oberste Spittler, der die Direkzion über alle Hospitäler hatte, und von allem Rechnungsablegen frei war, um desto unumschränkter Gutes stiften zu können; der oberste Drappierer, der für Kleidung und Rüstung der Ritter sorgen mußte; und endlich, der oberste Dreßler, der die Aufsicht über den Schatz des Ordens hatte.

Nach den Großgebietigern folgten die Gebietiger, von denen die meisten Kommenthure waren. Zu diesen gehörte auch nachher der Landkommenthur im kulmischen Lande; bestän-

diger Statthalter des Hochmeisters. Die Kommenthure waren Vorsteher der Konvente. Ein Konvent bestand anfangs nur aus 12 Rittern, nachher aber kamen noch 6 geistliche Brüder hinzu. Außerdem findet man noch zwei Vögte auf Natangen und Samland, von denen aber nicht ausgemacht ist, ob sie Kommenthure gewesen, oder nicht. Von den Landkommenthuren sind die Hauskommenthure zu unterscheiden; dies waren Kommandanten in den Schlössern und Vesten.

Der Orden war in seinem ersten Anfange ganz unbedeutend. Selbst noch unter seinem vierten Hochmeister, Herrmann von Salza, war er im Jahre 1210 so verächtlich und so herabgesunken, daß dieser Hochmeister selbst klagte, der Orden sey nicht im Stande, zwölf gewappnete Ritter auf seine Kosten auszurüsten. Und doch stieg unter eben diesem Hochmeister der Orden auf die erste Stufe seiner Größe. So führt oft ein unerwartetes Zusammentreffen der Umstände zur Erreichung eines Zwecks, den man sich nicht als möglich dachte! Der

Orden mußte sich damals aus Palästina nach Europa zurückziehen, weil er den sogenannten Ungläubigen nicht länger widerstehen konnte. Herrmann von Salza war ein intimer Freund Kaiser Friedrichs des Zweiten, und dieser beschenkte ihn mit Land und Geld so reichlich, und hob seinen Orden so empor, daß er in kurzer Zeit mehr als 2000 Ritter zählte.

In diesem Zustande zunehmender Größe befand sich der Orden, als sich Herzog Konrad von Masuren genöthigt sah, denselben zum Schutz gegen die heidnischen Preußen ins Land zu rufen. Der erste förmliche Kontrakt darüber ist am 23sten April 1228 unterzeichnet. Nach diesem Vertrage schickte der Hochmeister einen Ritter mit 100 Reutern nach Polen, um zu sehen, wie es an der Grenze von Preußen aussähe. Dieser Abgesandte erhielt vom Herzoge das Versprechen, daß alles Land, was der Orden von Preußen erobern würde, demselben auf ewige Zeiten eigenthümlich gehören sollte. Damit aber der Orden sogleich bei seiner Ankunft festen Fuß in Preußen hätte, so

trat der geschäftige Bischof Christian dem Orden alle seine geistlichen Besitzungen im Kulmerlande ab, und behielt sich bloß einige Tafelgelder vor. Der Ritter machte bei seiner Rückkehr dem Hochmeister eine ziemlich fürchterliche Schilderung von dem Lande Preußen und dessen Bewohnern, die den Hochmeister beinahe abgehalten hätte, den Vertrag einzugehen. Indeß, die Einladung war zu schmeichelnd, und der Gewinn zu groß, als daß er nicht wenigstens einen Versuch hätte wagen sollen. Er schloß also den Vertrag mit dem Herzoge ab, und Kaiser und Papst bestätigten denselben. Uebrigens erwarb sich der Kaiser durch diese Bestätigung kein Lehnsrecht auf Preußen, sondern er gab eine bloße Garantie des Vertrags zwischen Konrad von Masuren und dem deutschen Orden.

Bei der Ankunft der deutschen Ordensbrüder, welche, wie man sagt, bei Nißuva in Cujavien über die Weichsel gingen, und mit Anlegung des Blockhauses Thor den Anfang zur Eroberung des Landes machten, war Preu-

ßen in 11 Gebiete getheilt. Von den Namen der kleinern Bezirke und einzelner Ortschaften haben sich noch viele bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Anlage des Blockhauses Thor geschah wohl hauptsächlich deswegen, um einen sichern Rückzug zu haben, im Fall die Unternehmung des Ordens gegen die Preußen unglücklich ablaufen möchte. Im Jahre 1232 bauten die Ritter bei diesem Blockhause verschiedene Gebäude an, und dies war der Ursprung der alten Stadt Thorn.

Volle 53 Jahre mußte der Orden, obwohl durch häufige Kreuzfahrer unterstützt, mit Bezwingung des Landes zubringen. Die Hauptursachen, daß sich dieser Krieg so in die Länge zog, waren folgende. Das Land war unzugänglich, und durch Wälder und Moräste geschützt. Die zahlreichen Einwohner des Landes Preußen waren mit dem Kriege und mit den Waffen sehr wohl bekannt, und widerstanden ihren Feinden hartnäckig. Samland allein war im Stande, 4000 Reiter und 4000 Mann Fußvölker ins Feld zu stellen. Dazu kam, daß die

deutschen Kreuzfahrer nur immer eine kurze Zeit im Lande blieben, und ihre Unternehmungen durch die Unbeständigkeit des Wetters oft fehlschlugen. Endlich waren auch die Ritter hauptsächlich mit Schuld daran; denn diese banden sich nicht an bewilligte Verträge, brachen dieselben nach Willkühr, drückten selbst diejenigen, welche sich ihnen freiwillig ergeben hatten, und verübten Grausamkeiten, wodurch sie sich immer neue Feinde erweckten. Auch die benachbarten Herzoge von Pommern mischten sich oft ins Spiel, und gaben den Preußen Hülfe, weil ihnen die wachsende Macht des Ordens in der Nähe ihrer Länder gefährlich zu werden schien.

Von dem ganzen 53jährigen Kriege sind übrigens hauptsächlich folgende Data zu merken. In den ersten 10 Jahren war der Orden glücklich. Er drang durch das kulmische Gebiet weiter nordwärts, nach Pomesanien, Ermeland und Natangen, und gewann im Jahre 1240 die erste entscheidende Schlacht über die Preußen bei dem Dorfe Balga, am

frischen Haff. Seit dieser Zeit erhält sich der Orden nur mit Mühe im Lande. Svantopolk, Herzog von Niederpommern, verband sich mit den Preußen, theils aus Eifersucht gegen den Orden selbst, theils aus Unwillen gegen seinen ältesten Sohn, der sich wider seinen Willen in den Orden hatte aufnehmen lassen. 10 Jahre lang ging es nun dem Orden wieder schlecht. Die Ländereien in Kulm und Pomesanien wurden verwüstet, die getauften Preußen niedergehauen, und die Ritter im Jahre 1244 aufs Haupt geschlagen. Die Menge der Menschen, die in dieser Schlacht umkamen, war so groß, daß der Bischof sich genöthigt sah, den Witwen zu befehlen, ihre Knechte zu heirathen. Im folgenden Jahre erhielt der Orden Unterstützung aus Deutschland, und Herzog Svantopolk ward bei Schwetz und in der Gegend von Christburg aufs Haupt geschlagen, so daß er sich genöthigt sah, auf einen Vergleich zu denken. Allein in dem nämlichen Jahre verloren die Ritter in Natangen eine neue Schlacht, in welcher allein 53 Ritter

blieben. Dieser Verlust ward durch eine Verstärkung aus Deutschland ersetzt, mit welcher zugleich ein päpstlicher Nunzius ankam, der einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien zu stiften suchen sollte. Auf dessen Veranlassung geschah es, daß den Preußen jenes große Privilegium, welches unter dem Namen der preußischen Handveste bekannt geworden ist, bewilligt ward.

In dieser Handveste versprach der Orden, alle getaufte Preußen von nun an als freie Leute zu behandeln, und sie weder im Besitze ihrer Güter, noch in der Disposizion über dieselben, zu stören. Hingegen sollte der Orden alle unbeweglichen Güter erben, wenn die Erbschaft an Kollateralerben fallen würde. Auch sollten keine liegenden Gründe an Geistliche vermacht werden, außer an den Orden. Der Orden sollte bei allem Verkauf liegender Gründe das Vorkaufsrecht haben. Christliche Preußen, wenn sie große Gutsbesitzer wären, sollten das Recht besitzen, ritterliche Waffen zu tragen. Alle dem Orden unterworfenen Preu-

ßen sollten nach polnischen und kulmischen Rechten leben und gerichtet werden. Die übrigen Punkte betrafen Bestimmungen über die Abschaffung der Götzenbilder, und über die Errichtung der Kirchen in den Provinzen. Uebrigens galt dies Privilegium nur für diejenigen Einwohner Preußens, welche die Herrschaft des Ordens seit 1249, als dem Stiftungsjahre dieser Handveste, anerkannt hatten. Der eigentliche Friede aber ward erst im Jahre 1257 geschlossen.

Von dieser Zeit an ging es nun mit der Eroberung des übrigen Preußens ziemlich gut. Die Samländer, und ein Theil der Natanger, die sich am längsten und heftigsten widersetzten, wurden bezwungen. Aber im Jahre 1261 entstand eine neue allgemeine Insurrekzion. Die Veranlassung dazu gab, nach den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber, ein Schurkenstreich eines ritterlichen Vogts in Natangen, Namens Wobiat oder Wunderling. Dieser niederträchtige Bösewicht ließ mehrere preußische Herren auf sein Schloß zu einem Gastmahle laden,

und nachdem er sie alle trunken gemacht hatte, ließ er sie lebendig verbrennen. Nun fing die Wuth des kaum gestillten Kriegs heftiger, als vorher, an; die Ritter sind unsinnig genug, die Handveste für ungültig zu erklären, wodurch auch noch die übrigen beleidigt werden. Der Orden verlor bis zum Jahre 1272 fast jede Schlacht, und alles mit so vielem Blute eroberte Land. Endlich kam ein neuer Kreuzzug an, und nun ward ganz Preußen bis zum Jahre 1283 dem Orden unterworfen. Alle, während dieses Kriegs gefangen gemachte Preußen wurden mit ihren Nachkommen zu Leibeignen des Ordens gemacht. — So lange dieser Krieg dauerte, wohnte der Hochmeister in Venedig, ging darauf nach Marburg, und nahm 1309, also erst 26 Jahre nach Beendigung des Kriegs, seinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Die ganze Eroberung Preußens ward durch die Bezwingung der Nadrauer, Schalavanier und Sudauer beendigt, welche die letzten im Felde waren. Alle Anführer der Preußen verloren entweder ihr Leben, oder sie

mußten zu den Litthauern übergehen. Alle Preußen, welche man mit den Waffen in der Hand vorfand, wurden zu Sklaven des Ordens gemacht.

Der erste Hochmeister, der in Preußen seinen Sitz nahm, war Siegfried von Feuchtwangen. Dieses Land war unstreitig die beste und größte Besitzung des Ordens. Er hatte daselbst 53 Schlösser, 750 Pfarrdörfer, und eine Menge kleinerer Flekken. Die Einkünfte des Ordens in Preußen stiegen jährlich auf 80,000 Mark Silbers.

In den ersten Jahren dieses Kriegs bauten die Ritter die von den Preußen verbrannte Stadt und das Schloß Kulm wieder auf, und ertheilten den neuen Bewohnern die sogenannte kulmische Handveste. Das hiesige Bisthum ward, nach dem Absterben des Bischofs Christian, dem Bischofe von Riga übertragen, der zum Erzbischofe in Preußen ernannt ward. Mit jedem Fortgange des Kriegsglücks legte der Orden neue Städte und Schlösser an, und rief deutsche Kolonisten von allen Enden und

Orten herbei. Zu diesen gesellten sich in der Folge, des Handels wegen, Engländer, Schotten, Schweizer, Dänen, Schweden und Holländer. Durch die Verbindung mit dem Orden der Schwertbrüder in Liefland glaubten die Ritter sich zu verstärken; aber sie schwächten sich vielmehr, indem sie itzt ihre Macht theilen, und auch Liefland gegen die Einfälle der Russen und Schweden schützen mußten.

Kulm ward in der Folge noch einmal von den Preußen verbrannt, und die, von dem Hochmeister, Herrmann von Salza, und dem Landmeister, Herrmann von Balpe, unterzeichnete Handveste, verbrannte mit. Allein, nach Wiederaufbauung der Stadt erneuerte der Landmeister, Eberhard von Saymen, diese Handveste, und dehnte sie auch auf die Stadt Thorn und das ganze Kulmerland aus. Diese Handveste ist der Grund, sowohl des alten, als auch des neuen kulmischen Rechts. Sie verstattete den Gebrauch des magdeburgischen Rechts in den Gerichten, und es ward darin festgesetzt: Kulm sollte die Hauptstadt des ganzen Landes

seyn, weil sie die älteste wäre. Die alten Eingebornen sollten bei den polnischen Rechten bleiben. Die Einwohner sollten von Einquartierungen, Zöllen und Abgaben frei seyn. Der Orden sollte keine Häuser in der Stadt an sich kaufen; doch sollte er das Patronatsrecht daselbst ausüben, und Eigenthümer alles Eisens und aller Bieber seyn. Von allem Wilde, das im Lande gefangen würde, sollte jeder Einwohner das Schulterblatt dem Orden schicken. — (Sieh', mit welcher Sorgfalt man für seinen Bauch auch sogar in den Gesetzen dachte!) — Wer 40 Hufen besaß, sollte bei Kriegszeiten, innerhalb des Landes Grenzen, mit Küraß, Streitroß und Waffen erscheinen. Alle, die im Lande sich ansiedelten, und vom Orden Güter erhielten, sollten diese Güter nach flämischem Rechte besitzen, nach welchem dieselben auf Kinder beiderlei Geschlechts vererbt werden könnten. Von jedem Grundstücke sollte der Orden fünf kulmische Schillinge und ein Pfund Wachs bekommen, der Bischof aber von jedem Pfluge einen Scheffel Waizen und einen Scheffel Roggen.

In den Jahren 1244 bis 1257 wurden noch drei Bisthümer gestiftet. Das erste war das Pomesanische Bisthum, dessen Bischof zu Riesenburg seinen Sitz hatte. Das zweite war das Bisthum zu Ermeland, dessen Bischof erst in Braunsberg und hernach in Elbingen wohnte. Das Land selbst ergab sich bald nachher an Polen; doch behielt der Bischof bis zur Reformazion seine Jurisdikzion über Natangen und Ermeland. Das dritte Bisthum war das samländische, wo dem Bischofe sein Sitz zu Königsberg angewiesen ward.

Kaum war der Krieg mit Preußen beendigt, so fing ein fast eben so blutiger mit Litthauen an. Die Ursache dieses Kriegs war hauptsächlich Rache, weil die Litthauer den Preußen in ihrem Kriege gegen den Orden Beistand geleistet hatten; dazu kam aber noch die ungeheure Vergrößerungssucht des Ordens, der nie genug hatte. Dieser Krieg, der immer von neuem begann, dauerte das ganze 14te Jahrhundert hindurch, und die Polen wurden mit darin verwickelt. In dieser Zeit erhielt

Preußen seine ersten Gesetze, die mit dem Geiste seines Zeitalters gestempelt waren.

Das erste Landesgesetz ward unter dem Hochmeister, Siegfried von Feuchtwangen, im Jahre 1309 gegeben. In diesem Gesetze herrscht unumschränkter Glaube an Zauberei und andern geheimen Künsten. Erlaube mir immer, mein Freund, daß ich Dir hier einige davon abschreibe, die theils vom Aberglauben, theils von der Despotie des Ordens zeugen.

»Es sollte im ganzen Lande kein Jude und kein Zauberer geduldet werden.« (Jude und Zauberer waren also Synonyme! O, weh den armen Juden, die doch so gern ihren Schacher überall trieben!)

»Das preußische Gesinde sollte nicht preußisch, sondern deutsch sprechen.« (Eine Verordnung, die wohl eben so wenig gehalten ward, wie in unsern Tagen! Auch itzt befiehlt die Regierung zu wiederholtenmalen die deutsche Sprache, und doch plappert fast ganz Westpreußen polnisch.)

»Kein Preuße sollte niemals eine Bedie-

nung bekommen; nicht einmal einen Krug oder Herberge sollte er halten, noch Krämerei treiben, sondern sich einzig und allein mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen.« (Welch' eine unerhörte Tyrannei! Schon für dieses einzige Gesetz hätte der schurkische Orden verdient, aus dem Lande gepeitscht zu werden!)

»Jede Herrschaft sollte einem entlaufenen Dienstboten mit einem Pfriem die Ohren durchstechen, um ihn dem ganzen Lande kenntlich zu machen.« (Ha, Ihr Menschenmörder, Ihr habt Euren Lohn dahin!)

»Wenn ein Preuße einem Deutschen zutrinken würde, und etwa das letzte aus dem Kruge trinken möchte, so sollte er den frischeingeschenkten Krug zuerst wieder antrinken, zum Zeichen, daß er das Bier nicht vergiftet habe.« — (Elende Vorsicht! Es gab ja noch Bäume an den Straßen, um die Tyrannen zu hängen!)

»Den Städten sollte die Braunahrung zugestanden seyn,« welche damals schon der Adel an sich gerissen hatte. — (Endlich einmal

mal etwas Kluges unter dem Wuste von Abscheulichkeiten!)

»Bei Schulden sollte nicht gepfändet werden, dem Landmanne sein Vieh, noch dem Professionisten sein Handwerkszeug.« (Das weiseste Gesetz; wie kontrastirend mit den vorhergehenden!)

Von den Gesetzen der folgenden Hochmeister weiß man nicht viel. Unter Wierich von Knipprode ward das Bürgerschießen eingeführt. Dieser Hochmeister gab auch die Verordnung, daß alle Verträge, die am Abende geschlossen würden, null und nichtig seyn sollten; wahrscheinlich, weil er wußte, daß die meisten Einwohner des Abends betrunken waren. — Konrad von Wallenroth war der schreckliche Mann, der jene abscheulichen Verordnungen zur Unterdrückung der Denk- und Gewissensfreiheit gab, für die man noch itzt erbebt. Die schwersten Gesetze waren gegen die Anhänger eines gewissen Leander, für welche verordnet ward, daß sie nicht nur am Leibe, sondern auch an der Seele ge-

straft werden sollten. — Welcher lächerliche Unsinn, verbunden mit der unerhörtesten Tyrannei! Wie man doch an der Seele strafen kann! — Leander war ein französischer Arzt und Mathematiker, der die Lehren der Waldenser angenommen hatte. Er war eine Zeitlang beim Hochmeister sehr wohl gelitten; als er aber die Seelenmessen, das Fegfeuer, und andere Lehrsätze der katholischen Kirche angriff, ward er in eine Löwengrube geworfen, wo er eines langsamen und martervollen Todes starb. Eben dieser fanatische Tyrann befahl, daß jeder, der an Fasttagen ein Ei, oder ein Stück Fleisch, oder ein Butterbrot essen würde, am Leben gestraft werden sollte. Wer an Feiertagen, während der Kirche, ein Gastmahl geben, oder spazieren fahren würde, sollte seinen Kopf verlieren. — (O, wie viel Köpfe müßten itzt wohl an einem Sonntage springen, wenn jener tyrannische Gesetzgeber noch lebte! Auch der meinige säße dann nicht mehr fest!) — Wer auf dem Sterbebette läge, und seinen Körper nicht mit dem heiligen Oele salben

ließe, der sollte, wenn er stürbe, durch den Henker verbrannt werden; bliebe er aber leben, so sollte er zwölf Sonntage hinter einander nackend vor der Fahne stehen. — Gotteslästerer und Priesterschänder sollten aus dem Lande gejagt werden.

Unter Konrad von Jungingen ging der angefangene Geist der Strenge fort. Insam war der, welcher den Zehnten nicht an die Geistlichkeit bezahlte. Wenn nicht aus jedem Hause wenigstens Einer alle Sonntage in die Kirche ginge, so sollte eine schwere Geldstrafe erlegt werden.

Nicht wahr, Freund, Du dankst Gott und Deinem Geschick, daß Du nicht in jenen unglücklichen Zeiten der Barbarei und des Despotismus geboren wurdest? — Ich vereinige mich mit Dir im Danke. — Laß uns froh seyn, daß wir in einem philosophischen Jahrhunderte und unter einem Fürsten leben, wo man frei sprechen darf, was man denkt, und nicht Gefahr läuft, verjagt oder bestraft zu werden, wenn man, aus Eifer fur das Gute,

auch einmal eingerissene Mißbräuche mit einiger Strenge rügt! — —

Doch, das ist ein ellenlanger Brief, und ich bin müde vom Schreiben! Ich schließe also für heute mit der Versicherung, daß Du in meinem folgenden Briefe das übrige Merkwürdige aus der preußischen Geschichte erhalten sollst. Lebe wohl, und behalte mich lieb!

## Zwanzigster Brief.

Königsberg, 1795.

Während der litthauischen Kriege setzte sich der Orden durch einen unerlaubten Betrug in den Besitz von Pommerellen, und erhielt dieses Land auf immer durch den Vergleich mit Polen, vom Jahre 1343. Die Art, wie dieses geschah, habe ich Dir schon in einem meiner erstern Briefe gemeldet.

Im Jahre 1390 ward dem Orden vom Großherzoge, Vitold von Litthauen, das Land Schamayten oder Samogitien abgetreten, welches immer zu Litthauen gehört,

dabei aber eigne Fürsten aus dem Jagellonischen Hause hatte, und kurz vor der Abtretung mit Litthauen unter einem Fürsten vereinigt war. Im ungestörten Besitze dieses erworbenen Landes blieb der Orden bis zum Jahre 1405. Um diese Zeit aber fing dem Herzoge Vitold diese Abtretung zu gereuen an. Er fiel deshalb in Samogitien ein, eroberte es wieder, und gab dadurch Gelegenheit zum erneuerten Ausbruche des Kriegs.

In dem Grade, wie der Orden in Preußen mächtiger ward, begann auch seine Verschlimmerung. Die alten Ordensgesetze wurden nicht mehr geachtet; man fröhnte der Wollust, der Trunkenheit, und allen damit verbundenen Lastern; man bedrückte das Land; jeder Ritter tyrannisirte in seiner Art, und an Subordinazion war nicht mehr zu denken. Der Hochmeister, Werner von Tarsen, ward durch einen einzelnen Ritter ermordet, weil er demselben einen Verweis über seine schlechte Lebensart gegeben hatte. Der Hochmeister war in kurzer Zeit nur der Schattenbeherrscher die-

ses wilden, zügellosen Ordens. Einzelne Ritter legten den Grund zu dem verderblichen Kriege mit den Litthauern, und zwangen den Hochmeister, ihnen beizupflichten.

Nach und nach begannen immer mehrere Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, besonders gegen die adeligen Güterbesitzer. Man beeinträchtigte den Städten ihre Privilegien, spielte daselbst den vollkommenen Despoten, und führte willkührliche und drückende Abgaben ein, um den auf eine ungeheure Art eingerissenen Luxus zu bestreiten.

Unter allen Hochmeistern zeichnete sich, durch die Länge seiner Regierung und durch den überhand nehmenden Wohlstand des Landes, Wierich von Knipprode aus, der 31 Jahre, nämlich von 1351 bis 1382 regierte. Er war ein Mann von seltenen Geistesgaben, und von einem edlen, menschenfreundlichen Karakter. Er wußte das gefallene Ansehen der Hochmeister im Orden wieder emporzuheben, und den zügellosen Haufen durch strenge Strafe zu bändigen. Unter allen seinen Tugenden rühmt

man vorzüglich seine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, die er ohne Ansehn der Person ausübte. Während seiner Regierung sollen die Litthauer dreißigmal geschlagen worden seyn. Ihn nennt man als den Erbauer von Insterburg, Tollkemit, Bartenstein und mehrerer Städte. Er ließ, mit großen Kosten, aus Italien und Deutschland Rechtsverständige nach Preußen kommen, und zeigte ihnen Marienburg zur Wohnung an, wo sie die vorhandenen zerstreuten Landesgesetze in ein ordentliches und verbessertes System bringen sollten. Er stiftete die Klöster zu Königsberg, Wehlau und Heiligenbeil. Kurz, er war in jedem Betracht ein Wohlthäter des Landes, und einer der edelsten und besten Fürsten.

Aber zur größten Höhe der Macht und zugleich des Uebermuths stieg der Orden unter dem zweiten von Wierichs Nachfolgern, Konrad von Jungingen, der von 1394 bis 1407 regierte. Damals bestand der Orden aus 4 Großgebietigern, 28 Landkommenthuren, 46 Hauskommenthuren, 4 Bisthümern, 38 Kon-

venten, 81 Spitalhäusern, 65 Kellermeistern, 40 Küchenmeistern, 37 Pflegern, dem Aufseher über allerhand Arten von Vorräthen, 18 Voigten, 39 Fischmeistern, 93 Mühlmeistern, 35 Ordensdomherren, 3162 Ritterbrüdern, und 6200 Söldnern und Dienstmannen. Preußen hatte damals 55 ungemauerte Städte, 48 befestigte Schlösser, und 18,368 Dörfer, die 640 Pfarrdörfer ungerechnet. Die Revenüen des Ordens betrugen damals jährlich 800,000 rheinische Gulden.

Als einen Beweis des Wohlstandes, aber auch zugleich des überhandnehmenden schrecklichsten Sittenverderbs, kann man den Uebermuth der Bauern zu Groß-Lichtenau anführen, einem großen Dorfe an der Weichsel, das ungefähr 5 Meilen von Danzig entfernt ist. Diese Barbaren griffen, bloß aus Uebermuth, einen reisenden Pilger von der Straße auf, steckten ihn lebendig an einen Bratspieß, und verbrannten ihn auf eine langsame schreckliche Art. Zur Strafe mußten die Verbrecher auf eigne Kosten den Schloßthurm zu Marien-

burg erbauen, und überdem sollten sie ein ganzes Jahr lang, bei Wasser und Brot, gefangensitzen. Um sich nun diese Gefängnißstrafe abzukaufen, erboten sie sich, den ganzen Weg von Marienburg bis Groß-Lichtenau, etwa eine halbe Meile lang, mit preußischen Groschen zu belegen. — —

Ein ähnliches Beispiel von dem außerordentlichen Reichthume des Landes gab um diese Zeit der bekannte Bauer zu Nickelswalde, Namens Veit Holzer. Ulrich von Jungingen, Konrads Nachfolger als Hochmeister, schwelgte einmal auf der Burg zu Danzig mit seinen Zechgenossen, und mehreren Rittern und Herren, die er zum Gastmahle geladen hatte. Unvermuthet kam das Gespräch auf den Wohlstand der Länder, und Ulrich schwur, daß kein Land reicher sey, als das seinige. Zum Beweise versprach er, seine Gäste den folgenden Tag zu einem Bauer zu führen, der noch nicht einmal der reichste seyn würde. Dies geschah. Der Bauer zu Nickelswalde bewirthete sie recht artig; ließ aber seine Gäste nicht

auf Stühlen, sondern auf kleinen Tonnen siz-
zen, über welche Bretter gelegt waren. Im
ganzen Hause sah man übrigens keinen vor-
züglichen Wohlstand; alles war so, wie man
es gewöhnlich beim Bauer findet. Nach auf-
gehobener Mahlzeit bat der Bauer seine Gäste,
sie möchten doch die Stühle aufdecken, auf
welchen sie gesessen hätten. Dies geschah den
Augenblick, und nun sah jeder zu seinem Er-
staunen, daß er auf einer Tonne gesessen hatte,
die von oben bis unten mit Gold angefüllt
war. Nur die zwölfte war erst halb gefüllt;
aber der schwelgerische Hochmeister, der sich mit
Wollust an dem Erstaunen seiner Gäste wei-
dete, befahl dem Ordensdreßler den Augenblick,
daß er auch diese Tonne aus dem Schatze des
Ordens vollfüllen sollte.

Und doch, Freund, doch fiel unter diesem
unsinnigen, wilden Brausekopf die Macht des
Ordens auf immer! Ein Beweis von der gro-
ßen Wahrheit, die Bibel und Vernunft uns
lehrt: »Wer da steht, der sehe wohl zu, daß
er nicht falle!« — Doch, um Dir dieses

deutlicher zu machen, muß ich bei der Geschichte der litthauischen Kriege etwas verweilen.

Im Jahre 1254 ward der Großherzog Mentho von Litthauen in einem Aufruhr seiner Unterthanen erschlagen. Schon ehe er sein Schicksal noch einmal ahndete, hatte er sein Land dem Orden, im Fall er bei seinem Tode keine männliche Erben hinterlassen sollte, vermacht. Dieses Testament war an sich ungültig; denn Litthauen war keine Domaine, und die Stände des Landes mußten zu allen Unternehmungen des Herzogs ihre Beistimmung geben. Allein der Orden war entschlossen, das, was dem Testamente an Gültigkeit abging, durch die Gewalt der Waffen zu ersetzen, und drang deshalb in Litthauen ein. Dies gab die erste Gelegenheit zu den furchtbaren Kriegen, in welchen, wie gesagt, auch bald nachher Polen mit verwickelt ward.

Hauptbegebenheiten dieses Kriegs waren folgende:

Die Schlacht bei Antheim in Natangen, am 2ten Februar 1346. Hier wurden die Lit-

thauer geschlagen, und verloren 20,000 Mann. Der Orden legte die Stadt und Festung Johannisburg an.

Die Schlacht am Sonntage Judika, 1367. Die Litthauer verloren abermals, und die Ritter legten die Festung Kowno in Litthauen, am Zusammenflusse der Wilia und Memel, an.

Die Schlacht bei Ruden in Samland, am Sonntage Sexagesimä 1370. In dieser Schlacht verlor der Orden einen seiner ersten und besten Krieger, den Marschall Heinrich Schildekop. Auch der berühmte Hans von Sagan, damals noch Schusterknecht, ergriff in der Schlacht eine Fahne, und vertheidigte sie mit außerordentlichem Muthe. Der Orden gewann zwar diese Schlacht; allein er verlor über 200 Ritter und eine Menge seiner ersten Gebietiger. Zum Andenken dieses theuren Sieges ward die bekannte Rudauer Säule errichtet.

Die Schlacht bei Tannenberg, am 14ten Juli 1410. Diese verlor der Orden gegen Wladislaw Jagello von Polen, und seinen

Bruder, dem Großherzoge Vitold von Litthauen. Der damalige Hochmeister, Ulrich von Jungingen, gehörte schon als Ritter zu jenen unsinnigen Brauseköpfen, die nichts als Krieg wünschen. Daher ließ er es nicht zu einem Vertrage kommen, der doch vor dieser fürchterlichen Schlacht sehr leicht hätte gemacht werden können. Stolz genug verließ er sich auf seine Macht und die noch unerschöpfte Kraft des Ordens, beging aber am Tage der Schlacht die unverzeihlichsten Fehler. In diesem schrecklichen Gemetzel verlor der Orden seinen Hochmeister, der ein Opfer seines Ungestüms ward, 3 Großgebietiger, 5 Großkommenthure, über 500 Ritter, und überhaupt an 40,000 Menschen. Der ganze Krieg bis zu dieser entscheidenden Schlacht hatte dem Orden, außer seinen Mitgliedern, 11,000 Landedelleute, 4000 Bürger, 8000 Dienstboten, 15,000 ausländische Volontaire und 168,000 Bauern gekostet.

Diese unglückliche Schlacht schwächte die Macht des Ordens so, daß er nie mehr zu seiner vorigen Größe emporsteigen konnte. Die

Folge dieses heißen Tages war, daß der Orden nunmehr den Frieden erkaufen, allen Ansprüchen auf Litthauen entsagen, und 100,000 Mark böhmischer Groschen zur Ranzion an Polen bezahlen mußte. Ein Glück für den Orden war es noch, daß die Feinde diesen Sieg nicht benutzen konnten; denn von der einen Seite war schon der Heermeister von Liefland auf dem Marsche, um dem Orden zu Hülfe zu kommen. Von der andern Seite stahl sich Konrad Leczkau, Bürgermeister von Danzig, dieser wackere Patriot, in Bauerkleidung durchs polnische Lager, ging nach Deutschland, und warb daselbst für danziger Geld eine Armee an, die den Orden von seinen Feinden befreien sollte. Auch Sigismund von Ungarn bedrohte Polen mit einem Einfalle. Außerdem hatten auch die Polen in dieser Schlacht die Hälfte ihrer Truppen eingebüßt. Was aber Jagello vorzüglich zu einem billigen Vergleich bewog, war, daß sein Bruder Vitold von seiner Partei abgetreten, und mit seiner Armee auf dem Rückmarsche nach Litthauen begriffen war.

Der Orden, anstatt nun Preußen durch die wieder hergestellte Ruhe zu beglücken, fuhr vielmehr in der willkührlichen Bedrückung des Landes fort, und überhäufte die Unterthanen mit lästigen Abgaben. Einzelne Ritter erlaubten sich Bubenstücke, vor welchen die Menschheit schaudert. Unter diesen war das schrecklichste: die Ermordung ihres Retters und Wohlthäters, des wackern Konrad Leczkau. Habsucht und Verschiedenheit in Religionsmeinungen entzweiten die Brüder unter einander. Der Orden theilte sich öffentlich in zwei Parteien, die hochteutsche und die rheinländische genannt. Die hochteutsche Partei, oder die Ritter des goldenen Vließes, usurpirten anfangs alle hohen Ordensämter, und ließen keinen andern Ritter zu irgend einem einträglichen Posten. Sie wurden durch den Hochmeister, Heinrich von Plauen, geschützt, und trotzten also auf ihre Uebermacht. Endlich aber erhielt der Orden des goldenen Schiffes, oder die rheinländische Fakzion, die Oberhand; der Hochmeister, Heinrich von Plauen, ward ent-

setzt, und die regierende Partei vollkommen unterdrückt.

Zu diesen innern Streitigkeiten des Ordens, wodurch er allmählig sich selbst aufrieb, kamen noch häufige Landplagen, und die erneuerten Einfälle der Polen und böhmischen Hußiten. Im Jahre 1423 entstand eine Pest, und der Orden verlor durch dieselbe 173 Ritter und 38,000 Bürger. Gleich darauf erfolgte eine schreckliche Theurung und Hungersnoth, die ebenfalls viele Menschen wegraffte.

Bei dieser steigenden Schwäche der Ordensmacht errichtete der Hochmeister, im Jahre 1430, den preußischen Landrath. Dieser sollte bestehen: aus dem Hochmeister, 6 Komenthuren oder Gebietigern, 6 Prälaten, 6 vom Landadel, und 6 Deputirten der Städte. Ohne Zuziehung dieses Landraths sollte nichts neues oder wichtiges vorgenommen, auch keine Veränderungen in der Münze gemacht werden. Er sollte über die Aufrechthaltung aller Landesprivilegien wachen, und das Wohl des Ganzen stets zum Augenmerk haben. Dieser Landrath

rath half anfangs etwas weniges; allein er war nur von kurzer Dauer. Die Bedrückungen gingen sehr bald von neuem an; denn der Orden kämpfte mit ungewohntem Mangel, und mußte daher zu neuen Auflagen, Steuern und andern schädlichen Einrichtungen seine Zuflucht nehmen.

Um sich nun die neuen Bedrückungen des Ordens abzuwehren, schlossen Land und Städte, im Jahre 1440, am zweiten Tage nach dem Sonntage Judika, zu Marienwerder einen Bund zur Schützung gegen öffentliche Gewalt und Unrecht. Die Seele des ganzen Bundes war Johann von Boysen, ein tapferer, muthiger und patriotischer Mann. Diesen Bund unterschrieben zuerst 52 Edelleute und 39 Städte. Der damalige Hochmeister, Paul Bellizer von Rußdorf, nebst 40 seiner Ritter, billigten und bestätigten diesen Bund; der größte Theil des Ordens aber war dagegen, und schrie über Landesverrath. Der Hochmeister, der sie zufrieden stellen wollte, gerieth darüber in Lebensgefahr, und sah sich genöthigt,

um sein Leben zu sichern, von Marienburg nach Danzig zu flüchten. Nunmehr erkannte sich der ganze Adel öffentlich gegen den Orden; beide Theile verübten gegenseitige Grausamkeiten und Gewaltthaten; am fürchterlichsten aber wüthete der Orden gegen die Verbündeten.

Paul von Rußdorf that, was er konnte, und arbeitete mit unermüdetem Bestreben, die streitenden Parteien wieder zu vereinigen. Um dies zu bewerkstelligen, gab er seine Einwilligung zur Errichtung eines allgemeinen Landesgerichts. Dies kam denn auch wirklich zu Stande, und bestand aus 2 Bischöfen, 2 Domherren, 2 Kommenthuren, 2 Ordensrittern, 12 Deputirten vom Landadel, und den Deputirten der Städte Elbingen, Danzig, Thorn, Kulm, Braunsberg und den drei Städten Königsberg.

Dies Landgericht kam zu Marienburg zusammen. Als aber die Ritter wegen der bisher verübten Grausamkeiten zur Rede gestellt wurden, sprangen die meisten auf, und schrien mit wüthender Stimme: »Ihr, Land und

Städte, sollt nie den Tag erleben, daß Ihr über Eure Herren richten könnt!« — Dies war nun das Signal zum allgemeinen Aufruhr. Der friedfertige Paul Rußdorf ward seines Regiments entsetzt, und man ernannte Konrad von Ehrlichshausen zu seinem Nachfolger.

Zum Glück war Konrad ein Mann, der nicht besser hätte gewählt werden können. Er regierte fünf volle Jahre im ungestörten Frieden, und hielt durch seine Klugheit, durch seine weise Mäßigung, und durch sein Nachgeben zur rechten Zeit den Ausbruch des blutigen Bürgerkriegs auf. Aber dieser weise und edle Mann starb zu früh für das Wohl eines ganzen Landes. Noch auf seinem Todbette berief er die Ritter zusammen, und beschwor sie, ja nicht seinen Vetter, Ludwig von Ehrlichshausen, einen schwachen aber ehrgeizigen Menschen, zu seinem Nachfolger im Hochmeisterthum zu wählen, von dem er wußte, daß er sich schon einen starken Anhang erworben hatte. Er bat sie vielmehr, ohne Rücksicht auf jede Familienver-

hältnisse einen Mann zum Hochmeister zu ernennen, der Muth und Klugheit genug besäße, den drohenden Sturm, der den Orden unter die Trümmer seiner Macht begraben müßte, von ihm abzuwehren.

Viele Ritter erkannten die weise Warnung ihres sterbenden Hochmeisters. Allein, kaum hatte dieser brave Mann die Augen geschlossen, als die im Orden herrschende Partei Ludwig von Ehrlichshausen zu seinem Nachfolger ausrief. Dieser neue Hochmeister schlug sich sogleich zu seiner Fakzion, welche nur Krieg wünschte, und beging die Schwachheit, Land und Städten den Krieg zu erklären, wenn sie nicht auf der Stelle den Bund, als gesetzwidrig, zerreißen würden. Da man jedoch wohl einsah, daß offenbare Gewalt wenig nutzen würde, so versuchte der Hochmeister anfangs den Weg der Güte, und ließ von allen Kanzeln predigen, daß derjenige, welcher dem Bunde noch länger anhängen würde, ewig verdammt seyn sollte. — Allein dies fruchtete nichts; denn niemand kehrte sich an diese Dro-

hung. Nun wandte sich der Orden an den schwachen Kaiser Friedrich III, sprach denselben um Schutz an, und dieser ließ sich auch bereitwillig finden, den Befehl zu ertheilen, daß der ganze Bund sogleich aufhören sollte. Was aber den Kaiser Friedrich Preußen anging? das möchte ich wissen; er, der ohnehin Mühe genug hatte, sich auf dem Throne seiner Voraltern zu erhalten, der so gewaltsam unter ihm erschüttert ward! — —

Allein, der Orden, nicht zufrieden mit dem Ausspruche des Kaisers, ging in seinen Versuchen weiter, als es der Kaiser bestimmt hatte. Er verlangte von den Verbündeten itzt nicht allein die Auflösung ihres Bundes, sondern noch außerdem eine Geldstrafe von 60,000 Dukaten. Auch fand man Zettel, welche aussagten, daß an 300 Edelleute zum Tode bestimmt wären. Vielleicht waren diese Zettel nur von Feinden des Ordens ausgestreut, um beide Theile auf ewig zu entzweien, und der Orden wußte wahrscheinlich von diesem ihm angeschuldigten Verbrechen nichts. Indeß ge-

lang es den heimlichen Feinden; an keine Sühne war itzt nicht mehr zu denken; das Band, welches Land und Orden bisher noch einigermaßen zusammenhielt, ward auf ewig zerrissen, und die Verbündeten fingen in der Stille Unterhandlungen mit Polen an.

In Polen regierte damals gerade ein König, welcher Verstand genug besaß, die günstigen Zeitumstände nicht ungenutzt vorbeigehen zu lassen. Kasimir der Dritte ließ sich mit Freuden in Unterhandlungen mit den mißvergnügten Preußen ein. Diese waren aber noch nicht zu Ende gediehen, als Land und Städte Preußens dem Orden (am 4ten Februar 1454) den Gehorsam vollkommen aufkündigten. Diese Aufkündigung kam dem Orden so unerwartet, daß er in kurzer Zeit 54 Schlösser verlor, und bloß die Vesten zu Marienburg, Stum und Koniz behielt. Bald darauf erhielt der Orden zwar Hülfe aus Deutschland; allein diese kam schon zu spät, und war überdem zu geringe, als daß sie ihm viel hätte nutzen können. Nun war schon der Kontrakt der preußischen

Stände mit Polen, im März 1454, zu Krakau abgeschlossen.

In diesem Vertrage, zu dessen schneller Beendigung Danzig das meiste beitrug, wurden folgende Punkte festgesetzt:

Preußen sollte als ein polnischer Reichsstand mit Polen gänzlich einverleibt werden, und sogar bei der Wahl und Krönung eines polnischen Königs Antheil nehmen; doch sollte das Land nicht von der Republik, sondern allein vom Könige abhängen.

Alle Privilegien, die der Orden verweigert oder aufgehoben hatte, sollten von polnischer Seite dem Lande bestätigt werden.

Das ganze Land sollte in vier Woywodschaften eingetheilt werden, nämlich Pommerellen, Kulm, Elbingen und Königsberg.

Die preußischen Städte sollten mit dem Adel gleiches Stimmrecht auf den Landtagen bekommen, nämlich jeder Stand sieben Stimmen. Die Städte waren: Kulm, Thorn, Elbingen, Danzig, Braunsberg, Altstadt und Kneiphof von Königsberg.

Eine Folge dieser Vereinigung war ein dreizehnjähriger Krieg, der sich zum großen Nachtheil des Ordens endigte. Zwar erhielt derselbe für baares Geld einige Hülfe aus Deutschland; allein diese wollte gegen die Uebermacht Polens und der verbündeten Preußen wenig helfen, sie ward vielmehr dem Orden mehr schädlich, als nützlich. — Den Rittern fehlte es gar bald an Geld, diese Truppen zu besolden; und um sich für den rückständigen Sold zu entschädigen, nahmen dieselben die Schlösser, welche sie besetzt hatten, dem Orden weg, und verkauften sie an Polen. Endlich verlor der Orden sogar auf diese Art die wichtige Festung Koniz, wodurch zugleich alle Verbindung mit Deutschland aufgehoben ward. Wie landverderblich übrigens dieser Krieg war, läßt sich daraus abnehmen, daß die einzige Stadt Danzig von 15,000 Mann, welche sie ins Feld gestellt hatte, nur einige Hunderte am Ende des Kriegs übrig behielt. Im ganzen Lande waren von 21,000 stark bevölkerten Dörfern, die dasselbe vor dem

Kriege hatte, nur 3020 übrig. Von fremden Hülfsvölkern blieben allein 69,000 Mann, und Polen soll 85,000 Mann eingebüßt haben. In allem aber sollen von beiden Seiten über 300,000 Menschen umgekommen seyn.

Endlich machte ein Vertrag, der zu Nassau bei Thorn, am 19ten Oktober 1467, geschlossen ward, diesem verheerenden Kriege ein Ende, und in demselben ward folgendes festgesetzt:

Das westliche Preußen sollte auf immer dem polnischen Reiche einverleibt werden, und dazu gehörten die Gebiete von Michelau, Kulm, Pommerellen, Stum, Christburg, Elbingen und Tollkemit.

Der Orden sollte dagegen das östliche Preußen als ein polnisches Lehn behalten, und bloß dem Papste und dem Könige von Polen Lehnshoheit schuldig seyn.

Jeder Hochmeister sollte wenigstens 6 Monate nach seiner Wahl dem polnischen Könige huldigen; dagegen sollte er auf den polnischen

Reichstagen die Stelle zur rechten Seite nach dem Könige bekommen.

Seit diesem Verluste eines beträchtlichen Landes vegetirte der Orden noch ein halbes Jahrhundert lang in Preußen. Es gab in dieser Zeit noch immer eine Partei von Ordensrittern, unter dem Namen der Rundhüte, die den Krieg mit Polen wollten, und deshalb den Rath gaben, große auswärtige Fürsten zu Hochmeistern zu wählen, um durch ihr Ansehn und ihre Macht dem Orden wieder aufzuhelfen. Dieser Vorschlag fand Beifall, und so geschah es, daß im Jahre 1511 der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein Sohn des Markgrafen Friedrich von Anspach, und ein Schwestersohn Königs Sigismund von Polen, zum 34sten Hochmeister erwählt ward.

Dieser neue Ordensmeister, der vielleicht schon seine heimlichen Plane entworfen hatte, mußte nun, nach dem Willen der Ritter, die Huldigung dem Könige von Polen verweigern, unter dem Vorwande, daß dieselbe ohne Be-

willigung des Papstes, des Kaisers und des deutschen Reichs nicht geleistet werden könnte. Eine Folge dieser Verweigerung war ein neuer Krieg mit Polen. Viel Glück konnte sich der Orden von diesem Kriege nicht versprechen; denn ihm fehlte der nervus rerum gerendarum: er hatte kein Geld. Zwar verkaufte er dem damaligen Heermeister von Liefland, Walter von Plettenberg, die Unabhängigkeit vom Orden für eine Tonne Goldes; allein dies Geld reichte nicht weit. Ueberdem war von Deutschland aus für den Orden gar keine Hülfe zu erwarten, weil die Reformazion Luthers und der Tod Kaisers Maximilian des Ersten daselbst alles in Gährung gebracht hatte. Auch waren alle Versuche, die man machte, um die polnischen Preußen zum Aufstande zu reizen, vergebens.

Indeß ward doch, trotz dieser traurigen Aussichten, der Krieg am 22sten Dezember 1519 förmlich erklärt; allein da der Orden zu schwach war, der großen polnischen Macht zu widerstehen, so standen schon im folgenden Jahre

die polnischen Truppen nur noch eine Meile von Königsberg. Der Orden mußte sich nun wieder zu Unterhandlungen bequemen, und mit vieler Mühe erhielt er einen Waffenstillstand auf 4 Jahre.

Während dieser Zeit suchte der Hochmeister, der wahrscheinlich bei Sigismund schon vorgearbeitet hatte, zum Schein Hülfe in Deutschland, die er aber nicht erhielt. Dagegen erklärte König Sigismund, er wolle von nun an keine Ordensritter mehr in Polen dulden, weil sie doch nie aufhören würden, Polen zu befehden; dagegen aber sey er entschlossen, dem Hochmeister Albrecht das Ordensland Preußen als ein weltliches Herzogthum zur Lehn zu geben, sobald sich die Ritter entfernt haben würden.

Albrecht nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, trat mit dem Könige in nähere Unterhandlungen, und erhielt wirklich von demselben am 10ten April 1525 die Belehnung über Preußen als ein weltliches Herzogthum. Die Hauptpunkte in diesem Vergleiche waren folgende:

Albrecht sollte das Land erblich für sich, seine Deszendenten und die Deszendenten seiner Brüder in Franken erhalten.

Wenn diese beiden Linien ausstürben, so sollte Preußen, als ein erledigtes Lehn, an Polen zurückfallen, wo es dann irgend ein andrer deutscher Fürst erhalten sollte.

Albrecht und seine Nachkommen sollten dem polnischen Könige, als Oberlehnsherrn, den Huldigungseid schwören, und sich zu allen Verbindlichkeiten eines Vasallen verpflichten.

Der neue Herzog und der König in Polen garantirten einander gegenseitig alle ihre Rechte, in so fern sie mit der itzigen Veränderung bestehen könnten.

Kein Herzog sollte das Land, oder einen Theil desselben verkaufen, ohne ein Jahr zuvor dem Könige von Polen den Vorkauf angeboten zu haben.

Bei allen Kriegen der Polen sollte der Herzog auf eigne Kosten mit 100 Reutern an der Grenze erscheinen. Auswärtige Kriege aber sollten auf Kosten der Republik Polen geführt werden.

Der neue Herzog sollte alle Urkunden aufheben. Bei dieser Gelegenheit sollen 5 Packwagen mit Urkunden und Staatspapieren nach Krakau geführt worden seyn, von denen man nicht weiß, ob sie verbrannt, verloren gegangen, oder noch vorhanden sind.

Weder der Herzog, noch die Städte Elbingen, Thorn und Danzig sollten münzen dürfen, obgleich sie bis itzt dieses Recht gehabt hätten, sondern es sollte nur die polnische Münze im ganzen Lande gelten.

Das letzte, was noch festgesetzt ward, betraf das Wappen, welches ein schwarzer Adler seyn sollte, der in der Mitte den Buchstaben S. (Sigismund) führen sollte.

Uebrigens ward am Tage der Huldigung (1526) den Städten eine Assüranz bestätigt, welche man unter dem Namen des großen krakauer Privilegiums kennt.

Die erste Folge dieser Veränderung mit Preußen war die Aufhebung aller Ordensämter und die Einrichtung neuer Landesämter, um die Ritter, die mit dieser Aenderung zu-

frieden waren, auf andre Weise zu versorgen. Das war denn freilich nichts weiter, als Pflicht des neuen Herzogs, der doch im Grunde sehr listig mit dem Orden umgegangen war, da er eigentlich gar kein Recht hatte, ein Ordensland zu seinem eignen zu machen, und es in Familieneigenthum zu verwandeln. An die Stelle der vier Großgebietiger kamen nun vier Ober- oder Regimentsräthe und Oberrathsstuben. Ihre völlige Einrichtung geschah erst 1542, und sie hatten eine wirkliche Mitregentschaft in Preußen. An die Stelle der Kommenthure kamen Amtshauptleute, Verweser und Landräthe. Es wurden gleich während dieser ersten weltlichen Regierung mehrere Grundgesetze gegeben, welche den Endzweck hatten, die herzogliche Gewalt einzuschränken. Unter diesen neuen Einrichtungen sind zu merken:

Das große Gnadenprivilegium, gegeben am 14ten Oktober 1550, zum Besten des Adels. Von diesem waren unterschieden

Der kleine Gnadenbrief, gegeben am 14ten November 1542, welcher festsetzte,

daß bei der Vertheilung der Hauptämter und Lehne der eingeborne Adel den Vorzug vor dem ausländischen haben sollte.

Die Regimentsnotel, gegeben am 18ten November 1542, welche der Grund des preußischen Staatsrechts geworden ist.

Auch gehört noch hierher das vom Herzoge Albrecht 1567 gemachte, und von der Krone Polen bestätigte Testament, worin schon damals alle Leibeigenschaft in Preußen aufgehoben ward. Allein dies wichtige, menschenfreundliche Landesgesetz hat der Adel zu hintertreiben gewußt, so daß es nie in Ausübung gekommen ist.

Uebrigens war Herzog Albrecht einer der ersten Fürsten, der öffentlich die lutherische Kirchenverbesserung in seinem Staate einführte. Er stiftete auch im Jahre 1545 die Universität zu Königsberg, und richtete schon drei Jahre vorher das Pädagogium ein. Der erste Rektor der Universität war Georg Sabinus, ein Schwiegersohn des großen Melanchthon, welcher Freund und Zeitgenosse des guten Luthers war.

Unter der Regierung dieses Herzogs fielen in Preußen die sogenannten Osiandrischen Händel vor, von denen ich Dir noch etwas weniges sagen muß.

Osiander und Funk waren zwei Prediger zu Nürnberg, die, weil sie nicht das Interim unterschreiben wollten, ihre Stellen niederlegten. — Funk kam nach Königsberg, ward Prediger in der Altstadt, und ward bald in Streitigkeiten wegen verschiedener Religionsmeinungen mit dem Doktor Staphilus, Professor der Theologie, verwickelt.

Funk überredete den Herzog, Osiander nach Preußen kommen zu lassen. Dies geschah. Osiander kam an; Funk trat ihm seine Stelle in der Altstadt ab, und ward dafür Hofprediger. Doktor Staphilus, ein alter wüthender Orthodoxe, verschrie sogleich den Osiander als Ketzer, und legte seine Professorstelle nieder, welche Osiander erhielt.

Im Jahre 1549 disputirte Osiander de lege et evangelio. Ueber diese Disputazion aber gerieth alles in Gährung, und die Or-

thodoxen schrien, Osiander habe gelehrt, daß Buße und Glauben nicht allein hinlänglich zur Seligkeit sey, sondern man müsse auch noch überdieses Gutes thun und rechtschaffen leben. Das Jahr darauf hielt Osiander eine neue Disputazion, wo man ihm sogar den Vorwurf machte, daß er die Genugthuung Christi geleugnet habe. Nunmehr rotteten sich Fakzionen zusammen. Die Osiandristen gingen mit geladenem Gewehr auf den Straßen, mußten aber gleich nach Osianders Tode, der sein ganzes Leben hindurch die Freundschaft und den Schutz des Herzogs genossen hatte, nachgeben.

Diese fanatischen Händel hatten wohl den größten Antheil an dem unglücklichen Tode des Hofpredigers Funk. Der Herzog nämlich und die Stände lebten in immerwährender Eifersucht gegen einander. Der Adel stand daher an der Spitze der Gegner Osianders, und wie diese nachher besiegt wurden, warfen sie ein gefährliches Mißtrauen auf den Herzog, der denn dasselbe seiner Seits ebenfalls erwiederte.

Funk blieb indeß der Liebling des Herzogs; und da Albrecht eine herrschende Leidenschaft für Magie und Sterndeuterei hatte, so erschien eben zu rechter Zeit ein gewisser Paul Skalig, der sich für einen kroatischen Edelmann aus dem Hause der Fürsten von Verona, und für einen der größten Magier seiner Zeit ausgab.

Funk und Skalig beherrschten nun den schwachen Herzog wechselseitig, und besonders suchte der letzte, das Mißtrauen zu unterhalten, und alle angesehenen Männer von der Regierung zu entfernen. Endlich ging der Herzog so weit, daß er nichts mehr mit seinen Staatsräthen überlegte, sondern alles durch Funk und Skalig abschließen ließ; allein das gab Anlaß zum völligen Ausbruch des Sturms. Einige vom Adel gingen mit ihren Beschwerden an den Lehnsherrn nach Polen, und dieser schickte eine Kommission nach Preußen, zu der sich fast der ganze Adel schlug. Der Herzog sah sich nun auf einmal in dem schrecklichsten Gedränge. Skalig merkte das heranna-

hende Ungewitter, und war klug genug, sich zeitig zu entfernen; allein der unglückliche, meistentheils unschuldige Funk ward das Opfer. Der Herzog sah sich genöthigt, diesen Günstling der Wuth des Adels preiszugeben, und dem armen Manne ward im Oktober 1566 der Kopf abgeschlagen. — Unseliger Parteigeist, welche schreckliche Folgen hast Du schon angerichtet! — —

Der alte Herzog Albrecht starb am 20sten März des Jahrs 1568. Aus der ersten Ehe hinterließ er nur eine Tochter, aber aus der zweiten den Herzog Albrecht Friedrich, der ihm auf dem Throne folgte. Dieser unglückliche Fürst verfiel im fünften Jahre seiner Regierung in einen unheilbaren Wahnsinn, gerade zu einer Zeit, da seine Braut, Maria Eleonore, eine Tochter des letzten Herzogs der jülichschen Länder, schon auf dem Wege nach Preußen war. Die Ursachen dieses Wahnsinns werden verschieden angegeben.

Nun entstanden einige Streitigkeiten über die Regentschaft. Markgraf Georg Friedrich

von Anspach hatte, als Mitbelehnter, das nächste Recht dazu, und suchte dasselbe auch geltend zu machen. Ihm stand aber der König von Polen entgegen, der die Regentschaft als Oberlehnsherr forderte. Indeß, ein Geschenk von 200,000 Gulden, und eine versprochene jährliche Abgabe von 30,000 Gulden, verschafften dem Markgrafen in Warschau die Stimmenmehrheit, und er ward, allen Hindernissen des Adels zum Trotz, zum Regenten in Preußen erklärt.

Als der Herzog Georg Friedrich diese Regentschaft 1574 übernahm, fand er die tollste Oekonomie im Lande. Das Land war von Schulden gedrückt, Fakzionen wütheten in demselben, und die Prediger lagen sich wegen theologischer Streitigkeiten, die sie nicht verstanden, einander in den Haaren. An der Spitze dieser streitenden Theologen standen die beiden Bischöfe von Preußen, Heß Husius und Wigand. Der Lärm ging am tollsten seit 1574 selbst von den Kanzeln los, und das Volk nahm daran Antheil. Heß Husius ward am Ende

überschrieen, und verlor sein Bisthum. Zwar erklärte ein Gutachten der Universitäten sich für ihn; allein er erhielt doch seine Stelle nicht wieder, ungeachtet das Volk lärmte und tobte. Bald darauf starb auch der Bischof Wigand, und nun hob der Regent beide Bisthümer auf, und errichtete statt dessen zwei Konsistorien, von denen das samländische zu Königsberg, und das pomesanische zu Saalfeldt angesetzt ward.

Herzog Georg Friedrich starb am 12ten April 1603, und nunmehr fiel die Regentschaft an den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg. Noch ehe er aber die Belehnung über Preußen erhalten hatte, starb er.

Sein Sohn, Johann Sigismund, war eben auf einer Reise nach Preußen begriffen, als er den Tod seines Vaters erfuhr, und nun eilte er so schnell als möglich dahin, um sich und die Regentschaft zu sichern. Die preußischen Großen versuchten in Warschau alles mögliche, um den Kurfürsten von der Regentschaft in Preußen auszuschließen; allein sein

Geld wirkte mehr als alle Vorstellungen, und er erhielt um so eher die Stimmenmehrheit in Warschau, da er noch überdem versprach, die katholische Religion in Preußen zu dulden, und den Polen jährlich 30,000 Gulden zu geben.

Der blödsinnige Herzog von Preußen, Albrecht Friedrich, starb am 28sten August 1619, und der Kurfürst trat nun in alle Rechte eines wirklichen Landesherrn in Preußen. So ward dies Land nun dem brandenburgischen Staatskörper völlig und auf ewige Zeiten einverleibt. Der Herzog Albrecht Friedrich von Preußen hinterließ übrigens 4 Töchter, nämlich Anna, die Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, Maria, die Gemahlin des Markgrafen Christian von Brandenburg, Sophia, die Gemahlin des Herzogs Gotthard Kettler von Kurland, und Magdalena, die Gemahlin des Kurfürsten Johann George von Sachsen.

Von dieser Zeit an vermischt sich die Geschichte des Landes Preußen mit der Geschichte

der brandenburgischen Staaten, und es sind nur noch wenige Hauptzüge herauszuheben, welche Preußen allein angehen.

Der Uebertritt des Kurfürsten zur reformirten Kirche verursachte in Preußen große Gährungen: Johann Sigismund hatte alle Anlagen zu einem wilden Proselytenmacher, und wollte die reformirte Religion mit Gewalt in seinen Staaten einführen. Allein die Stände von Preußen wandten sich an den König von Polen, erklärten, daß sie keinen Reformirten im Lande dulden wollten, und der Kurfürst überlebte die Endigung dieser Händel nicht.

Die Regierung seines Nachfolgers, des Kurfürsten Johann Georg, war die unglücklichste von allen. Damals brach der fürchterliche 30jährige Krieg aus, und auch Preußen ward von Feinden und Freunden verwüstet. Johann Georg selbst war ein Mann ohne feste Grundsätze, scheute den Krieg, wußte wenig von persönlicher Tapferkeit, schwankte zwischen den Parteien hin und her, und hatte noch überdem sein Vertrauen einem Landesver-

räther, dem Grafen Adam von Schwarzenberg, geschenkt, der sich gänzlich dem wiener Hofe verkauft hatte.

Die Ursachen und die Folgen dieses schrecklichen Kriegs sind bekannt. Gustav Adolph ward der Retter der Protestanten und der Vernunft. Das prächtigste Denkmahl ist diesem großen Fürsten zu klein; — seine Laufbahn war kurz, aber glorreich; — er starb als Held, und sein Andenken ist unsterblich in der Geschichte. Gustav Adolph hatte in Preußen, zu seiner eignen Sicherheit, mehrere Festungen in Besitz genommen, weil er überzeugt zu seyn schien, daß der Kurfürst, sein Schwager, ohne Bedenken seine Partei halten würde; allein die Nähe der Schweden war den Polen nicht angenehm, und diese forderten daher vom Kurfürsten, er sollte den König von Schweden aus Preußen vertreiben. Der Kurfürst ließ sich dazu überreden, und warb einige Truppen; allein er konnte nichts wirken, und Preußen mußte bald an Polen, bald an Schweden Kontribuzionen bezahlen. Endlich machte Gustav

einen sechsjährigen Waffenstillstand mit Polen, und eilte den unterdrückten Protestanten in Deutschland zu Hülfe.

Nach dem Tode des Kurfürsten folgte der große Friedrich Wilhelm in der Regierung eines Landes, das fast ganz in fremden Händen war; aber die ungemeine Thätigkeit dieses staatsklugen Fürsten stellte bald das verlorne Ansehn wieder hier. Polen machte damals einige Schwierigkeiten, den Kurfürsten mit Preußen zu belehnen, und forderte den Zoll von Thorn, die ausgebreitete Religionsfreiheit für die Katholiken in Preußen, und die Abstellung mehrerer Beschwerden der preußischen Unterthanen. Die Großen in Preußen erneuerten diese Händel zwischen dem Kurfürsten und Polen, und Friedrich Wilhelm mußte sich endlich, wenn er nicht Preußen verlieren wollte, zu folgenden lästigen Bedingungen bequemen:

Er sollte die katholische Kirche zu Königsberg, die von den Schweden zerstört war, auf eigne Kosten wieder herstellen.

Er sollte den Katholiken freie Religions-

übung auf ihren Gütern, und die Erbauung von Kapellen verstatten.

Außer den Katholiken und Lutheranern sollten keine andre Sekten in Preußen geduldet werden; also auch nicht Reformirte, obgleich der Kurfürst sich selbst zu dieser Kirche bekannte.

Jeder neue Herzog sollte als Lehnskanon 30,000 Gulden in den Schatz von Polen geben, und außerdem noch jährlich aus dem Zoll von Pillau und andern Seeörtern 10,000 Gulden an die Republik zahlen.

Der Kurfürst sollte keiner ausländischen Macht ohne Beistimmung der Republik Hülfe leisten.

Bei entstehenden Kriegen Polens mit andern Mächten sollte er keine Neutralität erklären dürfen.

Allen Klagesachen, die sich über 500 Gulden beliefen, sollte der Apellazionsweg nach Warschau offen stehen.

Kaum hatte dieser lästige Traktat einige Jahre bestanden, als 1648 Johann Kasimir

den Thron bestieg. Nunmehr ward eine neue Belehnung erfordert, und diese kostete dem Kurfürsten an 200,000 Gulden. Der Friede zu Osnabrück und Münster endigte endlich diesen schrecklichen Krieg, und brachte in Preußen und Deutschland neue Ruhe. Der Kurfürst, der sich schon vorher mit Schweden vereinigt hatte, erhielt eine Schadloshaltung für die erlittenen Unglücksfälle.

Der Krieg Johann Kasimirs von Polen mit Gustav dem Zehnten von Schweden beunruhigte Preußen aufs neue, so daß sich am Ende der Kurfürst genöthigt sah, mit Schweden einen Vertrag zu schließen, welches er, vermöge des ältern Vertrags mit Polen, nicht thun sollte. Dieser Vertrag bestand aus folgenden Punkten:

Der Kurfürst sollte allen Verbindungen mit Polen entsagen.

Er sollte dem Könige von Schweden den Vasalleneid schwören, und ihm mit 1000 Mann Infanterie und 500 Kavalleristen beistehen.

Dafür sollte er, wenn der Krieg siegreich

fortginge, das Bisthum Ermeland als ein se-
kularisirtes Lehn bekommen.

Während dieser Zeit aber hatte der geflüch-
tete König Kasimir in Schlesien eine Armee
geworben, und fiel mit Tartarn und Polen in
das herzogliche Preußen ein. Nun ward die
Verbindung zwischen Schweden und Preußen
noch enger geknüpft, und Schweden unterstützte
den Kurfürsten mit 6000 Mann. Dabei ward
abgemacht, daß der Kurfürst, wenn Schwedens
Unternehmen gegen Polen glückte, auch die
Woywodschaften Posen, Siradien und Kalisch
bekommen sollte. Nun fielen bei Warschau die
großen dreitägigen Gefechte vor, nach deren
Beendigung sich Kasimir wieder nach Schlesien
ziehen mußte (im J. 1656), und die Schwe-
den Warschau besetzten.

Allein in eben diesem Jahre kam auch der
Vergleich zu Labiau zu Stande, in welchem
der Kurfürst von dem polnischen Könige als
souverainer Herzog in Preußen anerkannt ward.
In diesem Vertrage ward nun festgesetzt:

Der Kurfürst sollte für sich und seine Er-

ben das Herzogthum Preußen als vollkommen unabhängig von der Krone Polen erhalten, welches Polen garantirte.

Dagegen sollte der Kurfürst alle im Kriege gemachten Gefangenen ohne Lösegeld an Polen zurückgeben.

Wenn die männliche Deszendenz der itztregierenden kurfürstlichen Linie aussterben möchte, so sollte Polen die Lehnsherrschaft über Preußen zurückbekommen, sollte aber bei der Belehnung auf die fränkische Linie Rücksicht nehmen.

So lange die kurfürstliche Linie existirte, sollte ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß zwischen Polen und Preußen seyn. — Die polnischen Großen versprachen dem Kurfürsten allen möglichen Beistand, im Fall er itzt von Schweden sollte angegriffen werden. Dagegen versprach der Kurfürst, alle seine Macht anzuwenden, um die Schweden im gegenwärtigen Kriege aus Polen zu entfernen.

In einem zweiten Kriege mit den Schweden sollte der Kurfürst den Polen funfzehn-

hundert Mann Infanterie und fünfhundert Mann Kavallerie stellen.

Beiden Theilen sollte es erlaubt seyn, nach geschehener Requisizion Truppen in des andern Länder werben zu lassen.

Beide Theile sollten einen freien Aufkauf von Kriegsbedürfnissen und freien Durchmarsch durch des andern Länder haben.

Beide Theile sollten in den Seeplätzen keine Zölle anlegen.

Den Katholiken in Preußen sollte nicht allein freie Religionsübung, sondern auch Zutritt zu den Aemtern, zu welchen sie tüchtig wären, zugestanden werden.

Dieser Vertrag sollte bei jeder Thronveränderung von dem neuen Monarchen aufs neue beschworen werden, und Ungarn, Böhmen, Dänemark und die sieben vereinigten Provinzen sollten auf die Haltung dieses Vertrags sehen.

Auch sollte der Kurfürst die Herrschaften Lauenburg und Bütow als freies Lehn, und als Pfand die beiden Städte Elbingen und

Bromberg erhalten; welche er aber wieder zurückgeben sollte, wenn ihm 400,000 Thaler von der Republik bezahlt wären.

Die Einführung der Souverainität erregte in Preußen große Unruhen. Die Stände behaupteten, daß der Traktat ohne ihre Zustimmung nicht gültig wäre, und glaubten sich an ihren Rechten gekränkt, wenn die Appellazionen nach Polen aufhörten. Da der Lärm immer größer ward, so ließ der Kurfürst, zu seiner Sicherheit, die kleine Festung Friedrichsburg dicht bei Königsberg anlegen, um besonders diese Stadt im Zaume zu halten. Im August 1660 berief der Kurfürst einen Landtag, der aber nicht zu Stande kam. Endlich wird im folgenden Jahre auf dem Landtage zu Bartenstein die Einwilligung der meisten Stände errungen, und die Widerspenstigen werden zur Ruhe gebracht. Während der Huldigung zu Königsberg, die im Oktober 1663 vor sich ging, waren auf dem Schloßplatze 3000 Mann unter Waffen. Das bisherige Wappen ward verändert, und statt des vorigen S. kam ein F. W.

herein;

herein; und die Krone, welche bisher dem Adler um den Hals gehangen hatte, ward ihm itzt auf den Kopf gesetzt.

Nach dem Tode des großen Kurfürsten, der am 28sten April 1688 erfolgte, übernahm sein Sohn, Friedrich der Dritte, die Regierung. Er war etwas verwachsen, indem ihn seine Amme als Kind hatte vom Arm fallen lassen. Er ward in Preußen geboren, und vom Grafen Dankelmann erzogen, den er auch als seinen zweiten Vater ehrte. Mit seinem eigentlichen Vater lebte er fast immer im Streit.

Eine der wichtigsten Begebenheiten dieses Fürsten, die uns auch hier am meisten interessirt, war unstreitig die eigenmächtige Erwerbung der Königswürde für Preußen. Ein besonderer Vorfall mag dazu nicht wenig beigetragen haben.

Friedrich der Dritte hatte nämlich im Haag eine Zusammenkunft mit Wilhelm dem Dritten von England. Wilhelm glaubte, sich als König einen höhern Rang über den Kurfürsten anmaßen zu können, und ließ ihm einen Stuhl

ohne Lehne reichen. Dies hätte beinahe die ganze Versammlung fruchtlos gemacht, wenn sich nicht Wilhelm ebenfalls bequemt hätte, stehen zu bleiben. Indeß vergaß Friedrich diese Beleidigung nicht. Er wußte, daß der Kurfürst von Hannover die nächste Anwartschaft auf den englischen Thron hatte, daß der Kurfürst von Baiern beinahe schon auf der ersten Stufe des spanischen Throns stand, und daß der Kurfürst von Sachsen den Thron von Polen schon erworben hatte. Alles das gab ihm Gelegenheit, auch nach einer Königskrone zu verlangen; eine Idee, die schon Ludwig der Vierzehnte von Frankreich bei dem großen Kurfürsten rege gemacht hatte, um ihn von dem Interesse des wiener Hofs abzuziehen.

Ueberdem waren itzt die Zeitumstände solcher Veränderung am günstigsten; denn der Kaiser konnte Brandenburg wegen seiner Kriege mit den Türken und Franzosen nicht entbehren. Der Staatsrath des Kurfürsten war übrigens fast ganz wider die Königswürde; besonders widersetzte sich der muthige Patriot

Dankelmann, verlor aber deshalb die Gnade seines Herrn, und ward nach Spandau geschickt, wo er 17 Jahre zubringen mußte. Bald darauf kam der Vergleich mit Oestreich zu Stande, wo der Kaiser versprach, den Kurfürsten als König anzuerkennen.

Nunmehr hielt der Kurfürst im Jahre 1700 seinen Einzug in Königsberg mit einer Pracht, die alle Vorstellung übersteigt. Es gehörten, außer den herrschaftlichen Equipagen, 30,000 Vorspannpferde dazu, um den Zug fortzuschaffen. Am 18ten Januar 1701 ward der Kurfürst, unter dem Namen Friedrichs des Ersten, als König in Preußen proklamirt, am 10ten Januar ward die Dankpredigt gehalten, und am 17ten Januar stiftete der König den schwarzen Adlerorden. Am 18ten setzte sich der Kurfürst die Krone selbst in seinem Kabinette auf; dann ging er zu seiner Gemahlin, und krönte sie ebenfalls. Darauf ließ er sich in der Schloßkirche vom Hofprediger, Benjamin Ursinus, salben, wobei der lutherische Hofprediger, Bernhard

Sanden, einige Handleistungen verrichten mußte.

Mit Polen dauerte es sehr lange, bevor Friedrich daselbst als König anerkannt ward. Endlich geschah es denn doch, als der neue König versprach, daß das Land Preußen nach Absterben des brandenburgischen Hauses wieder an Polen zurückfallen sollte. Der Papst erkannte den König, als einen ketzerischen Fürsten, durchaus nicht; daher ist auch bis 1772 in den Staatskalendern zu Rom nie eines Königs von Preußen, sondern immer nur eines Marquis von Brandenburg gedacht. An Polen gab der König noch das besondre Versprechen, auf das sogenannte polnische Preußen nie den geringsten Anspruch zu machen.

Doch, die neuere Geschichte ist zu bekannt, als daß sie hier weiter ausgeführt werden dürfte. Zum Schlusse also nur noch ein paar Worte. — Der siebenjährige Krieg krönte den Ruhm des großen Friedrichs II. Umringt von Feinden, stand er unerschüttert da, und trotzte der herannahenden Gefahr. Seine Geistesge-

genwart, seine Unerschrockenheit, seine feine Kriegskunst, sein Glück, und ein unerhörtes Zusammentreffen günstiger Umstände verursachten es, daß der König diesen furchtbaren Krieg siegreich endigte, und nicht einen Fleck Landes verlor. — Seine erbitterte Feindin, Elisabeth von Rußland, ließ ihre Kriegsvölker in Preußen einrücken, und da das ganze Land offen und unbesetzt war, so ward die Eroberung leicht. Die Russen wirthschafteten hier fünf Jahre lang nach ihrer gewöhnlichen Art; allein sie würden noch weit ärger hausirt haben, wenn Elisabeth nicht Preußen schon als eine russische Provinz angesehen hätte, die ihr nicht mehr entgehen könnte. Auch hätte sie diesen Wunsch erreicht, wenn sie noch ein paar Jahre länger gelebt hätte; allein, der Tod, der alle menschlichen Entwürfe vereitelt, riß auch sie unvermuthet vom Schauplatze weg, und Peter der Dritte nahm, wie bekannt, ein ganz entgegengesetztes System an. Preußen war also gerettet, und ward seinem rechtmäßigen Herrn wiedergegeben. Im Jahre 1772 ward endlich

auch Westpreußen mit dem Königreiche verbunden, und so das ganze Land unter einem Monarchen vereinigt.

Da hast Du nun, guter lieber Freund, die Hauptvorfälle der preußischen Geschichte. Nimm es nicht übel, daß ich hin und wieder etwas weitläuftig gewesen bin; ich hielt es für nothwendig, um doch etwas Vollständiges zu liefern. Ich hätte auch mit den Vorfällen der neuern Zeit noch manche Seite beschreiben können, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie zu allgemein bekannt sind, um einer Wiederholung zu bedürfen. — Lebe also wohl, und lies diesen langen Brief mit eben solchem Vergnügen, als ich ihn geschrieben habe.

## Ein und zwanzigster Brief.

Königsberg, 1795.

Itzt einige Bemerkungen über das hiesige Theater, mit dem ich nun schon seit meinem Aufenthalt allhier ziemlich bekannt geworden bin.

Das hiesige Theater steht unter der vereinigten Direkzion der Geschwister Schuch, von denen jedoch nur zwei an den Direkzionsgeschäften Antheil nehmen. Der Hauptdirektor, durch dessen Hände eigentlich alle großen Geschäfte gehen, ist Herr Steinberg. Zwar steht ihm seine ältere Schwester, Madame Friederike Bachmann, an der Seite; da diese aber schon als Schauspielerin hinlängliche Arbeit hat, und überhaupt wohl einsieht, daß ein solches Werk nicht durch Damenhände betrieben werden kann, so überläßt sie ihrem Bruder fast das ganze Unternehmen, und giebt bloß ihre Einwilligung. Noch ist eine jüngere Schwester, Madame Charlotte Bachmann, übrig, die aber bis itzt an

dem Direkzionsgeschäfte gar keinen Antheil nimmt.

Herr Steinberg ist ein thätiger, arbeitsamer und unermüdeter Mann, der hinlängliche Kenntniß besitzt, einem so wichtigen Werke vorzustehen. Er hat die Gesellschaft aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen, worin sie bei dem Tode seiner Mutter lag. Er hat in wenig Jahren unendlich viel geleistet. Das Publikum wirft ihm mit großem Unrecht seine mannigfaltigen Launen vor; allein diese sind doch wohl einem Manne zu verzeihen, der so lästige und schwierige Geschäfte bearbeiten muß, welche unaufhörliche Sorgfalt und unermüdete Aufmerksamkeit erfordern. — Er befindet sich oft in Lagen, wo nur ein Kopf, wie der seinige, sich durchwinden kann. Seine Ausgaben können sehr oft nicht von seinen Einnahmen bestritten werden. Das Publikum, so sehr es lärmt und schreit, unterstützt doch oft nur sehr schwach, und lohnt diesen unermüdeten Mann mit kalter Undankbarkeit.

Ueberhaupt muß ich hier etwas rügen,

was mir überall, und hier besonders, äußerst aufgefallen ist. Viele Menschen besuchen hier bloß die Komödie, um Lärm zu machen. Die Herren denken Wunder, was sie thun, wenn sie ihre paar Groschen bei der Kasse bezahlt haben. Nun glauben sie dadurch das ungestörte Recht zu haben, zu schreien, zu lärmen, ihren oft sich widersprechenden Einfällen Genüge zu leisten, und dadurch andre ruhige Menschen in der Aufmerksamkeit zu stören. Aber sobald sie nur etwas mehr über die bestimmte Einlage bezahlen sollen, weil zuweilen die aufgewandten Kosten diese Erhöhung erfordern, so machen sie um ein paar Groschen eine Schwierigkeit, als ob es das ganze Vermögen kostete. — Meine Herren sammt und sonders, wer Sie auch sind und wie Sie sich auch nennen, das heißt nicht, das Theater unterstützt! Wenn es auf Sie ankäme, so müßte die schönste der Künste nach Brot wandern, wie es denn, leider! nur zu oft geschieht. Bedenken Sie doch gefälligst, daß viele Groschen dazu erfordert werden, ehe nur eine einzige Dekorazion

bezahlt wird. Glauben Sie mir, ich bin kein blinder Apologist des Schauspielerlebens; Sie werden sehen, daß ich auch manchmal nach Billigkeit tadle; aber ich hasse jeden Anschein von Undankbarkeit. Honny soit, qui mal y pense! — —

Uebrigens ist dies nicht bloß meine Bemerkung allein. Männer von Einsicht haben es mir mit Widerwillen geklagt, daß gerade die größten Schreier auch zugleich die größten Dummköpfe sind. Sie schwatzen ins Wesen hinein, ohne nachzudenken; tadeln, und wissen nicht, was? loben, und wissen nicht, was? und wenn etwas mit ihren Ideen nicht harmonirt, so pfeifen und trommeln sie nach Herzenslust.

Dadurch entstehen zuweilen solche Zwiespälte, daß dem Direkteur alle Lust vergehen muß, für so eine widersprechende Menge etwas zu unternehmen. Indeß kehrt sich Herr Steinberg wenig daran. Er ist vollkommen überzeugt, daß der bessere und gesittetere Theil des Publikums seine Arbeiten und seine Be-

mühungen mit Dank erkennt, weil sie bloß dahin abzielen, das hiesige Theater zu einer immer höhern Vollkommenheit zu bringen. Wirklich werden auch die Schreier von der ungleich größern Menge besserer Menschen überstimmt, und mit Ungestüm zur Ruhe verwiesen; und das muß auch seyn! — Hinauspeitschen sollte man diese Ruhestörer, die auf solche Art den Tempel Thaliens entweihen. Gewöhnlich ist es Privatabsicht, welche sie zum Klatschen oder zum Auszischen bringt. Ihr Lob schändet, und ihr Tadel entehrt nicht. — Traurig ist es immer, daß ein Mann, der seinen eignen Werth und den Werth seines Standes kennt, es dulden muß, sich von so manchem Gecken, der kaum hinter den Ohren trocken ist, getadelt zu sehen. — Welcher Mann von Kopf wird hier gern seine Talente öffentlich zeigen? Welcher Direkteur wird auf das bessere Vergnügen eines Publikums denken, wo dergleichen Menschen das Wort führen? — Mich ärgert so etwas gewaltig; denn, leider! geschieht dies nicht bloß in Königsberg, sondern auch oft in

Berlin, und in andern Orten, wo ich sonst so hingekommen bin, und wo man sich erstaunlich mit der allgemeinen Geistes- und Sittenverbesserung brüstet!

Noch ist mir der Auftritt unvergeßlich, der hier in Königsberg vor einiger Zeit vorfiel, dem ich zwar nicht selbst beigewohnt, aber ihn in einigen öffentlichen Zeitschriften gelesen habe. Er betraf einem gewissen Herrn Grüner, der in der Kabale nicht unbewandert gewesen zu seyn scheint, und von dem man allgemein behauptet, daß er diesen ärgerlichen Auftritt selbst veranstaltet habe, um sich an der Direkzion zu rächen; ein Zug, der Herrn Grüners Karakter eben keine große Ehre bringt, wenn es wahr ist, was man behauptet. Aber zu seiner eignen Ehre will ich glauben, daß er nichts darum wußte, und daß nur die gewöhnlichen Lärmtrompeter Schuld daran waren. Pfui! dachte ich, als ich diesen Auftritt las, und pfui! sagte ich abermals, als man mir ihn hier rekapitulirte. Ich hätte nicht dabei seyn mögen! Wenigstens hätte ich nicht geschwiegen.

Herr Steinberg hat indeß auch diese Kränkung vergessen, und ist deshalb nicht müde geworden, auf das Vergnügen des Publikums noch ferner zu denken. Er hat ehemals auch die Bühne betreten; das thut er aber itzt seit einigen Jahren nicht mehr. Er hatte es satt, länger der Fangball zu seyn, an welchem die Schwätzer ihre Kräfte versuchten, und trat ruhig zurück. Auch als Schriftsteller theilt man ihm hin und wieder einigen Werth mit. Darüber kann ich indeß nichts bestimmen; denn ich habe weder von ihm etwas gelesen, noch gesehen.

Itzt etwas von den Schauspielern selbst! Hier müß ich vorher protestiren, daß ich mit meinen kleinen Bemerkungen nichts weniger im Sinne habe, als zu beleidigen. Diese Blätter sind eigentlich nur für einen Freund bestimmt; sollten sie jedoch einmal in die Hände derjenigen kommen, deren Namen hier genannt werden, so nehme ein jeder seinen Lob und Tadel ruhig hin; denn es ist nicht beleidigende Ironie, sondern die freie Meinung eines ehr-

lichen Mannes, der die Welt ein wenig gesehen hat, und über manches urtheilen kann. — Je sais bien, que les lecteurs n'ont pas grand besoin de savoir tout cela; mais j'ai besoin, moi, de le leur dire! —

Herr Ackermann, Vater, spielt Bösewichter, Helden im Mittelalter und polternde Alte. Er ist ein allgemein beliebter, wackerer Schauspieler, der meines Lobes nicht sehr bedarf, sondern der schon hinlänglich bekannt ist, daß er in seinem Fache tüchtig gearbeitet hat. Der Gouverneur in Kotzebue's »Graf Benjowsky« ist eine seiner besten Rollen. Die großen, herzerschütternden Szenen des fünften Akts spielt er unübertrefflich schön. Man fühlt den Schmerz des unglücklichen Vaters, dem ein heuchlerischer Bösewicht Ehre und guten Namen raubte, und der itzt weiter keinen Gedanken hat, als den Verlust seiner Tochter, wenn er nach dem schrecklichen Fluche, den ihm halber Wahnsinn auspreßte, plötzlich zur Besinnung kommt, und mit den Worten: »Bleibe bei mir, mein Kind!« seine verführte Toch-

ter gleichsam um Verzeihung bittet. Und hernach sein »Graf Benjowsky, wenn Du einen Gott glaubst!« — Mit welcher namenlosen Angst er diese Worte sagte; wie er zitterte, aus Furcht, daß das Ungeheuer Benjowsky ihm auch diese letzte, einzige Bitte abschlagen möchte! — Freund, ich hielt nie auf dieses Schauspiel! Es war mir immer schrecklich, daß der Verfasser so dem Laster das Wort redete, und einen der fürchterlichsten Menschen, wie dieser Benjowsky ist, mit so täuschenden Farben malte, daß ihn der Schwache wenigstens nicht hassen kann; zu geschweigen, daß hier Empörung und Verrätherei als Tugend gepredigt wird! — Aber das schöne Spiel des Herrn Ackermann söhnte mich zum Theil mit dem Verfasser aus. Welcher gefühlvolle Mensch muß nicht diesem Teufel seinen Fluch mit auf den Weg geben? — und doch spricht noch der edle Gouverneur: »Gott segne Dich, Fremdling!« denn er hat seine Tochter wieder. Und, wie Herr Ackermann diese Worte sagte, dann mit Ungestüm seine halbtodte Afanasia

in seine Arme riß: o, das war über alle Beschreibung schön! — — In der Oper ist Herr Ackermann ebenfalls sehr brauchbar; er singt einen angenehmen Tenor, obgleich seine Stimme gegen ehedem sehr gefallen seyn soll. Sehr brav spielt und singt er den Husarenrittmeister im »rothen Käppchen;« besonders die Arien: »Lustig leben die Soldaten!« ꝛc. und »Ha, wie brachte dieser Säbel!« ꝛc. —

Madame Ackermann. Junge Damen im Schauspiele, hin und wieder auch noch einige naïve Mädchen, und Liebhaberinnen in der Oper. Sie ist eine sehr geübte, vortreffliche Schauspielerin, von der ich eigentlich keine Rolle habe verderben sehen. Indeß soll ihre »Emilia Galotti,« nach dem Urtheile aller hiesigen Kenner, nur sehr mittelmäßig seyn. Jeder wünscht es hier, und ich unterschreibe gern diesen Wunsch, daß sie einige ganz junge Mädchenrollen, die sie noch hat, abgeben, und sich lieber ein Fach wählen möchte, das für sie passender wäre. Sie hat gewiß ein weites Feld vor sich, wo sie in kurzer Zeit glänzen

kann

kann und wird, wenn es ihr Ernst ist. Sie ist unstreitig die erste Sängerin des hiesigen Theaters, und läßt alle andre, die ihr nachquiken wollen, ganz hinter sich zurück. Sie hat eine volle, durchdringende, dabei aber sehr angenehme Stimme, die sie vortrefflich zu moduliren versteht. Ihre Kehle ist ganz in ihrer Gewalt, und sie weiß die Töne so bezaubernd herauszulocken, daß sie allgemein gefallen muß. Noch habe ich keine bessere Diana gesehen; den Anzug ausgenommen, der, beiläufig gesagt, eher die Göttin der Wollust als die Göttin der Keuschheit ankündigte. Aber ihr Spiel und ihr Gesang war unübertrefflich. Ein allgemeines Entzücken bemeisterte sich aller Anwesenden, als sie jene vortreffliche Bravourarie sang: »Noch fühl' ich meine Stärke,« u. s. w. Dank, tausend Dank der holden Sängerin! Fast möcht' ich sie in dieser Art unsrer hochgerühmten berliner Baranius an die Seite setzen, von der man freilich auch mehr Lärm macht, als sie wirklich leistet. —

Herr Ackermann, Sohn, ein Jüngling

von etwa 18 Jahren, sollte nach dem Plane seines Vaters ein andres Gewerbe ergreifen; da er aber seit kurzer Zeit Neigung zum Schauspielerleben bezeigte, so ward er aufgenommen. Er macht itzt Anfängerrollen im Liebhaberfache, zeigt aber viele Anlagen, die, wenn sie eine gehörige Richtung erhalten, aus ihm gar bald einen brauchbaren Schüler Thaliens bilden können. Freilich, auf Richtung kommt hier das meiste an; denn wenn man ihn, wie es den Anschein hat, in alle Fächer hineinpfuschen läßt, so bleibt er in allen mittelmäßig.

Herr Johann Bachmann spielt Liebhaber und Helden mit vielem Glück. Dieser junge Mann, bei dessen Anblick manch' Weiberherz gewaltiger pocht, und der besonders in der hiesigen Damenwelt große Ravage macht, verdient wirklich den Beifall, den ihm auch Männer von Einsicht nicht versagen. Seine Figur und sein ganzes Aeußere ist in der That auffallend; sein Anstand ist seiner Rolle jedesmal angemessen; nur sein Mienenspiel ist zuweilen unrichtig. Ich sah ihn zuerst als Abäl-

lino. Dieses abentheuerliche Stück, dessen Verfasser auch etwas Besseres hätte leisten können, findet hier, wie überall, den unverdientesten Beifall. — Herr Bachmann spielte den Abällino; als Flodoardo entzückte er mich; als Abällino ließ er mich kalt und unbefriedigt. Was zu diesem Stücke erfordert wird, um es einigermaßen interessant zu machen, ist die höchst mögliche Täuschung des Zuschauers, in Abällino und Flodoardo zwei Personen zu sehen. Das konnte aber Herr Bachmann nicht, so sehr er sich auch Mühe gab; besonders konnte er seine Sprache nicht zwingen, und fiel immer in seinen natürlichen Ton zurück. Auch hatte er weder die teuflische Lache, noch das übrige furchtbare Wesen, das den Abällino bezeichnet. Kurz, Herr Bachmann ist von Natur zu ehrlich, um einen Schurken täuschend darzustellen. Eben das gilt von seinem Franz Moor, den ich zwar nicht gesehen habe, von dem mir aber denkende Männer das nämliche sagen, was ich hier beim Abällino bemerkte. Dagegen soll sein Otto der Schütz ein Mei-

sterstück seyn. Wo er mir vorzüglich gefiel, das war in seinem Peter im Herbsttage. Küssen hätte ich ihn mögen, den liebenswürdigen Mann, der diese vortreffliche Rolle so kunstlos, und doch zu gleicher Zeit so kunstvoll darzustellen wußte! Seine Szenen mit Marien, wo er ihr bald Vorwürfe macht, bald sie gutmüthig tröstet; sein Selbstgespräch: »Ja, das sagt die Großmutter so!«; sein gutmüthiger Ungestüm, als er Marien von Lechnern betrogen weiß; sein Ausbruch brüderlicher Liebe, als Fritz Lechnern zum Zweikampf fordern will; seine ungekünstelte Freude, wenn ihm der Lizenziat erlaubt, um Amalien zu werben: alles das entzückte mich, und nahm mich ganz für den liebenswürdigen jungen Künstler ein. — Aber eben so schön und treffend spielt er auch seinen Menczikof in der Verschwörung gegen Peter den Großen. Hier zeigt er sich von einer andern Seite eben so brav; besonders genügte er mir in der Szene, die er bei den Verschwornen zubringt, wo das Gefühl seiner Pflicht gegen den Czar und der beleidigte Stolz

des Freundes mit einander streiten, und wo er endlich, von Wein und Leidenschaft erhitzt, zu den Verbündeten übergeht. Und dann gleich darauf seine Reue; seine Rettung des Czars; das Bekenntniß seiner Verirrungen; sein namenloses, schmerzliches Gefühl bei Nataliens anerkannter Schuld; das schnelle Auflodern der Rache, womit er ihr Todesurtheil unterschreibt; die aufs neue hervorbrechende Liebe gegen diese unglückliche Verdammte, und seine Freude bei der Nachricht von ihrer Unschuld und von ihrer Rettung: in Wahrheit, so müßte Menczikof selbst gehandelt haben, wäre er der edle Mann gewesen, wie ihn der Verfasser schildert! — Daß er es nicht war, beweis't die Geschichte. — Eben so brav, wie im Schauspiel, ist Herr Bachmann in der Oper; er singt einen reinen, schönen Tenor, obgleich er nicht kunstvoll geübt ist. Sein Tarare in Axur ist vortrefflich. Hinreißend schön wird von ihm und Demoiselle Wollschowsky das herrliche Duett: »Hier, wo die Frühlingslüfte« &c. gesungen. Ueberhaupt ist Herr Bachmann ein

redender Beweis, was ein Mensch durch Anstrengung und Fleiß aus sich selbst machen kann. Er hat nie das Theater eigentlich studirt, oder eine kunstvolle Anweisung erhalten, und doch ist er mehr geworden, als hundert andre, die mit allen Regeln der Kunst bekannt sind. Das verdankt er alles sich selbst und seinem natürlichen, seltenen Genie. Herr Bachmann fühlt seinen Werth, und das ist sehr rühmlich; aber er scheint auch einigermaßen eitel darauf zu seyn, und das wäre ihm abzurathen! Aus Eitelkeit entsteht nach und nach Stolz, und Stolz ist die Klippe, an der schon manches große Genie gescheitert ist! Dann denkt er sich erhaben über alle, einziger Meister in seiner Kunst; verachtet reiflich überdachte Belehrungen; bleibt stehen, wo er fortschreiten sollte, und verfällt am Ende in eine Mittelmäßigkeit, wo man ihn kaum mehr bemerkt. Ich schätze Hrn Bachmann von Grunde meines Herzens; aber eben weil ich ihn schätze, so nehme er meine gutgemeinte Warnung mit Gutmüthigkeit an, und bestrebe sich, einen Fehler zu

meiden, der ihm bald zur Natur werden möchte! — — Wollte sich übrigens diese Warnung doch auch mancher Sänger merken, der nicht werth ist, Herrn Bachmann die Schuhriemen aufzulösen, und doch eine weit größere Porzion Eitelkeit besitzt, als dieser brave Mann!

Madame Friederike Bachmann, eine sehr beliebte und allgemein bekannte Schauspielerin, die schon lange eine der ersten Stellen in Thaliens Tempel einnimmt. Sie ist sowohl im launigen als auch im ernsthaften Liebhaberfache vollkommen zu Hause; und wenn sie dergleichen Rollen nicht alle gleich gut exekutirt, so liegt die Schuld wohl an nichts, als an ihrer Laune. Indeß würde ich ihr doch freundschaftlich rathen, sich nicht sehr in das Fach der eigentlichen Heldinnen zu vertiefen; sie hat dazu nicht die gehörige Sprache. Ihre Medea ist ein redender Beweis; denn bei aller Mühe, die sie sich mit dieser Rolle giebt, wird sie doch nie ganz darin gefallen. Lady Makbeth geht freilich besser, meisterhaft spielt sie die mondsüchtige Szene; aber an Stellen, wo

sie wüthen soll, fehlt ihr der Athem. Ganz mit allgemeinem Beifalle spielt sie dagegen die Marie im Herbsttage. Unnachahmlich schön sagt sie die Worte: »Lechner, kannst Du mich betrügen, so will ich nicht mehr leben!« und zu ihrem Bruder: »Daß ich die Narbe meines Vaters vergessen konnte!« u. s. w. — Noch vortrefflicher, und ganz Künstlerin, zeigt sie sich als Gräfin Natalia. Hier konnte ich der edlen Künstlerin meinen Dank und meine Bewunderung nicht versagen. Wenn diese Blätter einmal gedruckt werden, so bezeuge ich ihr hier öffentlich meinen Dank für den schauerlich schönen Abend, den mir ihr meisterhaftes Spiel machte. — — Ein anonymer Rezensent aus Danzig macht es dieser braven Schauspielerin zum Vorwurf, daß sie bei ihren Jahren (sie kann etwa 29 Jahre alt seyn) noch ganz junge Rollen übernehme; aber dieser weise Herr Kritiker hat es vermuthlich vergessen, oder weiß es nicht einmal, daß der große funfzigjährige Schröder noch den Hamlet mit allgemeinem Beifall spielt. Eben dieser Rezensent setzt

der Madame Bachmann eine Demoiselle Wollschowsky an die Seite! — Meine Meinung über diese Schauspielerin hernach! Aber itzt nur so viel, daß es sich vermuthen läßt, daß die hellsehenden Augen dieses Herrn von den Augen dieser Demoiselle bezaubert gewesen sind, sonst hätte er bei ganz gesunder Vernunft diesen Vergleich nicht wagen können! — Vielleicht hat diese unüberlegte Kritik viel dazu beigetragen, daß Madame Bachmann seit einiger Zeit in der Liebe und Achtung des Publikums, die sie sonst in einem so hohen Grade besaß, einigermaßen gesunken ist, und mit einer gewissen Art von Kälte behandelt wird; sonst läßt sich dieses nicht recht erklären, besonders, da sie noch immer den alten Fleiß anwendet. Freilich, die Launen des Publikums sind so wetterwendisch, wie die Launen des Schicksals; sie lächeln beide nur eine kleine Weile, werden mürrisch, und wissen nicht, warum? — —

Herr Wilhelm Bachmann, ein sehr braver Komiker, und ein Schauspieler, den man durchgängig gern sieht. Er ist wohl ge-

baut, und hat ein viel versprechendes, ehrliches Gesicht. Auch er ist ohne Anweisung ein sehr geschickter Mann geworden. Wäre er von Jugend auf zur Kunst der Menschendarstellung schulmäßig angehalten, so stände er itzt wohl auf einer hohen Stufe des Ruhms. Von Natur ist er gutherzig, bieder und geradeweg, ohne großen Anspruch auf eine unsterliche Glorie. Er sucht zu vergnügen, so viel es ihm möglich ist, und hat gewiß den Karakter seiner Rolle meistentheils richtig gefaßt. In Opern ist er am brauchbarsten. Er singt einen schönen, vollen Baß, der jedermann wohlgefällt, obgleich er nicht durch die Kunst gebildet ist. Er ist nicht musikalisch, und doch trifft er jede Note so richtig, wie der erste Musikverständige. Er freut sich, wenn er Beifall erhält, strebt aber nach demselben ohne große Aengstlichkeit. Er hat das, was wenig Komikern eigen ist, daß er selbst bei den lächerlichsten Szenen ernsthaft bleibt, und dadurch andre desto mehr zum Lachen reizt. Sein Franz im Don Juan ist unvergleichlich. Mit welcher eignen Lustig-

keit singt er die Arie: »Gnädiges Fräulein, hier ist mein Register!« — Mit welcher natürlichen Aengstlichkeit singt er dagegen: »Herr Kommandant zu Pferde!« — Eben so schön aber spielt er den Scherasmin im Oberon. Er übertreibt diese Rolle nicht, macht keinen Possenreißer aus, sondern einen jovialischen, lustigen Kerl, der, bei aller seiner Lustigkeit, gutmüthige Gefühle nicht unterdrücken kann. Ungemein launig singt er die Arie: »Heysah! lustig, ohne Sorgen!« — Und das originell-komische Gebehrdenspiel, das er bei der Romanze »Einmal in meinem achten Jahr« anbringt, läßt sich durchaus nicht beschreiben.

Madame Charlotte Bachmann, eine liebenswürdige junge Schauspielerin, die sich in kurzer Zeit so gebildet hat, daß sie itzt die Lieblingin des ganzen Publikums geworden ist. Sie hat lange arbeiten müssen, ehe sie es nur dahin bringen konnte, bemerkt zu werden. Das Publikum, das hier, wie überall, gewöhnlich nur demjenigen Beifall zollt, bei dem es sich einmal gewöhnt hat, mechanisch die Hände in

Bewegung zu halten, sonst aber um die Anstrengung der übrigen Mitglieder sich wenig kümmert, vergalt lange ihren Fleiß und ihre fortdauernde Bemühung mit unnatürlicher Kälte und ohne Aufmunterung; allein das war kein Hinderniß für diese junge Künstlerin, ihren einmal angefangenen Weg mit Enthusiasmus fortzugehen, und endlich ward sie belohnt. — Männer von Kopf bemerkten ihren Fleiß und ihre schnellen Fortschritte in der Kunst; ihre Bemerkungen wurden andern mitgetheilt; auch die sogenannten Tonangeber schlugen sich einmal auf die Seite der guten Sache, und itzt steht diese würdige Frau beim ganzen Publikum in einer Gunst, aus der sie wohl so leicht niemand verdrängen wird. Allein, dieser Beifall hat sie weder stolz noch träge gemacht; sie sucht sich immer mehr zu vervollkommnen. — Leider! herrscht bei diesem Theater die böse Gewohnheit, daß man die Schauspieler aus einem Fache ins andre schiebt; das verhindert aber sehr die Vervollkommnung. Madame Bachmann ist in lebhaften und naïven Rollen,

wie auch in Soubretten, außerordentlich brav; ihre Chatinka im Mädchen von Marienburg verdient von Anfang bis zu Ende den ungetheiltesten Beifall; aber auch sie erhält mitunter Rollen, die ihr nichts weniger als passend sind. Das sieht sie auch selbst ein, und daher merkt man es sogleich an ihrem Spiele, ob sie eine Rolle gern oder ungern spielt.

Madame Fiala. Königinnen, Heldinnen und zärtliche Mütter; alle höchst erbärmlich. — Nie habe ich eine solche Königin Elisabeth gesehen; es wunderte mich, daß Essex dieses klägliche Mitteldinng zwischen Mensch und Thier eines Anblicks würdigte! — Noch erbärmlicher fast war ihre Klara von Hoheneichen; das wäre ein Meisterstück der Blindheit, sich in eine solche Klara zu verlieben! — Am allertraurigsten aber war ihre Frau Saaler. »Guter Iffland,« dachte ich, »wärest Du hier, und sähest einen Deiner besten Karaktere so genothzüchtigt, Du müßtest blutige Thränen weinen!« — Doch, wozu gebe

ich meine eigne Bemerkung? — Hier ist das Urtheil eines unsrer ersten Schriftsteller, des berühmten Baggesen, der diese Frau in Frankfurt am Main vorgefunden hat. »Besonders widerte mir Madame Fiala. Ihre Rede, falls man es so nennen kann, waren ewig springende, verstimmte Quinten; ihr Seufzen, der Ton einer Wagenachse, die kürzlich nicht geschmiert worden ist. Ihr Heulgeschluchze klang, wie das Wasser eines Topfs, wenn er vom dritten Stockwerk zwischen dem Vorsprunge und der Gasse herabstürzt. Ihre Mienen, Gebehrden und übriges Spiel glich dem Wahnsinne einer Zuchthausdame in einer Tollkiste. Bei ihr empfand ich die ganze Stärke des weinerlich Komischen« *).

Herr Flögel spielt polternde Alte und launige Väter; alle, aufs höchste, nur ganz mittelmäßig. Er hat nur zwei Töne in seiner

---

*) Man sehe »Baggesen, oder das Labyrinth. Fünftes Stück, Seite 157.«

Gewalt, einen hohen und einen niedrigen, die er ab und zu, mitunter auch noch ziemlich verkehrt anbringt. Sein Busch im Räuschgen, in welchem ihm das hiesige Publikum unendlichen Beifall zuklatscht, kann nicht erbärmlicher gespielt werden. Fast eben so geht es mit seinem Oberförster in den Jägern; eine Rolle, die schon an sich so voll des Glanzes ist, daß auch der kläglichste Stümper darin nicht ganz durchfallen kann. Indeß meint man hier, Herr Flögel sey einzig in dieser Rolle, und ich behaupte, daß ich sie noch nicht schlechter sah. Man sagt auch, der Mann soll ehemals sehr brav gewesen seyn; ich kann das aber nicht glauben: den itzigen unangenehmen Ton hat er doch immer gehabt, und der heulende Akzent, den er auf jedes Endwort legt, ist erstaunlich widerlich. — Ueberdem hat der Mann weder Gebehrden- noch Mienenspiel. Wo er noch am meisten brauchbar ist, und wo ich ihn noch zum Theil manchmal gern gesehen habe, das sind Rollen, wo er ganz kunstlos und gradeweg sprechen kann, wie z. B.

der Bauer Rechter in Ifflands Vermächtniß, und der Kaufmann Derkum in Bürgerglück. Aber er spielt auch zuweilen Minister, wo jedoch aus jeder Falte der Bauer herausguckt. Er singt auch zuweilen; aber was er singt, das weiß weder er, noch irgend ein andrer Mensch. —

Herr Henrici, einer der ältesten, aber auch der schlechtesten Mitglieder. Herr Flögel hat doch noch zwei Töne, dieser aber kaum einen halben. — Und doch macht dieser erbärmliche Mensch noch immer den Oldenholm im Hamlet! — Geist des großen Shakespeare, steige von Deinem Sternensitze herab, und wirf diesen erbärmlichen Minister im heiligen Zorne unter die Hefen des Volks hin, wohin er gehört! — Und doch, (ein redendes Beispiel, was die Gewohnheit vermag) doch sieht das Publikum auch diesen Menschen in einer Rolle recht gern! — Und diese Rolle ist? — Nun, errathe einmal! Doch, Du erräthst es in Ewigkeit nicht. Diese Rolle ist der Doktor in Beaumarchais Unnützer Vorsicht. Da

singt

singt er sogar! — Gott sey meinen Ohren gnädig, daß ich das ja niemals höre! — —

Herr Heinze spielt seit Jahren schon Anfängerrollen, und wird auch wohl in secula seculorum ein Anfänger bleiben. Er hat für das Theater eine ziemlich vortheilhafte Bildung, aber er ist durchaus unbrauchbar.

Herr Hüray macht Karikaturrollen und Bösewichter. Der Mann hat wirklich Kenntnisse, und ist ein sehr brauchbarer Schauspieler; allein die Vergötterung, welche ihm hier zu Theil wird, verdient er durchaus nicht. Ich sah ihn manche Rollen ganz vergreifen, und andre, die von einander sehr verschieden waren, über einen Leisten werfen. Ueberdem hat er den unverzeihlichen Fehler, daß er die meisten seiner Rollen nicht lernt, sich dann gar nicht fortzuhelfen weiß, in einem fort stottert, ängstlich nach dem Orakel im Soufleurloche schielt, und — Unsinn schwatzt. Mienenspiel hat er genug, das er auch jedesmal passend anbringt; aber sein ewiges, widerliches Händespiel ist höchst auffallend und unangenehm.

Seine vorzüglichsten Rollen, in welchen er meinen ganzen Beifall erwarb, sind: Amtmann Riemen in der »Aussteuer,« Kammerrath Sidof in »Allzuscharf macht schartig,« Kasarinof in »Benjowsky,« und der Marquis in Lessings »Minna von Barnhelm.«

Madame Hüray spielt Aushelfrollen. Sie ist ein gutmüthiges, artiges Weibchen, wird aber wenig gebraucht.

Herr Kramp, ein Künstler, wie es wenige giebt, der seine Kunst nicht handwerksmäßig treibt, sondern alle Regeln der Dramaturgie beobachtet, und auch die unbedeutendsten Rollen mit solcher Richtigkeit und Wahrheit nüancirt, daß man den Mann nicht genug bewundern kann. Heftige und launige Alte, zärtliche Väter, und Greise sind die Fächer, worin er vorzüglich glänzt. In jeder Rolle, wenn sie einer andern noch so gleich kommt, weiß er abweichende Nüancen hineinzubringen. Er ist nie derselbe Mann, aber immer derselbe Künstler. Wenn man ihn auf dem Theater sieht, so glaubt man, der Mann habe den

Dichter in seinem geheimsten Winkel belauscht, so treffend und wahr weiß er jeden Karakter herauszuheben. Er versteht es eben so meisterhaft, Thränen fließend zu machen, als ein allgemeines Lachen zu verbreiten. Molière's Geiziger, von ihm gesehen, soll alles übertreffen, was man nach Schrödern nur sehen kann. Die Rollen, worin er alle meine Erwartungen weit übertraf, waren vorzüglich folgende: Der Hofrath in den »Hagestolzen.« Mit welcher tiefen Kränkung sprach er zu Mademoiselle Sternberg jene Worte: »Ist Ihnen Rache lieb, so feiern Sie heute den schönsten Tag Ihres Lebens!« Oder, wenn er zu seiner Schwester mit dem beleidigten Gefühle eines betrogenen Mannes sagt: »Weib, Wesen, das mich hinabzog!« bis »Behalte Dein verfluchtes Gold, und laß mich in Ruhe!« — Eben so vortrefflich spielt er den biedern, jovialischen Lizenziaten Wanner im »Herbsttage.« Wenn er mit seinem »gaudeamus igitur« hereintritt; wenn er sich der Szenen seiner Universitätsabschiede erinnert; wenn er nachher, im Be-

griff, sich mit Lechnern zu schlagen, auf eine geheimnißvolle Art von allen Liebenden einen rührenden Abschied nimmt; wenn er endlich seine alten Launen wiederbekommt, und nun allen Versammelten sein »gaudeamus igitur« vorsingen will: — o, lieber Freund, wer da nichts fühlt, wer da nicht für den alten ehrlichen Lizenziaten das herzlichste Interesse bekommt, wer da noch über langweilige Szenen dieses Stücks klagen kann, wenn er Herrn Kramp spielen sah, dem mag ein Engel vom Himmel kommen, er wird doch ein unempfindlicher Klotz bleiben! — Eine ganz entgegengesetzte Rolle, die Herr Kramp eben so meisterhaft spielt, ist Herr von Gaß in Schröders Nachspiel: »Die Heirath durch ein Wochenblatt.« Lieber Junge, wer hier nicht mitlachen kann, muß ein fürchterlicher Mensch seyn! Ich habe sehr ernsthafte Männer bei dieser Rolle laut auflachen sehen. — Noch muß ich eines andern Karakters gedenken, den Herr Kramp meisterhaft exekutirt. Dies ist der Kriegsrath Dallner in »Dienstpflicht.« Als der redliche

Mann, am Schlusse des vierten Akts, alle seine Kinder um sich versammelte, und zu ihnen sprach: »Kinder, das Leben ist nur ein Athemzug!« u. s. w.; alsdann sich zu seinem Sohne besonders wandte, und mit unaussprechlicher Bewegung zu ihm sagte: »Daß ich keinen vermisse, keinen; daß ich auch Dich einst wiederfinde, das sey der Segen dieser Stunde!« und nun gleich darauf der Vorhang fiel: — Freund, da schluchzte alles; da sah ich Männeraugen naß, und selbst die naseweisen Schwätzer schwiegen. — Doch, genug von diesem braven Manne, an dem das hiesige Theater einen unveräußerlichen Schatz besitzt! — Sein Umgang ist sehr angenehm, wenn man ihn kennen lernt; er ist freundschaftlich gegen jeden, aber gegen wenige vertraut; er lebt eingezogen, und liebt kein Geräusch, aber ein Freund ist ihm zu jeder Zeit angenehm. Er ist verheirathet, und seine Frau soll mit ihm in der Kunst wetteifern; allein sie hat itzt eine Reise zu ihren Anverwandten unternommen, und Madame Fiala hat ihre Stelle ersetzt. Ach, welch' ein trauriger Ersatz!

Herr Lange spielt bloß Liebhaber in der Oper, und singt einen sehr kunstmäßigen, aber sehr unangenehmen Tenor, und seine Stimme hat oft viel Aehnlichkeit mit dem Quaken eines Frosches. — Seine Sprache und sein Gebehrdenspiel ist noch unausstehlicher. Wir haben uns oft in Berlin über die Steifheit des Hrn. Ambrosch gewundert; aber dieser ist ein pariser Wildfang gegen Hrn. Lange. Der Mensch weiß weder Hände noch Stellung zu verändern. Wenn er eine Arie singen will, so rennt er mit großen Schritten, als ob ihm der Kopf brennte, dem Parterre zu, und es wird mir oft bange, daß er nicht einen Schritt weiter treten, und ins Orchester herabfallen möchte. — Nahe am Rande des Theaters bleibt er gewöhnlich stehen, gafft unverwandt das Publikum an, und singt so in dieser Stellung, fast ohne Bewegung, seine Arie hin. Er spielt den Endymion im »Baum der Diana.« Arme, beklagenswerthe Diana, welch' einen hölzernen Endymion hat man Dir zugetheilt! — —

Demoiselle Moser spielt angehende junge

Liebhaberinnen ohne glücklichen Erfolg. Mein freundschaftlicher Rath wäre, daß sie besser thäte, das Theater zu verlassen, zu dem sie weder Lust noch ausgezeichnete Talente hat.

Herr Roose alternirt mit Herrn Bachmann in Liebhabern, kommt ihm aber bei weitem nicht gleich. Er ist brav, wenn er passende Rollen erhält; aber in Helden und ernsten Liebhabern leistet er wenig, und wird auch nie viel leisten. Ich lasse ihm gern seine Verdienste, auch hat er mir mehreremale sehr wohl gefallen; allein dies waren Karaktere, die weder einen Pins'ler noch einen Wüthenden erforderten, sondern worin bloß natürliche Leichtigkeit und Naïvität das Haupterforderniß war. Seinen Niklas im »Vermächtnisse« spielt er meisterhaft; er ist ganz der ehrliche, gutmüthige Bursche, der er seyn soll, der natürlich dankbar ist, ohne darüber nachzudenken. Außerordentlich treffend sagt er zum Amtmanne: »Ach, mit Seiner Erlaubniß, Er weiß ja gar nichts — von dem Mädchen, mein' ich.« — Ueberhaupt war im ganzen Stücke nicht eine

einzige Szene, die er nicht zur vollkommenen Zufriedenheit des Publikums ausgeführt hätte. Eben so gut gelingt ihm Jakob in der »Reise nach der Stadt.« Recht brav spielt er auch den Sekretair Dallner in »Dienstpflicht,« und den geheimen Rath in den »Advokaten.« Aber sein Förster in den »Jägern,« und noch mehr sein Garsias in »Galora von Venedig,« waren mir sehr zuwider.

Herr Schirmer spielt komische Rollen mit möglichstem Glücke. Er ersetzt mit Herrn Bachmann dem jüngern die Stelle des obengedachten Herrn Grüner, bei dessen Abgang das hiesige Publikum, — doch nein, nicht das Publikum, sondern nur einige erkaufte Schreier, — so gewaltigen Lärm machten. Herr Grüner soll als Komiker sehr brav gewesen seyn, darüber ist das ganze Publikum einstimmig; allein, daß er nicht unersetzlich gewesen, ist eben so gewiß. Wenn auch Herr Schirmer seine Stelle nicht ganz ausfüllt, welches mir selbst sehr wahrscheinlich ist, so ist doch dagegen Hr. Bachmann gewiß so brav, als nur irgend ein

andrer Komiker seyn kann. Herr Schirmer singt eine Art von Mitteltenor, aber ganz ohne Kunst. Als Kastellan im »rothen Käppchen,« und als Tobias Filz im »Hieronymus Knikker,« hat er mir ganz gut gefallen; aber mein ganzes Mißfallen hatte er als Rath Selling in den »Advokaten.«

Madame Schirmer spielt Karikaturrollen, kommt aber eigentlich in keinen Betracht.

Herr Schwarz spielt Helden- und Karakterrollen. Er ist einer der geübtesten und besten Schauspieler, die diese Bühne unter ihren Mitgliedern zählt. Wenn er ganz in seiner Laune und in seinem Fache ist, so setze ich ihn kühn dem so gerühmten Herrn Fleck an die Seite. Den Liebhaberrollen hat er meistentheils schon entsagt; dagegen wirft er sich mit vielem Glücke in das Fach der ernsthaften Männer. Den Grafen Essex habe ich noch fast nirgends so brav spielen gesehen, als von ihm. Herr Schwarz ist ganz der Mann, der diese Rolle mit der dazu erforderlichen Kühnheit und mit dem Trotze des ehrlichen Mannes

exekutiren kann. Aber in allem übertrifft er sich selbst als Czar Peter der Große. Mit welcher unnachahmlichen Rührung, die tief die Seele erschüttert, spricht er zu Menczikof, wenn er dessen Verschwörung erfährt: »Das Herzogthum Ingermanland war Dir zum Hochzeitsgeschenk bestimmt, und Du verräthst Deinen Czar, Deinen Freund!« — In allen Zügen sah man hier das Bild des gekränkten Freundes, den sein Einziger, für welchen er alles opfern wollte, so hintergangen hatte. Und wie wahr, wie herzeindringend vertheidigt er bald darauf eben diesen verrätherischen Freund vor Gericht; wie überzeugend spricht er für seine Unschuld! — Und als es ihm gelang, seinen Freund zu retten, und dieser dankvoll seinen unbekannten Vertheidiger kennen zu lernen wünschte, Peter ihm versöhnt die Hand schüttelt, und frägt: »Kennst Du mich nicht? Alexander!« — Wie Herr Schwarz diese wenigen Worte sprach, das war über alle Beschreibung rührend. Gleich darauf geht er, und spricht zu Menczikof: »In der Schlacht

bei Pultava war es, wo ich Dir ein Leben schuldig blieb; die Schuld ist abgethan!« — Aber noch vortrefflicher spielt Herr Schwarz den Czar im »Mädchen von Marienburg.« Ich hebe nur zwei Szenen aus, die am meisterhaftesten exekutirt wurden. Die erste Szene war die, wo er Natalien seine Leidenschaft gegen Chatinka gesteht, und von ihr zurechtgewiesen wird. Das Selbstgespräch, als ihn Natalie verlassen hat: »Meine Gnade? nein, braves, edles Weib, die hast Du nicht verwirkt!« u. s. w. Dies Selbstgespräch ward so meisterhaft deklamirt, daß man nichts Schöneres hören kann. Die zweite Szene war die, wo die entflohene Chatinka wieder zurückgebracht wird, und die erste Unterredung mit ihm hält; wo Zorn und Liebe mit ihm kämpfen, bald der eine, bald die andre auflodert, er sich endlich ganz überwindet, und mit unaussprechlicher Bewegung spricht: »Verzeih', Chatinka, Du kannst mich nicht lieben, und so ist's besser, wir sehn uns nie wieder! Zieh' hin in Frieden!«; dann sich eine Thräne trock-

net, ihre Hand drückt, und sich mit den Worten: »Gott begleite Dich auf Deinem Wege!« entfernt. — Freund, ich vergaß, daß ich im Schauspielhause war; ich glaubte den Czar, diesen wilden, großmüthigen Mann, selbst zu hören, so schön verstand Herr Schwarz die schwere Kunst, zu täuschen. Doch genug, um diesen liebenswürdigen Künstler kennen zu lernen, der den ersten Theatern Deutschlands Ehre machen würde! Die strengste Kritik findet an ihm kaum etwas zu tadeln, wenn man ihm Rollen giebt, die seinem Karakter angemessen sind. Freilich muß man ihn auch nicht zu allem brauchen; denn in alle Fächer paßt kein Mensch. Als Komiker wird er nie viel leisten; das fühlt er auch selbst, und er sucht sich, so viel wie möglich, davon zu entfernen. In der Oper singt er einen guten Baß, und sein Axur wird sehr brav gesungen und gespielt. In seinem Umgange ist er gefällig, freundschaftlich, und ohne allen Stolz.

Herr Strödel alternirt mit den Herren Kramp und Huray. Er ist ein sehr denkender

Schauspieler, der viele Rollen außerordentlich schön spielt, und keine eigentlich verdirbt; aber er besitzt gewisse alte, pedantische Maximen, welche aus der Mode gekommen sind, und die daher dem Zuschauer sehr auffallen. Wenn es ihm möglich wäre, diese abzulegen, so würde ich ihm nach Herrn Kramp die erste Stelle einräumen.

Madame Strödel soll ehemals sehr brav gewesen seyn. Zänkische Weiberrollen sind ihr Hauptfach; allein sie hat kein natürliches Spiel, und alles ist bis zum Ekel an ihr erkünstelt. Ich habe sie eigentlich nur einmal gut spielen sehen; dies geschah in der Rolle der Frau Schmidt in »Scheinverdienst,« die sie, wider Erwarten, sehr brav spielte.

Herr Schmidt alternirt mit den Herren Flögel, Kramp und Strödel, und hat ein sehr gutes, natürliches Spiel. Indeß ist er doch in der Oper am besten zu brauchen; er hat den besten Baß von allen Sängern dieser Bühne, und ich höre ihn sehr gern.

Madame Wollschowsky macht zänkische

Weiber, und zuweilen auch zärtliche Mütter, und ist in beiden Fächern sehr brav. Die Schwester des Hofraths in den »Hagestolzen« spielt sie in den kleinsten Nûancen schön. Auf jeden Fall steht sie hoch über Madame Fiala, die gegen sie gar nicht in Vergleich kommt. Ihr Singen ist von keiner Bedeutung.

Demoiselle Wollschowsky, die ältere, eine junge angehende Künstlerin, die besonders zu naïven Rollen viel Genie zeigt, und durch Fleiß und Anstrengung einmal unter den Priesterinnen Thaliens glänzen kann. Allein, wenn sie sich einbildet, itzt schon groß zu seyn, so muß ich ihr diesen Wahn benehmen, und ihr bedeuten, daß sie noch lange zu laufen hat, ehe sie den beiden Mesdames Bachmann gleich kommt. Sie scheint schon eine mächtige Porzion Eitelkeit zu besitzen, seitdem der anonyme Kritiker aus Danzig ihre Verdienste so gewaltig ausposaunt hat, der wahrscheinlich das berühmte Sprüchwort: »Liebe decket alle Mängel,« wahr machen wollte. Wie gesagt, in naïven Rollen hat diese junge Freundin der

Kunst schon viel geleistet. Ihre Margarethe ist unverbesserlich; aber sie versteige sich ja nicht zu Heldinnen, denn dazu hat sie weder Sprache noch Anstand. Ihre Ariadne ist davon ein traueriger Beweis. Sie hat in dergleichen Arten von Rollen einen komisch-ernsthaften Ton, der gar nicht zur ihrer Figur paßt. Ihre Singstimme ist gut und angenehm, obgleich schwach, und noch nicht durch Kunst ganz gebildet. Sie verspricht viel, wenn sie sich Mühe nimmt, und keinen Fleiß scheut; kommt sie aber auch einmal in Verwirrung, so hält es schwer, sie wieder ins Gleis zu bringen. Sie ersetzt die Stelle einer Demoiselle Kaltenbach, die an einen gewissen Herrn von Saken verheirathet ist, und eine vortreffliche Sängerin gewesen seyn soll. Ihre Pamina in der »Zauberflöte« kann noch niemand vergessen. Und doch, — sic transit gloria mundi, — die unbekannte Demoiselle Wollschowsky spielte nach ihr die Pamina, erreichte sie weder im Gesange noch in der Handlung, und — ward hervorgerufen! Ein so unverzeihlicher Leichtsinn, der mir äußerst

aufgefallen ist! Wenn man nur daran denken möchte, daß man dadurch nichts gut macht, sondern alles verdirbt! — Eine junge Künstlerin wird durch solchen unverdient ausgezeichneten Beifall nicht aufgemuntert, sondern eitel und stolz gemacht. Sie vergißt, daß sie noch nicht alle Berge überstanden hat, sondern daß noch viel vor ihr liegt, ehe sie eine Stufe erreicht, wo sie auf allgemeinen gerechten Beifall Anspruch machen kann. — Uebrigens lasse ich der Demoiselle Wollschowsky alle ihre Verdienste, und achte sie sehr als eine brauchbare Schauspielerin, die noch einmal viel werden kann; aber sie entferne die Schmeichler und Speichellecker von sich, die ihre Verdienste in den Himmel erheben, um einen günstigen Blick von ihr zu erhaschen. — Sie arbeite fleißig, dünke sich nie zu groß, nehme weise Belehrung an, und trotze nicht auf den Beifall einiger Schwätzer, welche irgend eine heimliche Absicht unter diesem Beifalle verstecken. Dann stelle ich ihr das Prognostikon, daß sie einst in den Theaterjournalen mit mehrerem Rechte

glänzen

glänzen wird, als itzt in der Schrift des erwähnten danziger Rezensenten.

Demoiselle Wollschowsky, die jüngere, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, zeigt einige Anlagen, hat aber eine heisere Stimme, und bis itzt keine bedeutende Rolle. Ernestine im »Herbsttage« ist die beste, die ich von ihr gesehen habe, und in welcher sie mir nicht mißfiel.

Herr Walter spielt Bedienten und Juden, aber nur die letztern mit Glück. Den Juden in »Dienstpflicht« macht er besonders gut. — Seine Männer von Gewicht und Ansehen, die er zuweilen auch erhält, sind klägliche, winzige Männlein. —

Madame Zander ist als Schauspielerin von keiner Bedeutung, als Sängerin aber brauchbarer; doch ist ihre Lilla sehr kläglich. Den höchsten Grad ihrer Kunst setzt sie in recht derbem Schreien, um eine volle Stimme zu affektiren, die aber sehr unangenehm ins Ohr fällt. Wenn sie sich mäßigt, und mit Lust spielt, woran es aber die meiste Zeit fehlt, so

ist sie recht angenehm anzuhören; indeß, das Sanfte und Hinreißende im Gesange der Demoiselle Wollschowsky wird sie nie erhalten. In allem steht sie weit unter ihr. Ihre Rede ist hart, rauh und mißtönend.

Herr Zander ist Soufleur der Gesellschaft, und läßt sich zuweilen recht laut in seinem Prophetenloche vernehmen.

Herr Gräff ist Kassirer, und denkt sich bei seiner Kasse als Regent des mogolischen Staats, prahlt mit großen Kenntnissen, die ihn, seiner Erzählung nach, wenigstens eine Stelle unter den ersten Gelehrten Europens, — nicht bloß Deutschlands, — geben müssen, ist höflich und unartig, je nachdem er gelaunt ist, und läßt oft dem angesehensten Manne seine Launen empfinden.

Herr Batt ist Theatermeister, begeht aber oft, mit seiner Brille auf der Nase, erstaunliche Fehler, läßt Wälder mitten in Stuben stehen, und so vice versa! —

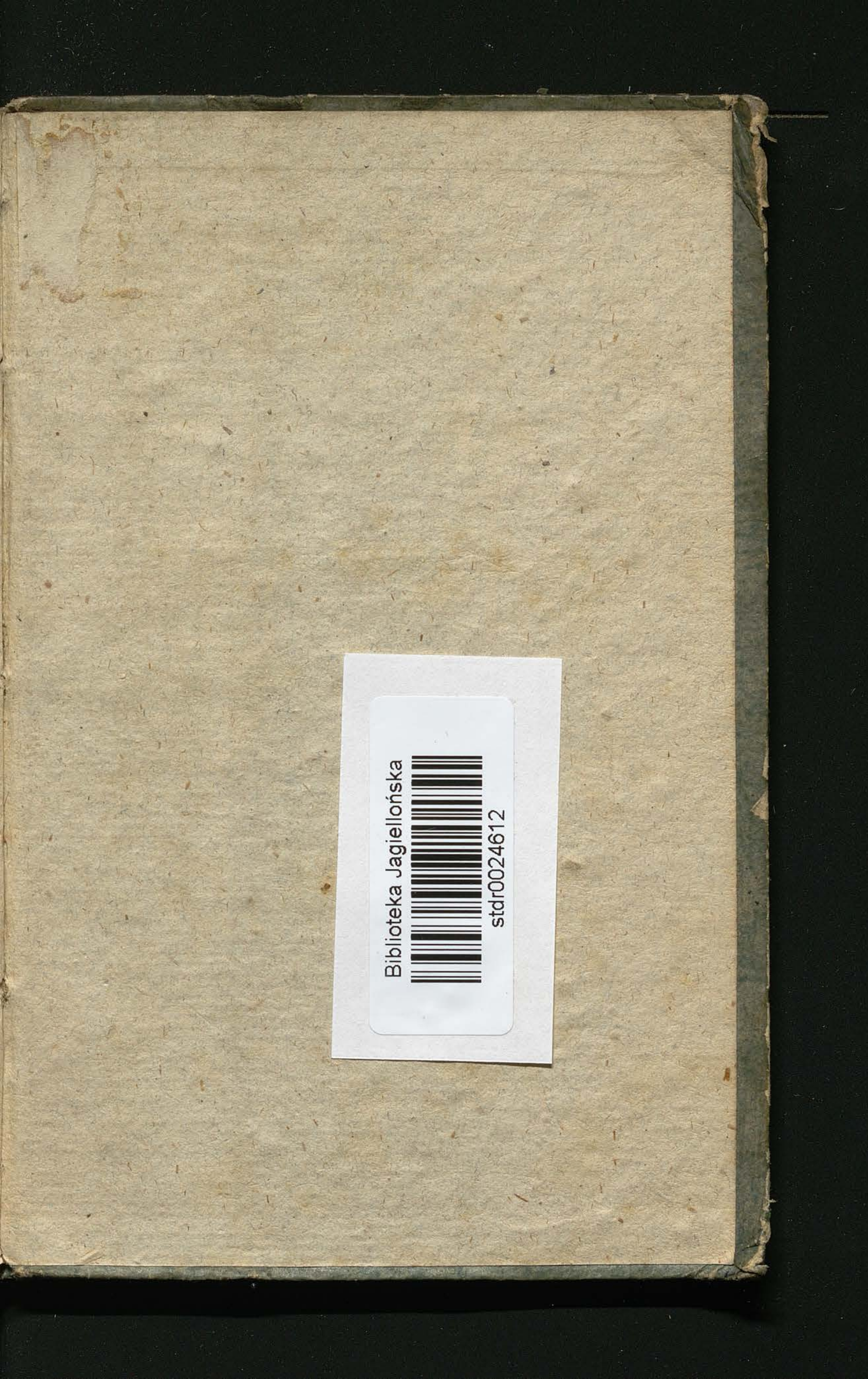
Da, mein Lieber, hast Du nun das Detail dieser Gesellschaft, die, wie Du siehst,

nicht klein ist, und sich auch, in Betracht ih-
rer vortrefflichen Mitglieder, zu den ersten in
Deutschland rechnen kann. Dekorazionen und
Garderoben, die in einigen Jahren besonders
sehr zugenommen haben, sind mannichfaltig
und zweckmäßig. Herr Steinberg verbessert
immer mehr, und ist unermüdet, das Vergnü-
gen eines Publikums zu befördern, von dem
doch wenigstens ein Theil oft undankbar handelt.

Nun lebe wohl, guter Junge! Den Win-
ter über werde ich hier verweilen, also darfst
Du noch viele Bemerkungen über manche Ge-
genstände erwarten. Grüße meine Freunde in
Berlin, und bleib' mir gewogen.

Ende des ersten Bändchens.




Biblioteka Jagiellońska
stdr0024612

